Werni Ch. (Wunderlich), Goethes Faust, ein politisches Gedicht? Literarisch-historischer Versuch. Brandenburg, Haeckert. 2.50 M.

Reber P. M., Erinnerung in Wort und Bild an die Gesamtaufführung des Goetheschen Faust auf der kgl. Hofbühne zu München. (10 Lichtdrucke und 1 Theaterzettel.) München, Finsterlin. 2 M.

Sevin, Goethes Dichtung und Wahrheit. 2. Auflage. Karlsruhe, Reiff. 80 Pf.

Goethe, Poésies lyriques. Avec notices et notes par L. Schmitt. Classe de rhétorique. 6e edition. Paris, Delagrave.

Goethe, an Schiller's Xenions. Selected and translated by P. Carus. Chicago. The open court publishing company.

Eckermann J. P., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von O. Roquette. 3. Band. (Bibliothek der Weltliteratur.) Stuttgart, Cotta. 1 M.

Ruland C., Aus dem Goethe-National-Museum I. (Schriften der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von B. Suphan. Band 10.) Weimar. Verlag der Goethe-Gesellschaft 1895.

Inhalt: Vorbemerkung. — Erläuterung zu den 24 Tafeln. — 1. Goethe, Oelgemälde von H. Kolbe. 2—10. Zeichnungen von Goethe: 2. a) Die Leonhardskirche. b) Die Sachsenhäuser Warte. 3. a) Cornelia. b) Goethe am Schreibtische. c) Wieland. 4. Aussicht vom Kickelhahn. 5. Stollen am Kammerberg. 6. Grund bei Martinroda. 7. Die Naturbrücke über die Ilm. 8. Rekrutenaushebung in Apolda. 9. Schloß Kochberg. 10. Dorfstraße in Thüringen. 11. Goethe, gezeichnet von Schmeller. 12. August von Goethe, von Schmeller. 13. Das Familienbild, von Seekatz. 14. Die Gerbermühle, von A. Radl. 15. Blick auf Frankfurt, von A. Radl. 16—24. Zeichnungen von J. Schmeller: 16. Knebel. 17. Einsiedel. 18. Fritz Stein. 19. Bettina von Arnim. 20. Wilhelm von Humboldt. 21. Graf Reinhard. 22. Grillparzer. 23. David d' Angers. 24. Mickiewicz.

Chuquet A., Paris en 1790. Voyage de Halem. Traduction, Introduction et Notes. Paris.

Hübler F., Milton und Klopstock. Mit besonderer Berücksichtigung des Paradise lost und des „Messias" (Schluß.) Programm. Reichenberg.

Kotzebue A. v., Die Deutschen Kleinstädter. Lustspiel in vier Akten. Edit. by Matthews and Witherby, London, Rivington, Percival and Co. 1895. 2 sh.

Krummacher, Parabeln (russisch). Petersburg, Lederle 1895. 40 Kop.

Lenz J. M. R., Pandaemonium Germanicum (1775) nach den Handschriften herausgegeben und erläutert. Berlin, Privatdruck.

Karl Weinhold zum fünfzigjährigen Doctorjubiläum dargebracht. Der ausführliche Commentar von Erich Schmidt. Als Anhang: Ramonds de Carbonnières Widmung der Dernières Aventures du jeune d' Olban an Lenz.

G. E. Lessings Sämtliche Schriften. Herausgegeben von K. Lachmann. 3. Auflage, besorgt durch F. Munker. Band 11. Stuttgart, Göschen. 4.50 M.

Lessing, Emilia Galotti. 5. (Titel-) Auflage. Stettin, Hagemann. 60 Pf.

Düntzer H., Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. Leipzig, Wartig. à 1 M.

32. Lessings Minna von Barnhelm. 6. Auflage.

33. Lessings Emilia Galotti. 4. Auflage.

Lessing G. E., Böles Náthán. Dramai költemény öt felvonásban. Németből ford. Zichy Antal. Budapest, Franklin-Verein. 1895. 40 kr.

Digitized by Google

Schillers Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von F. Jonas. Kritische Gesamtausgabe. 6. Band. (Mit 3 Bildnissen und 1 Tafel.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 3 M.

Der vorliegende Band enthält Schillers Briefe vom Januar 1799 bis November 1802 (Nr. 1425—1833). Bisher ungedruckt waren: Fünf Briefe an Göschen vom 26. April 1799 (Nr. 1453), 18. November 1799 (Nr. 1524), 20. April 1800 (Nr. 1575), 31. Mai 1802 (Nr. 1799 fragmentarisch), 4. Juli 1802 (Nr. 1806); zwei Briefe an Gädicke vom 24. und 27. September 1799 (Nr. 1500 und 1502); ein Brief an Göpfert vom 20. Mai 1800 (Nr. 1584); ein Brief an Crusius vom 28. August 1800 (Nr. 1619); ein Brief an Unger vom 26. April 1801 (Nr. 1686); ein Billet an Apotheker Schwarze in Jena vom 4. Februar 1802 (Nr. 1757); ein Billet an Kirms vom Februar 1802 (Nr. 1759). Aus den Anmerkungen hebe ich die Bemerkungen über Schillers Verhältnis zu seiner Mutter (zu Nr. 1504), über die Quellen der Macbeth-übersetzung (zu Nr. 1560), über Schillers Beurteilung von Goethes Ehe (zu Nr. 1634), über einen Grundsatz der Schillerschen Poesie (zu Nr. 1808) hervor; S. 471 wird ein Brief Iffflands an Schiller vom 20. Mai 1800 mitgeteilt. Die Nr. 1460 ist kein Brief, sondern eine Quittung, und hätte daher so wenig wie andere Quittungen in die Briefsammlung Aufnahme finden sollen. A. L.

Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers. Mit Einleitung von L. Geiger. 1. Band. (Bibliothek der Weltliteratur.) Stuttgart, Cotta. 1 M.

Schillers Werke. Herausgegeben von L. Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 3. 4. 7. 8. Band. Leipzig, Bibliographisches Institut. à 2 M.

Möller M., Studien zum „Don Carlos". Nebst einem Anhange: Das Hamburger Theatermanuskript (Erster Druck). Greifswald, Abel. 4.80 M.

Inhaltsangabe: 1. Schillers „Menschenfeind", eine Vorstudie zum „Don Carlos". — 2. Einfluß der Lektüre Schillers auf den „Don Carlos". I. „Julius von Tarent". II. Shakespeare. III. Lessings „Nathan". — 3. Einwirkung eigener Erlebnisse auf den „Don Carlos". — 4. Die Buchausgaben des „Don Carlos". I. Die Tendenz des „Don Carlos". II. Charakteristik. III. Landschaftliches Colorit. Der spanische Hof. IV. Bühnentechnische Verbesserungen. V. Verbesserungen im Ausdruck. — 5. Die Prosafassung vom Jahre 1787. — 6. Die Hamburger Theaterhandschrift. — Anhang: Abdruck der Hamburger Theaterhandschrift.

Schillers Braut von Messina. 5. (Titel-) Auflage. Stettin, Hagemann. 60 Pf.

Popel A., Der falsche Demetrius in der Dichtung mit besonderer Berücksichtigung Schillers und seiner Fortsetzer. (Schluß.) Programm. Linz.

Schiller, Das Lied von der Glocke. Mit der lateinischen Uebersetzung von J. D. Fuß. Warendorf, Schnell. 50 Pf.

Czernecki J., Pieśń o dzwonie Schillera wraz z polskim przekładem J. N. Kamińskiego, z uwagami wstępnymi do poematu idt. Lemberg. 35 kr.

Schiller, Das Lied von der Glocke und seine geistvollsten Parodieen. Berlin, Pritschow. 2.50 M.

Schiller F., Mózes küldetése. Ford. Jurany G. Budapest, Franklin-Verein. 10 kr.

Conrad H., Schillers Realismus. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.) Hamburger Verlagsanstalt. 1 M.

Muhlenbeck E., Eulogе Schneider 1793. Paris, E. Bouillon. 15 fr.

Digitized by Google

Sauer A., Johann Gottfried Seume. Festrede zur Enthüllung seines Denkmals in Teplitz am 15. September 1895 (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag Nr. 208). Prag, Härpfer. 20 kr.

Kern R., Beiträge zu einer Charakteristik des Dichters Tiedge. Berlin, Speyer und Peters. 1.80 *M.*

19. Jahrhundert.

Bottermann W., Die Beziehungen des Dramatikers Achim von Arnim zur altdeutschen Literatur. Göttingen, Peppmüller. 1.20 *M.*

Inhalt: Einleitung: Die altdeutschen Studien A. v. Arnims. — I. Poetische Vorlagen bearbeitet in loserem Anschluß. 1. Die Päpstin Johanna. 2. Halle und Jerusalem. II. Engere Anlehnung an poetische Quellen. 1. Janns erster Dienst. 2. Herr Hanrei und Maria vom langen Markt. 3. Der wunderthätige Stein. 4. Jemand und Niemand. III. Prosaquellen benutzt. 1. Die Appelmänner. 2. Glinde, Bürgermeister von Stettin. 3. Die Vertreibung der Spanier aus Wesel im Jahre 1629. 4. Das Loch oder das wiedergefundene Paradies. — Anhang: Marino Caboga. — Schluß: Zusammenfassende Beurteilung des Dramatikers A. v. Arnim.

Alexis W. (W. Häring), Die Hosen des Herrn von Bredow. Vaterländischer Roman. 13. Auflage. Berlin, Janke. 2 *M.*

E. M. Arndts Werke. Erste einheitliche Ausgabe seiner Hauptschriften. Mit Anmerkungen herausgegeben von H. Meisner. 6. Band. Leipzig, Pfau. 4 *M.*

Arndt E. M., Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein. Herausgegeben von R. Geerds. (Universalbibliothek.) Leipzig, Reclam. 20 ₰.

Arent, Mein Unternehmen „Die Musen". Berlin, Rauck (Fritz Rühe).

Bodenstedt F. von, The Mountain Lake, and other Poems. Trans. from the German. With a Brief Biographical Introduction by J. Preston, Including a Photograph and Facsimile Letter. Together with a Bibliography of the Poet's Works, and an Account of the Funeral Ceremony and Orations. London, Roxbourghe Press. 1895. 6 sh.

Carbauns H., Die Märchen Clemens Brentanos. (Vereinsschrift der Görresgesellschaft, 1895. 3. Heft.) Köln, Bachem. 1.80 *M.*

Büchner G., Der hessische Landbote. Sowie des Verfassers Leben und politisches Wirken von E. David. (Sammlung gesellschaftswissenschaftlicher Aufsätze.) München, Ernst. 60 ₰.

Chamisso A. v., Peter Schlemihl, il. by Marold and Mittis. Boston, Knight. 1895. 75 c.

Eichendorff J. Freiherr v., Gedichte. Für die Frauenwelt ausgewählt von C. Braun. Mit 8 Vollbildern in Lichtdruck. 3. Auflage. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. 2.50 *M.*

Freytag G., Graf Waldemar. Schauspiel. 5. Auflage. Leipzig, Hirzel. 2 *M.*

Freytag G., Soll und Haben. Roman. 44. Auflage. 2 Bände. Leipzig, Hirzel. 6.75 *M.*

Freytag G., Die verlorene Handschrift. Roman. 26. Auflage. 2 Teile. Leipzig, Hirzel. 7.50 *M.*

Freytag G., Die Ahnen. Roman. 1. Abteilung. Ingo und Ingraban. 22. Auflage. Leipzig, Hirzel. 6.75 *M.*

Geibel, Sophonisbe (russisch). Moskau, O. Laschkewitsch. 1 R.

Gerok K., Palmblätter. 114. Auflage. Der Taschen-Ausgabe 29. Auflage. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 3 *M.*

Digitized by Google

Gerok K., Der letzte Strauß. Vermischte Gedichte. Der „Blumen und Sterne“ neue Folge. 16. Auflage. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 3.50 M.

Gerok K., Unter dem Abendstern. Gedichte. 12. Auflage. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. 3.50 M.

Gotthelf J., Wie Joggeli eine Frau sucht. — Servaz und Pankraz. Zwei Erzählungen. (Bibliothek für alle.) Basel, Koehler. 15 ₰.

Gotthelf J., Hans Jakob Heiri oder die beiden Seidenweber. Erzählung. Leipzig. Sächsischer Volksschriftenverlag. 50 ₰.

Grabbe Ch. D., Don Juan und Faust (Meyers Volksbücher). Leipzig. 10 ₰.

Grillparzer, Sappho (russisch). Moskau, Lewenson. 1895. 75 Kop.

Sauer A., Aus dem alten Oesterreich. Kleine Beiträge zur Lebensgeschichte Grillparzers und zur Charakteristik seiner Zeit. Als Handschrift gedruckt. Prag 1895.

Inhalt: I. Ein poetisches Fragment Grillparzers. — II. Die Unterdrückung des Gedichtes „Die Ruinen des Campo Vaccino“. Sedlnitzky an Kaiser Franz mit der Erledigung des Kaisers (1819). — III. Die Aufführung und Druclegung von „König Ottokars Glück und Ende“ 1—13. — IV. Wiener Gasthausleben im Vormärz. 1. Zur Geschichte der Ludlamshöhle. 2. Daffingers Polizeigeschichte. 3. Zur Nachgeschichte der Ludlamshöhle. — V. Zur Geschichte des Trauerspiels: „Ein treuer Diener seines Herrn“ 1—4. — VI. Ein anonymer Bericht über Grillparzer aus dem Jahre 1838. Von dem Grafen Majlath. — VII. Ein politischer Schmähbrief an Grillparzer (1861). — VIII. Ein Jugendgedicht Grillparzers: Rundgesang.

Halm F., Der Sohn der Wildnis. Dramatisches Gedicht. 10. Auflage. Wien, Gerold. 1.20 M.

Hammer J., Schau um dich und schau in dich. Dichtungen. 2. Auflage. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 2 M.

Hamerling Robert, Amor und Psyche. Eine Dichtung in sechs Gesängen. 9. Auflage. Mit einer Original-Titelzeichnung von E. A. Fischer-Körlin. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 3 M.

Rabenlechner M. M., Hamerling. Sein Leben und seine Werke. Mit Benützung ungedruckten Materials. Erster Band: Hamerlings Jugend. — Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 5 M.

Inhalt: Widmung. — Vorwort. I. Waldheimat (24. März 1830 bis Juli 1840.) II. „In clara valle“ (Juli 1840 bis 15. August 1844.) III. Neues Leben (15. August 1844 bis 13. September 1846.) — Anhang: Tagebuch meiner Heimatreise im Jahre 1867 von Robert Hamerling.

Die umfangreiche Publication zerfällt in zwei Theile von sehr verschiedenem Wert: in Documente, die von höchster Wichtigkeit für Hamerlings Entwicklung und für die Erkenntnis dichterischen Schaffens überhaupt sind und hier zum erstenmal gedruckt vorliegen; und in Zuthaten des Herausgebers, die wenig Geschick verrathen. Das Buch wird mit einem gut gemeinten Gedicht „An Minona“ von M. Rabenlechner eingeleitet; die Vorrede druckt die weitläufige und obsolete Befehdung eines Gegners des Hamerling-Denkmales nach, die mit ihrem flachen Spötteln über die Herausgabe „Goethischer Waschzettel“ gewiß nicht in die Einleitung eines litterar-historischen Buches gehört.

Es läßt sich dem Verfasser überhaupt nur wenig Gutes nachrühmen. Das Vorurteil gegen die Compilation von Darstellung mit Briefen und Tagebüchern mag ja Baechtolds „Keller“ erschüttert haben; aber welche Weitschweifigkeit, die selbst vor der Erörterung einer „paläozoischen, mesozoischen und känozoischen Meeresdeckung“ im niederösterreichischen Waldviertel nicht zurückschreckt, welche Redseligkeit in den Anmerkungen, die sich in Ausfällen

Digitized by Google

gegen Gymnasialprofessoren ergehen, mit denen der Verfasser in seiner Schulzeit schlecht ausgekommen ist! Und diese schrankenlose Freude an der kleinsten Entdeckung, die sich in den fettesten Lettern Luft macht, diese schier endlosen Inhaltsangaben von Knabenarbeiten Hamerlings! Und nicht zuletzt diese gedunsene Schreibart mit dem trotz Jean Paul unerträglichem Schwund der Hilfszeitwörter. (Wie schön klingen Sätze, wie: „. . . freilich, ohne auch nur im entferntesten zu ahnen, daß ihr Liebhaber der bestialische Mörder seines greisen Lehrers Johann Konrad Blank!“ S. 277, oder: „Es wurde dafür gehalten, daß diese so strenge Verurteilung nicht zum geringsten Blumauer zuzuschreiben“ S. 278).

Trotz alledem — so wenig lobt oft das Werk den Meister — verdanken wir Rabenlechner ein durchaus lehrreiches, in manchen Partien sehr interessantes Buch. Die Neigung Hamerlings, schon in frühester Jugend Tagebücher und gewissenhafte Aufzeichnungen zu führen, rücken das Buch in die erste Reihe dichterischer Selbstbiographien und Confessionen. Ganz besonders hoch ist sein Wert durch den frühen Zeitpunkt, mit dem die Selbstbeobachtung beginnt. Von großer Bedeutung für jeden Literaturforscher sind besonders die im 1. Abschnitt des 3. Teils abgedruckten Tagebuchblätter. Was hat der 14- und 15jährige alles gelesen und wie weiß er zu lesen! Homer, Robinson, in dem er sofort das wesentliche erkennt, Bulwer, Ciceros Somnium im Urtext, Schröder, Klopstock, Brandes, Pyrker, Langbein, Calderon, Zedlitz, Aurelius Prudentius, Wieland, Lessing, Schiller, Raupach, Kotzebue vom ersten bis zum letzten Bande, Walter Scott, Euripides (Medea), Tiedge, Ewald v. Kleist, Mendelssohns Phädon, Bürger, J. J. Engel, Babo, J. N. Vogl, Herder (Blumenlese), die Bibel (als tägliche Lektüre), Voltaire (Olympia), Matthisson, Uhland, Hoffmann, Chamisso, Seidl, Hackländer, Musäus, Friedrich Kaiser, Schlegels Vorlesungen, Virgil, A. v. Haller, Thümmel, Logau, Johannes von Müller, Freiligrath, Justinus Kerner, Eugen Sue, dazu belehrende und theoretische Schriften, Volksbücher und Volkskalender, diese enorme Bücherliste vermochte der 15jährige Gymnasiast und Stundenlehrer in etwa 1½ Jahren nicht blos zu bewältigen, sondern aufs Beste zu verdauen. Das kluge und bei aller jugendlichen Wärme so richtige Urteil, das er über die einzelnen Autoren fällt, spricht dafür. Seine Lieblingsdichter sind Uhland, der ihm den besten Begriff echter Poesie beigebracht, Körner, dessen Leier und Schwert seinen Enthusiasmus erregt und der „herzliebste Hoffmann“ zu dem er sich mit „magisch-sympathetischer Kraft“ hingezogen fühlt. „Miß Sara“ ist ihm in jeder Beziehung hoch, edel, erhaben, vollendet; von Philotas ist er bezaubert, er verehrt den geistvollen Dichter, macht aber in sehr hübscher bescheidener Art Verbesserungsvorschläge. Die „Räuber“ sind ihm kurzweg ein „herrliches, üppiges, originelles Werk.“ Demetrius aber eine kostbare Reliquie, deren Unvollständigkeit ihm ein „Schade, schade, schade!“ entlockt. Tiedges Urania ist ein erhabenes Meisterwerk, das jeder Christ kennen sollte; von Ewald v. Kleist urteilt er: „Wenig hat er uns hinterlassen, aber was er uns hinterließ, ist vollendet und unsterblich.“ Goethes Iphigenie heilt ihn von der „Verachtung,“ mit der er dem Dichter lindlich begegnet war. Matthissons zählt er zu den „genialeren und originelleren Köpfen Deutschlands“, Chamisso ist ein „seltsamer Kerl“. Ueberraschend fein sagt er von Klopstock: „Er ist ein wahrer Festschmaus für riesige Geister; kleinere Geister mögen ihn, da er allein zu scharf ist, mit leichteren und weicheren Dekokten vermischt einnehmen. Er ist ein wahrer Commentar zu den Werken Gottes.“ Agathon ist ihm ein eminent moralisches Buch, weil es die Klippen der Tugend beleuchtet; der Dichter des Ahasverus vergleicht dazumal Schilderungen von aufgebauschter Sinnlichkeit mit einem Leichnam

Digitized by Google

im Flitterstaat. Haller ist der größte didaktische Schriftsteller. Logau der Fürst der Epigrammatisten. Freiligrath ist ein Genie und ein Dichter im vollsten Sinn des Wortes. Er, Schiller und Uhland sind die Repräsentanten dreier verschiedener Dichtungsarten — „alle drei habe ich recht lieb." Mit großer Ruhe und seinem Verständnis urteilt er über Kotzebue, den er aufs gründlichste durcharbeitet. Früh genug ist der junge Schüler von Gedanken an seinen künftigen Ruhm erfüllt: „Ein Poet muß sich viel in der Welt umsehen" ruft er sich bei Zeiten zu, dramatische Stoffe beschäftigen ihn gar stark und der „Heraclusbund," den er sechzehnjährig mit Anton Bruckner stiftet, setzt fest, daß ein jeder der Heraclusbrüder gehalten sei für den Ruhm, die Förderung, eventuell für das literarische Andenken des anderen zu thun, was immer in seinen Kräften stehe.

Es ließe sich noch vieles hervorheben, was charakteristisch ist für Robert Hamerling und für den Dichter überhaupt. Vielleicht gibt der in Aussicht stehende 2. und 3. Band hiezu Gelegenheit. Möge der Bearbeiter zu seiner schönen Aufgabe heranreifen. Rudolf Fürst.

Hauff W., Lichtenstein (épisode de l'histoire du Wurtemberg), roman. Traduit de l'allemand par E. et H. de Suckau. Paris, Hachette. 1 fr.

Hauff W., Lichtenstein, roman historique. Avec notices et notes par L. Schmitt. Classe de seconde. 5e édition. Paris, Delagrave.

Hauff W., Fairy tales; from the German by P. E. Pinkerton. Philadelphia, Mc. Kay. 75 c.

Hauff W., The little glass mann, and other stories; from the German. New York, Macmillan. 75 c.

Nassen J., Heinrich Heines Familienleben nebst einer Heine-Literatur. Fulda, Druck und Kommissions-Verlag der Fuldaer Aktiendruckerei 1895. 5 ℳ.

Eine ebenso überflüssige, wie schlecht durchgeführte Arbeit. Obgleich der Verfasser von dem Einfluß seiner Untersuchungen auf die Heineforschung einen besonders hohen Begriff hat, sich etwas darauf zu gute thut, daß er auch die Werke des Dichters — Gedichte und Prosa — seinen Betrachtungen zu Grunde legt (S. 6), auch mit jeder „Schmuserei" aufzuräumen verspricht (S. 16), so enthält sein Buch doch nichts anderes, als eine Reihe kritiklos neben einander abgedruckter Stellen von Briefen Heines und Citaten aus der Heineliteratur. Dabei ist es dem Verfasser völlig gleichgiltig, ob er es mit den Forschungsergebnissen von Elster, Prölß und Karpeles, mit dem Geschwätz der Herren Kohut und Weill oder mit den Böswilligkeiten des von Elster (Jahresberichte für neuere Literaturgeschichte II) sattsam gekennzeichneten S. Brunner zu thun hat. Wie leicht Nassen zu seinen Resultaten gelangt, dafür giebt S. 14 ein köstliches Beispiel. Heine hat im Verlauf von Jahren ein paarmal in Briefen Wendungen wie „Gottes Wille geschehe", „das weiß Gott" angewendet. Daraus folgert Nassen wörtlich: „Ich glaube, daß diesen Zeugnissen gegenüber nicht mehr gelegnet werden kann, daß er wirklich zum Glauben an einen persönlichen Gott zurückgekehrt ist." (!) Gleichzeitig kann diese kühne Entdeckung auch als Probe für die nachlässige Disposition der Arbeit dienen: sie ist an den Schluß des § 2 „H. Heines Verhältnis zu Mutter und Schwester" gestellt. Thatsächlich kommt Nassen in seinem ganzen nichtssagenden Verbindungstext regelmäßig vom hundertsten ins tausendste, um dann mit einem „Doch kehren wir . . . zurück" oder mit seinem beständigen „Hierher paßt auch", „Hier möchte ich anfügen" eine gebrechliche Brücke zu schlagen. Wie wenig Nassen das Wesen seines Dichters versteht, zeigt sich am besten auf S. 15, wo er dem „leichtsinnigen Poeten" eine „ernste, edle, deutsche Gattin" wünscht, oder S. 9, wo er sich sehr entrüstet, daß der kosende Sohn den „wenig Achtung"

Digitized by Google

verratenden Ausdruck „alte Schachtel“ seiner Mutter gegenüber anwendet. Von der Sorglosigkeit der Textbehandlung nur ein klassisches Beispiel. Caput XXVI des Atta Troll lautet nach Nassen S. 44:

„Als ich — vor'gen Sonntag
„Mich verging mit Julietten . . . .“

Aber auch das „gesammte Material“, auf das Nassen so stolz ist (das Titelblatt verspricht eine Darstellung „nach sämtlichen vom Dichter selbst vorliegenden Nachrichten“), beherrscht er in ganz unzulänglicher Weise. So bespricht er das Verhältnis Heines zur Mutter, ohne das herrliche XX. Kapitel von „Deutschland, ein Wintermährchen“ zu kennen (eine kaum glaubliche Schleuderhaftigkeit), ohne die prächtige Charakteristik in den Memoiren (Engel S. 99 f.) zu erwähnen. Für das Verhältnis zur Schwester wäre wohl die „artige und liebevolle“ Widmung des „Neuen Frühling“ (1831) bemerkenswert gewesen. In der Mathildenfrage läßt er sich Charakteristisches in Menge entgehen: so das Gedicht „Für die Mouche“ (Elster 2, 45), die von Engel veröffentlichten Briefe an die Mouche, das Tagebuch Grillparzers vom 27. April 1836, das ergreifende Gedicht „Ich war, o Lamm, als Hirt bestellt“ (2, 42). Dafür ergeht er sich seitenlang (S. 35 ff., S. 85 ff.) in den fadesten Klatschereien darüber, ob und wie Heine seine Frau geschlagen hat. Eben so vieles übersieht er bei Darstellung des Verhältnisses Heines zu den Hamburger Verwandten, das er ganz unvermittelt im Anschluß an Mathilde behandelt; z. B. das bekannte Gedicht (2, 109) „Zum Lazarus“: „Nachts erfaßt vom wilden Geiste“ („Siegfried gleich dem hürnen Recken — Wußten sie mich hinzustrecken — Leicht erspäht Verwandtenlist — Wo der Held verwundbar ist“) oder das furchtbare Lazarus-Gedicht: „Es gab den Dolch in Deine Hand“. Letzte Gedichte und Gedanken, herausgegeben von Strodtmann 1869, S. 178):

„Nun weiß ich, was ich wissen wollt'
„Und gern, mein Mörder, will ich Dir verzeihn,
„Doch hindern kann ich nicht, daß jetzt
„Schmachvoll die Teufel Dir ins Antlitz spei'n.“

Den Schluß der Schrift bildet eine lahme Parallele mit Goethe, in der in ungewöhnlich geschmackloser Weise im Anschluß an die „wirklich großen Gedanken“ des übel beleumundeten A. Weill Goethe wegen des „schlechten Beispiels“, das er durch seine „Leichtfertigkeit“ der Nation gegeben, geschulmeistert wird. Ein Citat aus Baumgartner wird dann zur Glorificierung von „Schiller und Körner“ verwendet, die im „schärfsten Gegensatz“ zu „Goethe und Heine“ stehen. — Der „Anhang“, der eine Zusammenstellung der Heineliteratur bringt, ist etwas sorgfältiger gearbeitet und vergißt, bei ganz belangloser Beurteilung, so weit ich sehen kann, keine der wichtigeren Erscheinungen. — Darstellung und Methode der Schrift sind durchweg verfehlt. R. Fürst.

Kaufmann D., Aus Heinrich Heines Ahnensaal. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. 4 M.

Heine H., Ratcliff, Eine Operndichtung. Vollständiges Buch. Durchgesehen und herausgegeben von C. F. Wittmann (Universalbibliothek). Leipzig, Reclam. 20 Pf.

Heine H., Oeuvres. Extraits par Ch. Sigwalt. Paris, Garnier frères.

Heine H., Lieder tradotti da D. Menghini. Parma, Ferrari e Pellegrini. 1895. 2 l.

Heine H., Di notte nella cabina; dal Mare del Nord. Versione di G. Vigolos. Vincenza, Franzoi. 1895.

Digitized by Google

Heine H., Reisebilder: schizzi di viaggio. Traduzione di A. Cimino Foti. Milano, libr. edit. Galli di C. Chiesa e F. Guindani. 2 vol. 5 l. 1895.

Gaddi G., Saggio di traduzione da Heine. Santarcangelo, Gangnelli. 1895.

Herloßsohn K., Die Tochter des Piccolomini. 3. Band. (Die besten Romane der Weltliteratur. V. 5.) Teschen, Prochaska. 50 ₰.

Briefe von und an Georg Herwegh. Herausgegeben von M. Herwegh. Ferd. Lassales Briefe an Georg Herwegh. Nebst Briefen der Gräfin Sophie Hatzfeldt an Frau Emma Herwegh. Mit einem Brief und Bild Lassales. Zürich, Müller. 4 ℳ.

Wilbrandt A., Hölderlin. — Reuter. (Geistesheiden. Eine Sammlung von Biographien.) 2. Auflage. Berlin, Hoffmann. 2.40 ℳ.

Hoffmann, Seltsame Leiden eines Theaterdirektors (russisch). Petersburg 1895. Lederle.

Hoffmann, Nußknacker und Mausekönig (russisch). Petersburg, Lederle. 1895. R. 1.25.

Hoffmann E. T. A., Erzählungen (russisch). Kiew, Johanson. 1895.

Immermann K., Das Trauerspiel in Tirol. (Meyers Volksbücher.) Leipzig. 20 ₰.

Fellner R., Was ihr wollt. Ein Lustspiel von William Shakespeare. Mit Benutzung einer dramaturgischen Skizze Karl Immermanns nach dem Prinzip der altenglischen Bühne eingerichtet (Aufführung im Deutschen Volkstheater am 17. Februar 1896). Wien, Druck von J. Weiner.

Programm der Bearbeitung.

Keller Gottfried, Gesammelte Werke. 1.—6., 8.—10. Band. 10. 14. und 16. Auflage. Berlin, Besser. à 3 ℳ.

Baechtold J., Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. 1. Band. 1819—1850. 4. Auflage. Berlin, Besser. 7 ℳ.

Kinkel G., Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in 12 Abenteuern. 75. Auflage. Stuttgart, Cotta. 3 ℳ.

Kleist H. v., Sämtliche Werke. Mit einer biographischen Einleitung von K. Siegen. Leipzig, Fock. 1.75 ℳ.

Conrad H., Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter. Berlin, Walther. 80 ₰.

Vortrag, gehalten im Kasino der Haupt-Kadettenanstalt (Dezember 1895).

Minde-Pouet G., Heinrich von Kleist. Seine Sprache und sein Stil. I. Dramatischer Stil. Berliner Dissertation. Weimar, Felber.

Die folgenden Kapitel sollen enthalten: B. Kleists epischer Stil. C. Die poetischen Kunstmittel der Kleistschen Sprache. D. Die Eigenheiten des Kleistschen Stils. E. Wiederholungen im Stile Kleists F. Grammatisches.

Aus den Thesen: III. Das System des Angelus Silesius ist ein pantheistisches und mit den Lehren des Christentums nicht in Einklang zu bringen. — IV. Clemens Brentanos „Geschichte vom braven Kasperl und der schönen Annerl" beruht weniger auf der Romanze „Der Fähndrich" als auf der Romanze „Weltlich Recht". (Des Knaben Wunderhorn 1846. 3, 286 und 2, 203). — V. Im Manuskript von Kleists „Penthesilea" 31b (Zolling Vers 1021) ist „gntgekeilte" in „gluntgekeilte" zu verbessern. — VI. Goethe hat mit „Künstlers Apotheose" Kleist zu seinem „Brief eines jungen Dichters an einen jungen Maler" angeregt. VII. Kottwitzens Worte im „Prinzen von Homburg" II, 1: „Bin ich ein Pfeil, ein Vogel, ein Gedanke, daß er mich durch das ganze Schlachtfeld sprengt?" sind nicht als Entlehnung aus Shakespeares „Heinrich IV. Teil II" IV, 3, sondern mit

Digitized by Google

Lichtenstein als eine Reminiscenz an jene bekannte Scene des Volksschauspiels vom Doktor Faust zu fassen. — VIII. H. v. Kleist darf nicht als der Verfasser der drei in der „Gegenwart“ 1886 Nr. 14 von Zolling mitgeteilten Gedichte angesehen werden.

Körner Tivadar, Zrinyi. Szomorujatek 5 felvonásban. Németböl ford. Szemere Pál. Körner Zrinyröl. Birálat. Irta Kölcsey. Budapest, Franklin-Verein 1895. 30 kr.

Kürnberger H., Schulmädchen und Hausfrau. Novelle. (Nationalbibliothek.) Wien, Daberkow. 20 ₰.

Kürnberger H., Heimlicher Reichtum. Novelle. Wien, Daberkow. 40 ₰.

Lassalle F., Franz von Sickingen, seine dramatische Dichtung für die Bühne bearbeitet und eingerichtet von O. G. Flüggen. München, Schupp. 1.50 ℳ.

Ludwig O., Der Erbförster. Trauerspiel. Leipzig, Grunow. 1.10 ℳ.

Ludwig O., Der Erbförster (Bibliothek der Gesamtliteratur.) Halle, Hendel. 25 ₰.

Ludwig O., Der Erbförster. (Universalbibliothek.) Leipzig, Reclam. 20 ₰.

Ludwig O., Die Makkabäer. Trauerspiel. Leipzig, Grunow. 1.10. ℳ.

Ludwig O., Die Makkabäer. (Universalbibliothek.) Leipzig, Reclam. 20 ₰.

Ludwig O., Die Makkabäer. (Bibliothek der Gesamtliteratur.) Halle, Hendel. 25 ₰.

Ludwig O., Das Fräulein von Scudery. Schauspiel. Nach E. T. A. Hoffmanns Erzählung. Leipzig, Grunow. 1.10 ℳ.

Ludwig O., Zwischen Himmel und Erde. Leipzig, Grunow. 1.60 ℳ.

Ludwig O., Zwischen Himmel und Erde. (Universalbibliothek.) Leipzig, Reclam. 40 ₰.

Ludwig O., Die Heiterethei. Leipzig, Grunow. 1.60 ℳ.

Ludwig O., Novellen. (Aus dem Regen in die Traufe. Die wahrhaftige Geschicht von den drei Wünschen. Aus einem alten Schulmeisterleben. Maria.) Leipzig, Grunow. 1 ℳ.

Marggraff H., Fritz Beutel, Eine Münchausiade. (Meyers Volksbücher.) Leipzig. Bibliographisches Institut. 60 ₰.

Mörike E., Mozart pragai utazasa. Németböl fordittota B. J. Budapest, Franklin-Verein. 1895. 20 kr.

Reuß E. Fürstin, Philipp Nathusius Jugendjahre. Nach Briefen und Tagebüchern unter Mitwirkung von M. v. Nathusius. Berlin, Besser. 5 ℳ.

Nestroy J., Der Talismann. Posse und Gesang. Nationalbibliothek. Wien, Daberkow. 40 ₰.

Nissel F., Dramatische Werke. 3. Folge. Nebst einem Anhang: Gedichte. Stuttgart, Cotta. 6 ℳ.

Inhalt: Ein Wohlthäter. — Rudolf von Erlach. — Ein zweites Leben. — Timur in Ispahan (Fragment). — Mohammed der Prophet (Fragment). — Gedichte: Verwehte Blätter. Gedankengräber. Phantasie. Cid. Der Patriarch. Das Bild des Zeus. Freundeslächeln. Der Töne Quell. Der seltne Gast. Mailand 1848 (ein Fragment). Aphorismen.

Petersen M., Die Irrlichter. 47. Auflage. Berlin, Pätel. 3 ℳ.

Petri J, Rothe Erde. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von E. Schmidt. Berlin, Paetel. 5.50 ℳ.

Platens Werke. Herausgegeben von G. A. Wolff und V. Schweitzer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 2 Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. à 2 ℳ.

Diese schöne Auswahl aus Platens Werken ist nach den allgemeinen Principien der Klassikerausgaben des Bibliographischen Institutes veranstaltet.

Digitized by Google

Der erste Band enthält die Gedichte nach der letzten von Platen selbst besorgten Ausgabe von 1834, nur vermehrt durch die „Festgesänge“ und durch die „Polenlieder“; entspricht also der ersten Abteilung in Redlichs Gedichtausgabe. Ein Anhang fügt nur wenige (11) Gedichte hinzu, „einmal solche, die, ohne daß sie Platen in die letzte Sammlung aufgenommen hätte, doch allgemein bekannt und beliebt geworden sind, wie das von Schubert komponierte ‚Die Liebe hat gelogen‘, sodann die letzten, die er überhaupt gedichtet, an deren Veröffentlichung ihn aber sein früher Tod gehindert hat.“ Der zweite Band enthält: Die verhängnisvolle Gabel, Den romantischen Ödipus, Die Liga von Cambrai, Die Abbassiden und Die Geschichten des Königreichs Neapel. Von einem kritischen Apparat ist diesmal abgesehen worden — wohl im Hinblick auf Redlichs Ausgabe, die alles Wünschenswerte bequem darbietet. Die Einleitungen sind sorgfältig gearbeitet; die Anmerkungen fast zu reichlich. Das Porträt und das Facsimile von Platens Handschrift sind von tadelloser Ausführung.

Platen Graf A. v., Morgen- und Abend-Betrachtungen. München, Jung. 50 ₰.

Putlitz G. zu, Was der Wald sich erzählt. Ein Märchenstrauß. 49. Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 2 ℳ.

Putlitz, Das Schwert des Damokles. Berlin, Behr.

Reuter F., Briefe an seinen Vater aus der Schüler-, Studenten- und Festungszeit (1827—1841). Herausgegeben von F. Engel. 2 Bände. Braunschweig, Westermann. 6 ℳ.

Gaedertz K. Th., Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden, an der Hand ungedruckter Briefe und kleiner Dichtungen mitgeteilt. Mit Reuters Selbstporträt aus seiner Haft in der Berliner Hausvogtei, sowie zahlreichen Bildnissen und Ansichten, zum Teil nach Original-Zeichnungen von L. Pietsch und F. Reuter. Wismar, Hinstorff. 4 ℳ.

Römer A., Fritz Reuter in seinem Leben und Schaffen. Berlin, Mayer & Müller. 4 ℳ.

Haape W., Ludwig und Friederike Robert. Eine Baden-Baden-Erinnerung. Nach einem Vortrag. Karlsruhe, C. Braun. 80 ₰.

Die Herausgabe der kleinen Schrift ist ein Akt der Pietät in doppelter Hinsicht. Den Verleger verbinden mit der Familie Robert verwandtschaftliche Beziehungen — der Begründer der Buchhandlung war ein Bruder Friederikens — und er steuert ans Familienbriefen einiges bei, was geeignet ist das Andenken an „die schöne Schwäbin“ gelegentlich ihres 100jährigen Geburtstages zu erneuern. Den Verfasser des Vortrages verknüpft mit dem literarischen Ehepaare die Liebe zu dem Orte, an dem es begraben liegt, die Schwärmerei für die „himmlischen Badener Berge und Thäler“, nach denen sie sich von Berlin aus so sehr gesehnt hatten. Die Charakteristik des Dichters Robert ist zwar nicht ohne genaueres Studium seiner Werke entworfen, werden ja sogar die zwei Bearbeitungen der Précieuses ridicules mit einander verglichen S. 3 f., aber doch nicht mit jener Schärfe, die wir von solchen Umrissen verlangen müssen. Daß Robert der literarhistorischen Betrachtung heute auch noch andere interessante Seiten darbietet, hat Minor vor kurzem gezeigt (vgl. oben S. 205). — Schade, daß der Schrift keine Bilder der Gefeierten beigegeben sind.

Rottmann P. J., Gedichte in Hunsrücker Mundart. 8. Auflage. Mit dem Bildnis und einer Lebensskizze des Verfassers von H. Grieben. Trier, Lintz. 2.80 ℳ.

Digitized by Google

F. Rückerts Werke in 6 Bänden. Herausgegeben von L. Laistner. (In 20 Lieferungen.) Lieferung 1—6. Stuttgart, Cotta. à 40 ₰.

Diese neue Ausgabe von Rückerts Werken hält die Mitte zwischen der von dem Dichter selbst veranstalteten Auswahl aus seinen Gedichten und der zwölfbändigen Ausgabe der „Gesammelten poetischen Werke". Laistner strebt in ihr alles das zu vereinigen, was von Rückerts Werken heute noch lebensfähig ist, will aber diese seine Hauptdichtungen auch unverkürzt, ja in der ursprünglichen Anlage und Reihenfolge dem Publikum vorlegen. Er hält sich nicht an Rückerts eigene Auslese, sondern hat dessen Wahl nachgeprüft und nach eigenem Urteil gesichtet. Der erste Band enthält den Liebesfrühling, Agnes' Totenfeier und Amaryllis. Der Liebesfrühling ist nach der Ausgabe von 1836 abgedruckt; Weggefallenes aus der von 1834, sowie später Hinzugefügtes ist in einem Anhang beigegeben. Der zweite Band enthält die Geharnischten Sonnette, Vaterländische Gedichte; Bausteine zu einem Pantheon; Jugendlieder, Italienische Gedichte, Oktaven und Verwandtes, Volkssagen, den Anfang der Vermischten Gedichte. Nach der Ankündigung sollen die weiteren Bände noch die Makamen des Hariri und die Weisheit des Brahmanen enthalten. Ein endgültiges Urteil über die getroffene Auswahl besonders der „Vermischten Gedichte" wird erst nach Abschluß der Ausgabe möglich sein.

Bertin R., Friedrich Rückert, sein Leben und Dichten, für die Jugend dargestellt. Stuttgart, Christliches Verlagshaus. 25 ₰.

Schack Graf A. F. von, Nachgelassene Dichtungen. Herausgegeben von G. Winkler. Stuttgart, Cotta. 3 ℳ.

Im Anschlusse an diese nachgelassenen Dichtungen Schacks das Bild des alternden Dichters zu zeichnen, wäre für den Kritiker keine unverächtliche Aufgabe, wenn es der Herausgeber nicht vorgezogen hätte, ihm ein Schnippchen zu schlagen. Er ist nemlich der Meinung, daß Graf Schack die Forderung mancher Aesthetiker, ein jeder Künstler müsse Entwicklung, Höhepunkt und Niedergang in seinem Schaffen zeigen, nicht erfülle; er ist der Meinung, daß Schacks erste und letzte Werke im Charakter und im Werte wenig von einander verschieden seien, daß er sein ganzes langes Schaffen hindurch der Meister der beredten Poesie geblieben sei, als welcher er sich mit seinen ersten „Gedichten" eingeführt habe. Und darum hat er unter die aus den letzten Lebensjahren des Grafen stammenden Gedichte, ohne sie zu bezeichnen, auch Erzeugnisse aus einer ganz frühen Zeit von dessen poetischem Schaffen gemischt, die herauszufinden selbst einem scharfen Auge seiner Meinung nach kaum gelingen werde. Solche Untersuchungen anzustellen sehen wir hier nicht als unsere Aufgabe an. Wohl aber glauben wir constatieren zu können, daß au vielen der hier vereinigten Gedichte eine sinkende Kraft gearbeitet hat und daß über vielen der müde Abglanz einstiger sonnenheller Tage ruht. Neue Töne scheinen uns nirgend angeschlagen zu sein. Noch einmal stürmt der rüstige Weltwanderer durch alle Zonen, noch einmal holt er aus allen Zeiten der Weltgeschichte die Stoffe zu seinen Erzählungen, noch einmal macht er sich mit byronischem Lächeln über die Thorheiten der Welt in einem kleinen satirischen Epos lustig. Biographisch wichtig ist — neben manchen Freundesgrüßen und Nachrufen — das Gedicht „Novembernacht" (S. 223), worin der flammende Ehrgeiz seiner Jugendjahre und der heiße Drang nach der Unsterblichkeit seiner Dichtungen durch die Vergegenwärtigung der Großthaten des Geistes zu bescheidener Resignation herabgestimmt wird. Aber ein Rest von Bitterkeit bleibt zurück. Und der Herausgeber hat dafür gesorgt, daß dieser Eindruck der entscheidende ist. Denn er hat eine maßlos ungerechte Invective gegen den „Pastetenbäcker und Süßholzraspler" Paul Heyse an den Schluß gestellt, die Schacks Andenken

Digitized by Google

nicht zur Ehre gereicht. In einer literargeschichtlichen Zeitschrift darf aber nicht verschwiegen werden, daß zu allerletzt auch die „Goethomanie“ ihr Sonnettchen an den Kopf geworfen bekommt.

Scheffel J. V. v., Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren. 59. Auflage. Stuttgart, Bonz. 4.80 M.

Scheffel-Gedenkbuch. Eine Sammlung ernster und heiterer Lieder. 2. Auflage. Dresden, R. v. Grumbkow. 4 M.

Darin S. 71 Faksimile-Abdruck eines Briefes von Robert Hamerling an seinen Vater, Triest, 8. Dezember 1859. — S. 96 Ein bisher unveröffentlichtes Gedicht Scheffels an Hermine von Preuschen (1880): „Jugendheißen Herzens Glühen“.

Schwerin Gräfin, Lieder aus dem Hagedorn. Zweite durch Geschichten aus dem Nachlaß vermehrte Auflage. Anklam, Krüger. 4 M.

Shakespeares Dramatische Werke in 8 Bänden. Uebersetzt von Schlegel und Tieck. Leipzig, Knaur. 8 M.

Stettenheim J., Heitere Erinnerungen. Keine Biographie. Berlin, Fischer. 4.50 M.

Stieler K., Winter-Idyll. 19. Auflage. Stuttgart, Bonz. 4 M.

Stifter A., Studien. Mit Illustrationen von F. Hein und F. Kallmorgen. 1. Band. Leipzig, Amelang. 5 M.

Stifter A., Der Weihnachtsabend. Mit Illustrationen nach Zeichnungen von J. M. Kaiser. 2. Auflage. Leipzig, Amelang. 2 M.

Stifter A., Der Condor. Mit Porträt und biographischer Skizze (National-bibliothek). Wien, Daberkow. 20 ₰.

Stolz A., Legende oder der christliche Sternhimmel. 10. Auflage. Mit Bildern von A. und L. Seitz. Freiburg i./B., Herder. 4.40 M.

Stoltze F., Vermischte Schriften. Herausgegeben und mit einem Vorwort, sowie einem Lebens-Abriß des Dichters versehen von O. Hörth. (Mit Bildnis.) Frankfurt a./M., Keller. 4 M.

Storm Th., Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten. 9. Auflage. Berlin, Paetel. 3 M.

Storm Th., Aquis submersus. Novelle. 4. Auflage. Berlin, Paetel. 4 M.

Tieck, Der Geheimnisvolle. Novelle. (Meyers Volksbücher.) Leipzig. 20 ₰.

Weber F. W., Dreizehnlinden. 70. Auflage. Paderborn, Schöningh. 6.80 M.

Weber F. W., Goliath. 13. und 14. Auflage. Paderborn, Schöningh. 4 M.

Weber F. W., Gedichte. 19. Auflage. Paderborn, Schöningh. 6 M.

Weber F. W., Herbstblätter. Nachgelassene Gedichte. 5. bis 8. Auflage. Mit Stahlstich-Portrait. Paderborn, Schöningh. 4.80 M.

Weber K. J., Das Weib. Aus „Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen“. Verbesserte und mit Anmerkungen versehene Ausgabe (Universalbibliothek). Leipzig, Reclam. 20 ₰.

Digitized by Google

Nachrichten.

Bei Fromme in Wien wird J. W. Nagl eine „Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials“ unter dem Titel: „Deutsche Mundarten“ herausgeben.

A. Hauffen in Prag gibt im Auftrage der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ „Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde“ in zwanglosen Heften heraus. Das erste Heft enthält eine Einführung in die deutschböhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie von dem Herausgeber; Heft 2: „Volksthümliche Ueberlieferungen aus Teplitz und Umgebung“ von G. C. Laube. Für die nächste Zeit sind Volksschauspiele aus dem Böhmerwald (herausgegeben von J. J. Ammann), Teilsammlungen aus Braunau und Bischofteinitz, sowie eine Ausgabe deutscher Sagen, Märchen und Schwänke aus Böhmen in Aussicht genommen.

J. Bolte in Berlin ist mit einer Neubearbeitung des 3. Bandes von Grimms Märchen, der die Anmerkungen enthält, beschäftigt und wird Reinhold Köhlers Sammlungen dazu ausnutzen.

Die nächsten Bände der „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen“ werden enthalten: „Erinnerungen aus meinem Leben“ von Josef Rank, Ausgewählte Werke von Josef Meßner, herausgegeben von Paul Meßner in Lobczów und Ausgewählte Werke von J. Matthesius Band 2, herausgegeben von G. Loesche in Wien.

Aus dem Aufsatze von M. Dvořák: „Die Grafen Schlick und ihr Archiv in Kopidlno“, (Český časopis historický, herausgegeben von Goll und Rezek 1, 1895, S. 300 ff.) scheint folgende Notiz der Wiederholung wert zu sein: „Ein literarisches Denkmal (des Archivs) bildet eine deutsche Uebersetzung des Romans von Sylvius' Amores Euryali et Lucretiae, mit Zeichnungen verziert und 1444 in Wien verfertigt. Das Liebesverhältnis Kaspar Schlicks zu einer gewissen Schönen in Sienna bot dem Aeneas Sylvius Stoff zu dem erwähnten Roman.“

Herr Apotheker J. Sembrzycki in Memel (Friedrich Wilhelmstraße 27/28) veröffentlicht im „Memeler Dampfboot“ 1896, Nr. 89 (16. April) folgende Notiz, die wir auf seinen Wunsch hier wiederholen: „„Johannes Petrus de Memel“ nennt sich bekanntlich der Herausgeber des besten und volksthümlichsten Schwänkebuchs des 17. Jahrhunderts, das unter dem Titel „Lustige Gesellschaft: Comes facundus in via pro vehiculo . . . . Getruckt zu Zippelzerbst im Drömbling. Im Jahr MDCLVI“ erschien und zahlreiche Ausgaben erlebte. Wie der Herausgeber wirklich hieß, ist noch nicht aufgeklärt; man rieth sogar fälschlich auf Simon Dach. Ferdinand Gerhard in seiner erschöpfenden Monographie „Joh. Peter de Memels Lustige Gesellschaft“ (Halle, Niemeyer 1893) ist geneigt, die Verfasserschaft dem Johannes Praetorius aus Zethlingen in der Altmark, seit 1652 in Leipzig, zuzuschreiben (S. 114 ff.), entscheidet sich aber nicht definitiv für ihn. Meines Erachtens ist viel zu wenig Gewicht auf die Bezeichnung „de Memel“ gelegt worden. Memel war damals ein kleiner, mit Deutschland wenig in Verbindung stehender, nur in den handeltreibenden Hafenstädten, wie Danzig, Lübeck ꝛc., bekannterer Ort. Wer also das Pseudonym „de Memel“ wählte, mußte in Memel oder mit Memelern bekannt sein, falls er nicht selbst von da stammte. Da ist es nun auffallend, daß wir im 17. Jahrhundert einen lutherischen Geistlichen in Memel haben, der M. Christoph Praetorius hieß, aus der Mark stammte, als Feldprediger der Schwedischen Truppen hierher gekommen,

Digitized by Google

1631 Diaconus bei der Johanniskirche, 1647 Erzpriester wurde und 1673 starb. Matthias Praetorius, der bekannte Verfasser der „Preußischen Schaubühne", ist sein Sohn. — Kann nun bewiesen werden, daß Johannes P. und Christoph P. verwandt sind (was ich für wahrscheinlich halte, aber festzustellen Märkischen Lokalforschern überlassen bleiben muß), so ist Gerhards Annahme wohl als richtig bewiesen. Johannes P. wird mit seinen Verwandten sicher in Verbindung gestanden, ihn vielleicht besucht haben, und so erklärt sich das Pseudonym ‚de Memel'."

Eine Flugschriftensammlung von 11000 Nummern aus dem 17. Jahrhundert hat der Straßburger Stadtbibliothekar Professor Rudolf Reuß seit 1870 (nachdem die berühmte Collectio Wenkeriana bei der Belagerung verbrannt war) zusammengebracht und der Stadt als Ersatz geschenkt. Der Gemeinderat hat beschlossen, die Sammlung der Stadtbibliothek unter dem Namen Collectio Reussiana einzuverleiben.

M. H. Jellinek in Wien bereitet eine neue Ausgabe von Paul Schedes Psalmenübersetzung vor.

Hermann Ullrich in Chemnitz stellt das Erscheinen seiner Arbeit „Robinson und Robinsonaden, Geschichte, Kritik, Bibliographie," nachdem er das seit einer Reihe von Jahren gesammelte Material dazu nahezu abgeschlossen hat, in nicht zu ferne Aussicht.

Das unter der Presse befindliche Heft 5 der Zeitschrift „Musen" soll ein authentisches Porträt von Reinhold Lenz und ein neuaufgefundenes Drama von ihm enthalten.

Die Kgl. preußische Akademie der Wissenschaften hat beschlossen, eine vollständige, kritische Ausgabe der Werke Kants zu veranstalten.

Der Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Frankfurt a./M. plant die Veröffentlichung der Korrespondenz des Königslieutenants Grafen Thorane mit dem Frankfurter Rate in den Jahren 1759—1763.

Das Schillerarchiv in Marbach hat eine Sammlung von 790 Handschriften erhalten, darunter 34 Briefe Schillers und ein Bruchstück des Demetrius. Charlotte v. Schiller ist mit 127 Briefen vertreten, weitere rühren von den Eltern, Schwestern und Kindern des Dichters her, ferner von der Familie Wolzogen, Frau von Lengefeld, Hofrat Reinwald. An Schiller gerichtet sind 53 Briefe, von Hölderlin (3), Wieland, Dannecker, Niethammer, Zumsteeg u. a. Ferner finden sich Briefe von Goethe, Schnbart, Mörike, Uhland, Hölderlin (Konzeptfragment des Hyperion), Franziska von Hohenheim, Wilhelm von Humboldt (24). Unter den Schriften des letzteren liegt ein Brief an Körner über Schiller nach dessen Tode.

Der derzeitige Erste Lord der englischen Admiralität, George Joachim Goschen, ist mit der Biographie seines Großvaters, des Buchhändlers J. G. Göschen, beschäftigt. Dem Werk sollen viele bisher unbekannte Briefe der großen deutschen Dichter beigegeben werden.

Otto Ludwigs Werke wurden mit 1. Januar dieses Jahres frei. Der Verleger W. Grunow in Leipzig macht infolgedessen darauf aufmerksam, daß die bei ihm erschienenen Ausgaben Ludwigs eine selbständige Redigierung erfahren haben und in dieser Form also noch weiter geschützt sind.

Der Bericht über die höchst verdienstvollen „Dichter-Abende des Schiller-Theaters" in Berlin von Raphael Löwenfeld ist im Druck erschienen (Berlin, Hermann Paetel 1895).

Digitized by Google

Gesellschaft für deutsche Literatur.

Januarversammlung. Rudolf Fürst wies auf eine bisher unbeachtete Ballade Pfeffels hin, die stoffgeschichtlich mit Grillparzers „Jüdin von Toledo“ sehr nahe verwandt ist. Seine näheren Ausführungen darüber dürften demnächst in der Neuen Freien Presse gedruckt erscheinen. — Daniel Jacoby sprach über Maria Mnioch, gab Proben ihres literarischen Könnens und verweilte vornehmlich bei ihrer verständnisvollen Kritik der Meisterwerke unserer Klassiker. — Der bisherige Vorstand der Gesellschaft wurde für das nächste Jahr per acclamationem wiedergewählt.

Februarversammlung. Johannes Bolte stellte Lenaus Gedichtcyklus „Anna“ in den Mittelpunkt eines Vortrages über das Sagenmotiv von der unfruchtbaren Frau. Der Aufsatz wird in einem der nächsten Hefte des „Euphorion“ erscheinen. — Erich Schmidt gab eine eingehende Exegese des Goetheschen Gedichtes „An den Mond“, wies auf Goethes Mondlieder aus verschiedenen Perioden seines Lebens hin und übte Kritik an Wilhelm Büchners Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern, vgl. oben S. 597.

Märzversammlung: Reinhold Steig erörterte den Anteil der Frau Auguste Elisabeth Pattberg (1769—1854) an „Des Knaben Wunderhorn“ und entwickelte das Leben und die ganze literarische Thätigkeit dieser Dame. Ein weitausgreifender Exkurs über den Lenorenstoff brachte die Frage nach Bürgers Quelle in neuen Fluß. Gedruckt in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern, vgl. oben S. 586.

Aprilversammlung. Erich Schmidt gab die äußere und innere Entstehungsgeschichte der Klopstockschen Ode auf den Zürcher See, interpretierte das Gedicht im einzelnen, wies ihm innerhalb der Odendichtung Klopstocks einerseits, andererseits im Kreise der zeitgenössischen Lyrik und einer Reihe ähnlicher Gedichte aus späterer Zeit den gebührenden Platz an. Max Friedlaender ergänzte den Vortrag durch musikgeschichtliche Aufschlüsse und praktische Proben aus den Kompositionen von Hallers Doris und einigen Oden Klopstocks. — Friedrich Braß bekämpfte S. Auerbachs Vorrede zu dem Neudruck „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen“ (Deutsche Literaturdenkmale Nr. 31) in dem Punkte, daß Goethe von K. Ph. Moritz abhängig sei. Er suchte das Gegenteil zu erweisen.

Berlin. Richard Rosenbaum.

Im Manuskript abgeschlossen am 22. März, im Satz am 28. April 1896.

Druck von Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth.

Digitized by Google

Kleists „Penthesilea“
und die psychologische Richtung in der modernen literarhistorischen Forschung.

Von Johannes Niejahr in Halle a. S.

Im 8. Bande der „Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte“ S. 24 ff. hat Hubert Roetteken meinen Aufsatz „Heinrich von Kleists Penthesilea“ (Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte, Band 6 S. 506 ff.) einer Kritik unterzogen, und besonders meine Behandlung der Frage nach der Entstehung des Dramas als unhaltbar nachzuweisen gesucht. Die Einwände Roettekens an sich würden mir kaum Veranlassung geben, die von mir vertretene Auffassung, an der ich auch jetzt noch festhalte, gegen ihn zu verteidigen. Sie berühren das Wesen und den eigentlichen Sinn meiner Ausführungen so wenig, der Verfasser steht auf einem von dem meinigen so grundverschiedenen Standpunkt, daß es mir ebenso wenig gelingen würde ihn zu überzeugen, wie ich mich durch ihn für widerlegt halte. Da aber Roetteken sich ausdrücklich als ein Gegner der kritischen Forschungsmethode bekennt und damit als Anhänger einer Richtung auftritt, die seit einigen Jahren sichtbar an Verbreitung und Selbstbewußtsein gewinnt, so glaube ich, nicht um meiner Person, sondern um der Sache willen, mich einer Erwiderung nicht entziehen zu dürfen.

Ich habe in dem oben erwähnten Aufsatz nachgewiesen, daß die Handlung der Penthesilea an einer Reihe schwerer innerer Widersprüche leidet, und daraus auf eine Aenderung des ursprünglichen Entwurfes geschlossen; diesen habe ich dann an der Hand einzelner bestimmter Kriterien mich bemüht zu reconstruieren. Ich maße mir

Digitized by Google

nicht an, zu behaupten, daß mir dies unbedingt gelungen sei. Man muß sehr unerfahren in Untersuchungen dieser Art oder in ganz besonderem Grade selbstbewußt sein, wenn man einem Endergebnis, das nur auf hypothetischem Wege gewonnen ist, einen höheren Wert beizulegen geneigt ist als den einer bloß möglichen Erklärung der vorhandenen Schwierigkeiten. Selten liegt in diesen Fragen der Fall so, daß es überhaupt, noch seltener so, daß es gleich beim ersten Anlauf gelingt zu einem zweifellosen Resultat vorzudringen, und gerade bei der „Penthesilea" wird man am wenigsten je an eine vollkommene Lösung des Problems denken können. Mir kam es denn auch bei meiner Untersuchung zunächst und vor Allem darauf an festzustellen, daß die Schwierigkeiten, die unser Stück der Auffassung und Erklärung bietet, in der Art seiner Entstehung ihre Ursache haben, und in der Ueberzeugung dies bewiesen zu haben, sind freilich die Einwendungen Roetteckens nicht geeignet mich zu erschüttern.

Roetteken bestreitet teils die von mir behaupteten Widersprüche selbst, teils, wo er sie anerkennt, die Richtigkeit der aus ihnen gezogenen Folgerungen. Seine Einwendungen richten sich vor Allem gegen meine Heranziehung des 8. Auftritts, den ich auch jetzt noch für ausschlaggebend bei der Festsetzung der ursprünglichen Fassung halte. Ich habe darauf hingewiesen, daß die Verse 1121—1142 (Zolling) im genauesten Einklang mit der Sage vom Tode der Penthesilea stehen und daß insbesondere jener Zug, wie Achill die sterbende Königin von plötzlicher Liebe ergriffen in seinen Armen emporhebt, eine genau entsprechende poetische Wiedergabe jener in der antiken Kunst typisch gewordenen Darstellung ist, die uns noch in mehrfachen Vasenbildern und Sarkophagreliefs vorliegt, und die notwendigerweise Kleist bekannt gewesen sein muß.[1])

[1]) Er wird sie aus irgend einer bildlichen Reproduktion oder Beschreibung gekannt haben. Die dichterische und literarische Tradition stellt die Scene abweichend dar. Bei Quintus Smyrnaeus (I, 657 ff.) stürzt Penthesilea, getroffen vom Speere Achills, tot vom Pferde, worauf dieser ihr den Helm löst und durch den Anblick ihrer Schönheit von Rührung ergriffen wird. Dies ist die, besonders in der Dichtung, feststehende Ueberlieferung (vgl. Properz IV, 10, 13 ff.). Bei

Digitized by Google

Wer die Stelle ganz für sich betrachtet und Stimmung, Ton und Charakter auf sich wirken läßt, wird sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß hier in Uebereinstimmung mit der Ueberlieferung die Katastrophe geschildert wird und daß wir den Rest eines älteren Botenberichtes vor uns haben, in dem der Fall Penthesileas erzählt war. Solche Argumente indeß haben für Roetteken nicht „die geringste Ueberzeugungskraft“ und ich will darüber nicht mit ihm streiten. Aber er will überhaupt nicht zugeben, daß hier von einer ernstlichen, geschweige denn tötlichen Verwundung die Rede sei. Ich will mich nicht auf eine Erörterung einlassen, welcher Sinn an unserer Stelle mit den Worten „gefallen“, „totumschattet“ zu verbinden ist, weil damit wenig gefördert wird. Hören wir Roettekens Hauptargument (S. 26): „dagegen spricht mit voller Bestimmtheit gegen diese Ansicht der Vers 1125: die Lanzen, schwächer als die Brüste, splittern. Es ist wohl klar, daß die Lanzen nur dann ‚schwächer als die Brüste‘ genannt werden können, wenn sie die Brüste nicht durchbohren, sondern vom Brustpanzer gehemmt werden. Dabei mag der Panzer bersten und die durchdringende Lanzenspitze vielleicht die Brust oberflächlich ritzen oder es mögen auch durch den berstenden Panzer selbst Abschürfungen erfolgen: ein tieferes Eindringen der Lanzenspitze, wie es zu tötlicher oder auch nur schwerer Verwundung nötig wäre, ist jedenfalls durch den Wortlaut des Verses ausgeschlossen. Am meisten leidet Penthesilea dann (!) durch den starken Stoß, der sie trifft, und durch den wohl eine Quetschung des Busens bewirkt wird.“ Ein solcher Schluß ist allerdings unanfechtbar, und es ist noch viel, daß Roetteken wenigstens die

Dictys (IV, 3) zieht Achill die Schwerverwundete an den Haaren vom Pferd. Sein Mitgefühl äußert sich nur in dem Verlangen, die Halbentseelte gänzlich zu töten und nach Brauch zu bestatten. Daß Kleist Achill in unserer Scene zu Pferde kämpfen läßt, ist eine der vielen Freiheiten, die er sich mit seinem Stoff gestattet. An eine Einwirkung von Rubens' Amazonenschlacht, die Kleist in Dresden gesehen haben kann, ist in diesem Punkt schwerlich zu denken. Dagegen mag diese den Anstoß dazu gegeben haben, den Kampf in die Nähe der Brücke zu verlegen (vgl. die scenarische Bemerkung zu V. 1447, V. 1364).

Digitized by Google

Möglichkeit einer „Abschürfung“ oder „Quetschung“ zugiebt. Mit ebenso gutem oder besserem Rechte könnte man schließen aus V. 1130 „zum Orkus völlig stürzen wird er sie“, Penthesilea sei durch die Heftigkeit des Stoßes dem Tode bereits nahe gebracht. Es ist nur schade, daß Kleist selbst eine so minutiöse Auslegung des Verses 1125 unmöglich gemacht hat. Wenn er V. 1150 ausdrücklich sagt, Penthesilea sei „röchelnd, mit zerrissner Brust“ „den hintern Reihn“ zugeführt (vgl. V. 1479), wenn er sie selbst sagen läßt (V. 1177) „mir diesen Busen zu zerschmettern,“ so ist doch ohne Zweifel von einer wirklichen Verwundung die Rede, und daß Kleist selbst sie sich nicht als eine harmlose „Abschürfung“ oder „Quetschung“ dachte, geht aus V. 2821 „Schau! Eine Wund' und das recht tief!“ deutlich hervor. Denn Roettekens Einwand (S. 32 Anmerkung), es handele sich dort nicht um die alte, sondern um eine „irgendwie neu zugezogene“ Wunde, ist doch wohl nicht ernst zu nehmen. Im Stück ist dafür kein Anhalt gegeben und ihn in einem „irgendwie“ zu suchen, beweist doch nur die besondere Verlegenheit an einem stichhaltigen Grund.

Wenn ich von einer tötlichen Verwundung gesprochen habe, so bezog sich das natürlich nur auf die Verse 1121—1142. Roetteken thut, als wenn ich auch in den folgenden Scenen an der Vorstellung einer tötlichen oder doch schweren Verletzung festhalte, was mir nicht einfällt. Wie ich über das Verhältnis dieser Scenen zu dem Verwundungsmotiv denke, habe ich in meinem Aufsatz S. 546 ausgesprochen. Es wird aufrecht erhalten bis zum 13. Auftritt, wo ausdrücklich von den „verwundeten Gliedern“ (V. 1482) die Rede ist, das beweisen außerdem die oben erwähnten Wendungen „röchelnd, mit zerrissner Brust“ u. a., die mir deutlich genug zu lauten scheinen. Was Roetteken (S. 30 ff.) über den seelischen Zustand der Penthesilea sagt, bestreite ich ja gar nicht, ich habe es selbst klar genug ausgesprochen (S. 546). Der Dichter, der darauf ausging, diese Scenen mit den folgenden, die die Verwundung nicht kennen, zu verbinden, mußte versuchen, den Gedanken an die körperliche Verletzung vor dem Bilde der noch schlimmeren seelischen Zerschmetterung zurücktreten zu lassen. Aber

Digitized by Google

die Verwundung bleibt dabei doch bestehen, nur dürfen wir sie uns jetzt nicht mehr als tötlich oder gefährlich vorstellen. Penthesilea vermag, wenn auch mit Mühe und unter Schmerzen (vgl. V. 1291), sich noch fortzuschleppen und sie kann selbst einen Augenblick daran denken, sich zu Pferde fliehend zu retten. Erst vom 14. Auftritt an wird die Verwundung entschieden ignoriert. Die Thatsache ist so wichtig, daß ich noch einmal die Beweise dafür kurz wiederhole.

Penthesilea, aus ihrer Ohnmacht erwachend, erzählt den Hergang des Kampfes, der ihr als Traum erscheint, mit allen Einzelzügen, nur der Verwundung gedenkt sie nicht; auch Prothoe erwähnt in der Täuschungsscene (14. Auftritt) ihrer nicht, wir erfahren nichts von einer Wartung und Pflege, nicht einmal einer Reinigung der blutüberströmten Brust. Wenn dazu früher im Drange der Begebenheiten keine Zeit war, da Achill der Königin stehenden Fußes folgte, so konnte es doch jetzt, nachdem er seine friedlichen Absichten entdeckt, in aller Muße geschehen. Achill löst ihr die Rüstung (V. 1475). Er muß sich dann mit seinem Gefolge am Schluß des 13. Auftritts zurückziehen; daß aber Prothoe nun die Gelegenheit ergriffe, das Nötige zu thun, ja daß sie, über die Ohnmächtige gebeugt, auch nur etwas von einer Verletzung wahrnehme, das ist weder in ihren Worten, noch durch eine scenarische Bemerkung angedeutet. Das ist für Kleists eigene Auffassung der Situation in dieser und den folgenden Scenen maßgebend. Prothoe entdeckt die Wunde erst sehr viel später (V. 2821) und ist offenbar sehr überrascht von ihrem Anblick. Kleist dachte also, als er den Vers schrieb, selbst nicht an eine frühere Pflege der kranken Brust.

Nun erwäge man. Penthesilea bricht V. 1619 in dem Wahn, Achill überwunden zu haben, in einen Jubelsturm des Entzückens aus. Sie giebt sich ganz der seligen Empfindung hin, daß der Heißgeliebte ihr endlich zugehöre. In schäferlichem Liebesgetändel plaudert und kost sie mit ihm, sie bekränzt den zu ihren Füßen Lagernden und dieser, in süßer Trunkenheit in ihrem Anblick die ganze Welt vergessend, schmiegt zärtlich sein Haupt an ihre Brust (V. 2012). Diese Scene muß, wenn man sich Penthesilea mit

Digitized by Google

blutiger, „zerrissener" Brust dabei vorstellt, geradezu widerlich wirken. Sie wird nur möglich, wenn wir, wie es jedenfalls Kleist gethan, die Voraussetzung der Verwundung gänzlich fallen lassen. Daß diese dann auch den folgenden Scenen unbekannt sein muß, liegt in der Natur der Sache und wird außerdem ausdrücklich bestätigt durch V. 2386 f.

Hier diese treue Brust, sie rührt ihn erst,
Wenn sie sein scharfer Speer zerschmetterte?

Diese Worte schließen eine frühere Verwundung nicht nur an sich aus, sondern sie weisen auch, im Verein mit den folgenden Versen, in ganz bestimmter Form auf die 15. Scene zurück, der sie, wie wir soeben gesehen, ebenfalls fremd ist.

Einen so tiefgreifenden Widerspruch zwischen den mittleren und späteren Scenen zu erklären, kommt man mit der Annahme einer bloßen Vergeßlichkeit nicht aus, die doch nur genügt, wo es sich um Disharmonieen in vereinzelten thatsächlichen Angaben handelt. Hier, wo man eine so grundlegende Abweichung in der ganzen dramatischen Voraussetzung vor sich hat, bleibt nur ein Schluß übrig: die späteren Scenen sind ohne Rücksicht auf die vorhergehenden nach einem selbständigen Plan ausgearbeitet und es entging dem Dichter später bei ihrer Zusammenfügung der sich so ergebende Widerspruch. Die Kritik nennt das einen verschiedenen Entwurf, ein Wort, das unsere Modernen perhorrescieren, weil sie sich dabei Wunder was für poetische Gewaltsamkeiten vorstellen. Man brauchte ja darüber nicht zu streiten, wenn man nur in der Sache einig wäre.

Alle diese Gründe nämlich schlägt Roetteken mit einer Bemerkung nieder. Er sagt mit Bezug auf den Ausdruck „mit zerrissner Brust", mit keinem Wort erwähne die Oberste, daß die Königin auch von Blut überströmt gewesen sei. Ebenso sei nicht davon die Rede, daß Penthesilea verbunden worden sei (S. 26). Ich war bisher der Meinung, ein Zerreißen oder Zerschmettern der Brust müsse notwendigerweise auch ein Hervordringen von Blut zur Folge haben, aber wer Psychologie studiert, weiß das besser. Weil die Oberste nicht ausdrücklich von Blut spricht, braucht man

Digitized by Google

nicht daran zu denken. Und wenn es nun doch, freilich nicht gerade von der Obersten, erwähnt wird, und noch dazu in einem Verse (1313), den Roetteken selbst anführt (S. 30)? Aber Roetteken erlaubt uns wohl, diesen Einwand überhaupt nicht ernst zu nehmen; er steht auf derselben Höhe wie der Schluß, Penthesilea könne keine Wunde erhalten haben, weil man nicht erfahre, daß sie verbunden sei. Die Thatsache stimmt ja, wie wir gesehen haben, nur ist sie kein Beweis gegen die Verwundung, sondern höchstens für die Ungleichheit des Planes in den erwähnten Scenen.

Gegen die Annahme einer „schweren oder gar tötlichen Verwundung“ sollen endlich mit besonderer Bestimmtheit die Verse 1296—1337, deren isolierte Stellung ich hervorgehoben hatte, sprechen. Das ist so gefaßt richtig. Aber ich behaupte ja für den 9. Auftritt auch gar keine tötliche Verwundung, sondern überhaupt nur eine Verletzung, und diese wird durch V. 1299 ja ausdrücklich bestätigt. Doch sehen wir uns Roettekens Einwände etwas genauer an.

Prothoe dringt auf die gänzlich fassungslose Königin ein, sich zur Fortsetzung des Krieges nach Pharsos zu begeben. Dort könne sie „sich ruhen“ und „ihrer Wunden pflegen“ und dann, gefiele es ihr, „mit des nächsten Tages Strahl den Krieg der Jungfraun wiederaufnehmen“. Roetteken betrachtet danach „als sicher, daß nach Prothoes wohl maßgebender Ansicht Penthesileas Wunden leicht sind und die ganzen störenden Folgen ihres Unfalls durch die Ruhe einer Nacht sich beseitigen lassen“ (S. 27). Eine Nacht würde in der That nicht hinreichen, eine „zerrissne, zerschmetterte Brust“ mit einer „tiefen Wunde“ selbst bei sorgfältigstem antiseptischen Verfahren soweit wiederherzustellen, daß sie der Verwundeten ermöglichte, den Kampf gleich am folgenden Morgen wiederaufzunehmen. Daraus folgt, daß V. 1299 wenig in den Zusammenhang der 9. Scene paßt und er teilt damit nur den Charakter der ganzen Stelle. Roetteken will ihre Sonderstellung nicht zugeben und beruft sich zu diesem Behuf auf die Fassung in *M*, die auch ich als die ältere anerkenne. Diese aber bietet nur die Skizze für die ausgeführtere Druckfassung, mit der

Digitized by Google

sie in den wesentlichsten Punkten übereinstimmt. Roetteken meint, Thermidora (= Pharsos) müsse hier als ein Punkt angesehen werden, der „den Amazonen etwa von einem früheren Nachtquartier oder auch nur vom Durchzug her bekannt sei", und er werde nur deswegen genannt, weil es eindringlicher sei, ein bestimmtes Ziel der Flucht zu nennen, als allgemein zur Flucht aufzufordern. Aber ich dächte, das müßte doch irgendwie motiviert werden. Roetteken scheint zu glauben, es genüge, wenn nur die Personen auf der Bühne wissen, worum es sich handelt, mag der Hörer sie verstehen oder nicht. Aber davon ganz abgesehen, ist denn Thermidora hier wirklich nur ein „flüchtig" auftauchender Name für einen an sich ganz gleichgiltigen Punkt? Es ist im Grunde ohne Belang, ob Prothoe oder eine beliebige „Heerführerin" den Befehl zum Rückzug nach Thermidora resp. Pharsos giebt. Aber wenn Penthesilea nach dem Rat der Freundin gerade an diesem Ort „des Heers zerstreute Splitter sammeln soll", wenn ganz unabhängig davon die Heerführerin die Jungfrauen ebenfalls anruft, dorthin zu fliehen, um sich „wieder zu sammeln" (*M* 42 b), so ist es klar, daß Thermidora ein im Heer allgemein bekannter Sammelplatz und Stützpunkt der Operationen sein muß. Das aber ist eine Voraussetzung, für die es in dem ganzen Stück, auch in *M*, keinen Anhalt giebt, ein Ort von solcher Wichtigkeit wird weder erwähnt noch ist Raum für ihn vorhanden. Daraus ergiebt sich, daß schon in *M* die Stelle (*M* 37 a) für sich betrachtet und einer andern Bearbeitung zugeschrieben werden muß. Es verlohnt sich nicht, auf die ausführlichere Druckfassung einzugehen, die die Widersprüche lediglich vermehrt und vergrößert hat. Roetteken sucht es in Einklang zu bringen, wenn nach Prothoes Aussage das ganze Heer die Königin in Pharsos erwartet und dieses gleich darauf doch wieder in siegreichem Vordringen auf dem Schlachtfelde erscheint. Aber die Art, wie er die Schwierigkeiten zu beseitigen sucht (S. 29), beweist nur, wie man dabei zu Kombinationen greifen muß, für die in der Dichtung selbst nicht der geringste Anhalt gegeben ist. Man mag hiernach über das Verhältnis unserer Stelle zu dem Gesamtplan denken, wie man will, und ich gebe Roetteken (S. 27) gern zu, daß ich

Digitized by Google

nicht berechtigt war, sie meinem ersten Entwurf zuzurechnen; aber als Beweis für die Schwere und Art der Verwundung wird man sie jedenfalls nicht heranziehen dürfen.

Kann Roetteken die Widersprüche nicht beseitigen, die sich aus der Situation des 8.—13. Auftritts ergaben, so ist ihm dies noch weniger gelungen in Bezug auf das Täuschungsmotiv. Der 15. Auftritt, die Bekränzungsscene, sowie genau genommen die ganze folgende Handlung bis zur Katastrophe selbst, ruht auf der Voraussetzung, daß Penthesilea fest an ihren Sieg über Achill glaubt, den ihr Prothoe einredet. Mit der Möglichkeit dieser Täuschung steht und fällt der ganze weitere dramatische Verlauf. Nun bedenke man. Penthesilea, ohnmächtig vom Pferde gesunken, hat sich bei den „hintern Reihn" erholt, das heißt, sie ist wieder zum Bewußtsein gelangt. Als sie wieder auftritt, erscheint sie zwar an Leib und Seele zum Tode gebrochen, aber doch bei so klarem Geist, daß sie die Situation deutlich genug übersieht. Sie weiß, Achill hat sie vom Pferde gestürzt, er verfolgt sie. Bald sucht sie sich zu fassen (V. 1196) und äußert in ganz vernünftigen Worten den Entschluß zu fliehen und heimzukehren, bald wieder überwältigt von Schmerz, verzweifelt sie an jeder Möglichkeit auch nur vom Platze zu kommen. Mit wilder Entschlossenheit sieht sie dem Schicksal Hektors entgegen und will „lieber Staub sein als ein Weib, das nicht reizt". Erst bei immer drängender werdender Entscheidung trübt sich ihr Geist, ihre unstillbare Sehnsucht nach dem Geliebten fängt an sich in irre Worte und Vorstellungen zu verlieren und ohnmächtig bricht sie von Neuem zusammen. Dies ist der genaue Hergang, wie ihn völlig übereinstimmend auch Prothoe dem Achill schildert (V. 1478 ff.). Nun der 14. Auftritt. Die Königin, aus ihrem Schlummer erwachend, glaubt, was sie soeben noch als schreckliche Wirklichkeit klar überschaut hatte, nur geträumt zu haben. Sie erzählt Zug um Zug alles genau so wie es geschehen; einzig die Vorstellung, daß sie gefangen genommen und mit „Hohngelächter zu den Schiffen" der Griechen fortgeführt sei, entspricht nicht den Thatsachen. Da sie an dem Wahn alles dies nur geträumt zu haben, festhält, so wird es

Digitized by Google

Prothoe und Achill leicht, sie zu überzeugen, daß dieser ebenfalls vom Pferde gesunken, entwaffnet und gefangen genommen sei. Sie lebt sich in diese Vorstellung so hinein, daß sie später (V. 1758 ff.) den Geliebten ganz naiv um Entschuldigung bittet, weil sie ihn „getroffen", sie habe, als er niedergesunken, „den Staub beneidet", der ihn „empfing". Ich frage, wie läßt sich dies vereinen mit der 9. Scene? Ist eine solche, wohlgemerkt dauernde, nicht vorübergehende Täuschung möglich bei jemand, der sich kurz vorher noch völlig klar über seine Lage gewesen ist? Roetteken erwidert (S. 32), Kleist habe jedenfalls, indem er die Scenen nebeneinanderstellte, keinen Widerspruch zwischen ihnen gefunden. Er habe an der Stelle, wo Penthesilea die Rosen am Boden erblickt (V. 1718 ff.), es bestimmt angedeutet, daß die Vorgänge des 9. Auftritts ihr auch als Traum erscheinen sollen. Daß Kleist die Vereinigung der Scenen für möglich gehalten hat, ist allerdings nicht zu bestreiten; aber dies als Argument zu verwenden bei der Frage, ob hier ein thatsächlicher Widerspruch besteht, das ist doch mehr als seltsam. Gewiß haben die Verse 1718 ff. den Zweck, den Roetteken ihnen beilegt. Aber die Frage ist doch, ob damit wirklich die Auflösung des Widerspruchs erreicht ist, daß Penthesilea von den Dingen im 14. Auftritt nichts weiß, von denen sie im 9. Auftritt ein klares Bewußtsein hat. Ich behaupte nach wie vor, und gerade aus psychologischen Gründen, die Unvereinbarkeit der 9. Scene mit dem Täuschungsmotiv. Die Schwierigkeit läßt sich nur erklären durch die Annahme, daß eine Uneinheitlichkeit der Ausarbeitung vorliegt. Es heißt dem zerstreuten Kleist durchaus nicht zuviel zumuthen, daß er unabhängig von einander entstandene, nicht zu einander stimmende Scenen zusammengefügt habe, ohne den dadurch hervorgerufenen Widerspruch ganz zu übersehen. Seine Penthesilea ist ein andres Käthchen, zu dem sie sich „wie das + und — der Algebra" verhält. Auch sie, die thatengewaltige Heldin, hat etwas Träumerisches. Ihr Geist ist ein Spiel ihrer wechselnden Empfindungen: im höchsten Exceß hassender Liebe wie im Gefühl zerknirschter Niedergeschlagenheit verliert er sich in trügerische Wahnvorstellungen und der getrübte Spiegel der Seele wirft

Digitized by Google

die Wirklichkeit als Traumbild zurück. Als Kleist die 14. Scene mit den vorhergehenden vereinigte, schwebte ihm diese Eigenschaft in dem Seelenleben seiner Heldin mit aller Stärke vor. Seine nur auf das Verbinden gerichtete Phantasie knüpfte an die Momente der 9. Scene an, wo vorübergehend der Geist der Unglücklichen in der That „den Erinnyen zum Raub hingegeben ist“, an die Begegnung mit den Rosenmädchen und das „Irrgeschwätz“ auf der Brücke (V. 1365 ff.). Immer nur den Blick auf das Ganze gewendet dachte er nicht daran, die Scene im Einzelnen zu prüfen. Nur den allgemeinen Stimmungscharakter mit dem Bilde der in sich völlig Aufgelösten, ganz in den einen Gedanken zu ihrem Unheil Versunkenen hatte er vor Augen. Daß der größte und besonders der erste Teil der Scene, man mag ihn sich gespielt denken wie man will, jeder Auffassung eines Traumzustandes widerstrebt, ist ihm, wie die Thatsache lehrt, entgangen, was im Ernste niemand bei einem Dichter, dem noch größere Widersprüche begegnet sind, in Erstaunen setzen kann.

So stützen sich beide Argumente, die in dem Verwundungs- wie die in dem Täuschungsmotiv begründeten, gegenseitig und vereinigen sich zu dem Beweise, daß die Handlung vom 14. Auftritt an auf anderen dramatischen Bedingungen ruht als die vorhergehenden Scenen 8—13. Sie müssen daher einem verschiedenen Plan angehören.

Die besondere Natur der entscheidenden Kampfscene (8. Auftritt) übrigens offenbart sich auch in einem andern Umstande, auf den ich früher noch nicht hingewiesen habe. Achill kämpft dort auf „Stahl geschientem Roß“ (V. 1038), er ist ganz als mittelalterlicher Ritter gedacht (V. 1037 ff.). Dagegen in der großen Fluchtscene (Auftritt 2—3) erblicken wir ihn auf der Quadriga, und diese wird auch V. 1472 erwähnt und ist jedenfalls bei den Worten der Penthesilea „mit seiner (weißen) Pferde Tritt“ in der älteren Fassung des 20. Auftritts in *M* und im Phoebus (Zolling S. 399 Anmerkung) vorauszusetzen. Auch die anderen Griechen sind nicht beritten gedacht, sondern im Gegensatz zu den Amazonen als Fußkämpfer. Der Widerspruch kann nicht auf Willkür be-

Digitized by Google

ruhen, es liegt eine verschiedene Auffassung des Stoffes vor, die sich jedenfalls am leichtesten aus einer Aenderung des ursprünglichen Planes erklärt.

Für Roetteken freilich gibt es überhaupt keine Widersprüche. Er weiß selbst für die besonderen Unwahrscheinlichkeiten des 15. Auftritts eine verbindende Brücke zu schlagen. Achill hat Penthesilea von Anbeginn mit leidenschaftlicher Begier verfolgt, er kennt sie genau nach Gestalt und Namen, vor wenigen Augenblicken erst hat er die vom Pferde gestürzte jammernd mit dem Ruf Penthesilea „ins Leben zurückgelockt“, er hat sie soeben noch als eine Wohlbekannte mit den Worten „erhabne Königin“ begrüßt. Jetzt im 15. Auftritt mit einem Mal erkundigt er sich, wer sie sei und wie sie heiße. Diesen für jeden andern unauflöslichen Widerspruch weiß Roetteken durch psychologische Erklärung aufs einfachste zu heben. Achilles hat, so meint er (S. 33), Penthesilea bisher gekannt „als eine wilde Kriegerin, die ihm nach dem Leben trachtet und die auch er häuptlings durch die Straßen schleifen möchte. Aber diese Penthesilea ist seit der achten Scene verschwunden und an ihrer Stelle steht ein herrliches Weib, das er liebt und das ihn liebt“. Die veränderte Situation lasse ihm Penthesilea als ein Rätsel erscheinen. Das, was er wisse, daß er einer gewissen Königin Penthesilea gegenüberstehe, gebe ihm natürlich keine Lösung des Rätsels und so frage er denn, nicht nach ihrem Namen, sondern nach ihrem Wesen. Und wenn er gleich darauf fortfahre:

Wie nenn' ich dich, wenn meine eigne Seele
Sich, die entzückte, fragt, wem sie gehört?

so sei auch dies nicht als eine Erkundigung nach dem bloßen Namen aufzufassen. „Achilles will Penthesilea nennen mit dem Worte, das ihm die Lösung des Rätsels gibt, das ihm das ganze Bild der Königin, wie es in seiner Phantasie und Stimmung jetzt lebt, erklärt, symbolisiert.“ Und wenn sie ihm dann ihren Namen nenne, so scheine es zwar, als höre er ihn jetzt zum erstenmal. Aber nur dieselben Laute seien es, die er früher gekannt habe; jetzt habe das Wort andere Obertöne erhalten und der

Digitized by Google

Name erscheine ihm in der That neu. — Dies ist also die wahre Art dichterische Werke zu lesen und zu erklären, und wenn man nur dieser Methode folgen wollte, so würde mit einem Schlage die leidige Frage der Widersprüche ganz aus der Welt geschafft sein. In der That ist es die Kunst aus Schwarz Weiß zu machen, die, je nachdem sie gehandhabt wird, Unheil anrichten oder zur Heiterkeit stimmen wird. Sollen wir uns Achill als einen mystischen Grübler vorstellen, der, wenn er fragt „wer bist du?" meint, „welches ist dein Wesen?", und wenn er sich nach dem Namen erkundigt, das Wort meint, „das ihm das ganze Bild" des Gefragten „erklärt, symbolisirt?" Kleists Achill und Penthesilea sind nicht so tiefsinnig. Die Frage „wer bist du?" faßt sie ganz natürlich als eine Erkundigung nach ihrer Person und ihrem Namen auf, und so stellt sie sich denn auch nach einer kurzen Zwischenbemerkung alles zusammenfassend ganz förmlich mit den Worten vor (V. 1824 ff.):

Ich bin die Königin der Amazonen,
Er nennt sich Mars-erzeugt, mein Völkerstamm,
Otrere war die große Mutter mir,
Und mich begrüßt das Volk: Penthesilea.

Und mit dieser gar nicht mystischen Antwort ist Achill offenbar ganz zufriedengestellt. Mit stillem Entzücken wiederholt er für sich den Namen der Geliebten, und jeder erkennt, daß er ihn nun zuerst gehört. Nein, wenn man wissen will, wie Kleist seine Personen in einer Stimmung, wie sie Roetteken vorschwebt, handeln läßt, so sehe man auf die unmittelbar vorhergehende Scene. Dort erscheint Achill der Königin im Schmuck der Rosenkränze so neu, daß sie fast zweifeln möchte, ob dies der furchtbare Rächer des Patroklus sei (V. 1784 ff.). Aber so verwirrt ist sie doch nicht, daß sie über dies Staunen Namen und Person vergißt, sie benimmt sich so natürlich, wie man es alle Tage in ähnlichen Fällen und in gleicher Situation an den Menschen beobachten kann. Es bleibt dabei, wir haben hier einen eklatanten Widerspruch, für den ich auch jetzt keine andere Erklärung weiß, als die in meinem Aufsatz von mir gegebene (S. 544). Die Parallele mit der Bekränzungsscene in den „Schroffensteinern" (II, 1), auf die ich dort hin-

Digitized by Google

gewiesen, ist ja höchst instruktiv, auch insofern, als die Liebenden sich auch dort nicht kennen. Als äußeres Gegenstück kann man auch die Verkleidungsscene in den „Schroffensteinern" (V, 1) heranziehen. Von dieser erfahren wir, daß sie dem Dichter zuerst ohne jede Beziehung auf ein bestimmtes Stück, „rein als Scene, in den Sinn gekommen war" (Wilbrandt, Heinrich von Kleist S. 155). Er fügte sie dann in fertiger Gestalt in die „Schroffensteiner" ein und hielt hartnäckig an ihr fest, während er ringsherum ohne Unterlaß mit freier Willkür änderte und so schließlich den Zusammenhang aufs kläglichste verwirrte (Zolling, Kleistausgabe 1, 61). Einen ähnlichen Ursprung werden wir wohl auch für unsere Scene in der „Penthesilea" anzunehmen haben. Kleist übertrug sie in der Gestalt und dem Umfange, in dem er sie einzeln für sich entworfen hatte, auf sein Stück. Weder zu tiefgreifenden Aenderungen noch zu Kürzungen mochte er sich entschließen. Es war seine Lieblingsscene, und thatsächlich konzentriert sie in der Mitte des Dramas so sehr das Interesse, daß wir zugleich mit Achill den Drang der Situation ganz vergessen. Das Undramatische des Auftritts muß selbst Roetteken zugeben; seine Unwahrscheinlichkeit bestreitet er, worüber ich nicht mit ihm rechten will.

Eines wiederholten Nachweises, daß Scene 2—4 spätere Eindichtung zwischen dem 1. und 5. Auftritt seien, kann ich mich enthalten, da Roetteken Gründe dagegen nicht geltend macht. Ich will hier nur ergänzend nachtragen, daß die Verse 377—460, die Achills Flucht vor Penthesilea so plastisch anschaulich erzählen, eine Parallele in der Aeneis (XII, V. 464—485) hat, in der Scene, wo Turnus auf dem Streitwagen dem zu Fuß kämpfenden Aeneas in geschickten Windungen ausweicht. Wie weit hier von einem wirklichen Vorbilde gesprochen werden kann, will ich nicht entscheiden. Daß die Aeneis Kleist vertraut war, daß er sie wahrscheinlich unmittelbar vor oder während der Arbeit an unserm Stück gelesen hat, dafür liefert dieses selbst, wie ich dargethan habe (S. 523 f.), untrügliche Beweise.

Auf meine Rekonstruktion des ersten Entwurfs bin ich weit entfernt ein besonderes Gewicht zu legen. Es ist eine sehr frei

Digitized by Google

aufgebaute Hypothese, deren Schwächen ich wohl durchschaue. Ich würde schon jetzt an der Annahme eines durchgehenden doppelten Entwurfes nicht unbedingt festhalten. Es ist vielleicht richtiger, auch für die „Penthesilea“ ein Verfahren der Ausarbeitung vorauszusetzen, wie es für die Schroffensteiner urkundlich bezeugt ist (Zolling a. a. O. S. 60 f.): um einen festen Kern ein vielfaches Umdichten und Aendern, das konzentrisch immer weiter greift. Wenn aber Roetteken meint, der Konflikt, wie ich ihn für den ursprünglichen Plan feststelle, sei gar zu abstrakt, als daß er einen Kleist habe reizen können, so verweise ich darauf, daß der Kampf zwischen Neigung und Pflicht im wesentlichen ja auch das Thema des jetzigen Stückes bildet, und die Auffassung Roettekens (S. 47) läuft doch ungefähr auf dasselbe hinaus. Ich habe nur gesagt, daß dieser Konflikt allem Anschein nach in dem ersten Entwurf noch *konsequenter*, als es jetzt geschehen, durchgeführt werden sollte. Roetteken stößt sich an dem Ausdruck Schuld. In den Augen der Oberpriesterin und der Amazonen ist Penthesileas willkürliches Gebahren gegenüber den heiligen Geboten ihres Volks in der That eine Schuld und in diesem objektiv dramatischen Sinn ist das Wort von mir gebraucht. In dem subjektiven Sinn der Kleistischen Auffassung freilich ist es vielmehr ihr Vergehen, daß sie der äußeren Satzung zu viel, der wahren Empfindung ihres Herzens zu wenig folgt, daß sie unter Verkehrung des natürlichen Verhältnisses Herrin, nicht die sich unterordnende Gefährtin des geliebten Mannes sein will. Ich freue mich, daß ich in dieser, übrigens nicht neuen Auffassung, mich vollkommen mit Roetteken begegne. Ob und wie weit indes Kleist diese Idee zum beherrschenden Grundgedanken auch für seinen ersten Entwurf machen wollte, das wird sich doch schwer entscheiden lassen.

Roetteken wendet sich zum Schluß noch gegen einige Punkte meiner Behandlung der Quellenfrage. Er will es nicht gelten lassen, daß Kleist die Meute, die Penthesilea bei ihrer Rachethat begleitet, aus der Aktäonsage genommen habe. Auch Roetteken indes kann nicht bestreiten, daß ein Teil der Hundenamen aus den Erzählungen des Ovid und Hygin von der Verwandlung des

Digitized by Google

Aktaeon entlehnt ist. Die Annahme liegt doch näher, daß Kleist durch das Bakchenmotiv an jene sehr ähnliche Sagenscene erinnert und erst dadurch auf den Gedanken an die Meute gebracht wurde, als daß er von selbst auf eine so fernliegende Idee gerieth und nur, weil er wegen einiger Hundenamen in Verlegenheit war, den Ovid und Hygin nachschlug.

Die Frage, wie weit der Botenbericht in den Bakchen des Euripides (V. 1043—1152 Dindorf poëtae scaenici) von Einfluß auf die Katastrophe in unserm Stück gewesen ist, giebt Roetteken zu guter letzt noch Gelegenheit zu einer kleinen psychologischen Prachtleistung. Roetteken will eine inhaltliche Abhängigkeit von dem griechischen Vorbilde nicht zugeben, nur „einige nebensächliche Einzelheiten und etwa die Färbung, den Ton des ganzen Berichts" möge jene Stelle geliefert haben. Das Motiv der greuelvollen Mordthat sei jedenfalls Kleists eigene Erfindung. Die Art, wie Roetteken sich den psychologischen Ursprung dieser Idee in der Seele des Dichters zurechtlegt, ist zu originell, als daß ich mich enthalten könnte, sie hier mit seinen eigenen Worten wiederzugeben (S. 49 Anmerkung): „Wie Kleist auf das Motiv des Beißens gekommen ist, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Psychologischer Zusammenhang des Motivs mit der Vorstellung der Meute ist wahrscheinlich, aber welches ist das frühere? Daß der Mensch im heftigsten Zorne seine natürlichen Waffen anwendet, Fäuste, Zähne, Nägel, ist psychologisch leicht begreiflich und konnte für Kleist bestimmend sein: Fäuste und Nägel waren aus ästhetischen Gründen nicht wohl verwendbar und so wären die Zähne übriggeblieben. Möglich, daß dann von der Vorstellung der beißenden Penthesilea aus dem Dichter der Gedanke an eine Meute und weiter an die Aktäonsage kam. Es kann aber auch umgekehrt gewesen sein. Wenn Kleist die Hunde ursprünglich dem Heere folgen ließ und sie dann auch an der Katastrophe betheiligte, so sah er in seiner Fantasie Penthesilea mit zornigen Mienen inmitten der zähnefletschenden Hunde auf den Achilles losstürzen. Leicht konnte da von dem physiognomischen Eindruck der Hundegesichter sich etwas übertragen auf das Gesicht der Penthesilea, sodaß nun

Digitized by Google

auch diese dem Dichter erschien mit gehobener Oberlippe, zum Bisse fertig. Und da konnte ihm eben einfallen, sie auch wirklich beißen zu lassen. Zwischen diesen beiden Möglichkeiten wüßte ich keine Entscheidung zu treffen, und ich will übrigens auch nicht einmal behaupten, daß es die einzigen Möglichkeiten sind.“ Ich verzichte darauf, die Wirkung dieser Auslassung durch ein Wort der Kritik zu schwächen.

Roetteckens Versuch, meine Analyse der „Penthesilea“ nach ihrer Entstehung und Zusammensetzung zu widerlegen, muß demnach in jedem Punkte als gescheitert betrachtet werden.

Wichtiger als die Entscheidung dieser einzelnen Frage ist die prinzipielle Seite der hier zu Tage tretenden Meinungsverschiedenheit.

Die Anwendung der philologisch-kritischen Methode auf die Werke unserer nationalen Literatur hat von Anbeginn neben der erklärlichen Abneigung des gebildeten Laienpublikums auch in den Fachkreisen selbst vielfache offene oder versteckte Anfechtung erfahren. Neuerdings ist nun zu den alten Gegnern eine Partei hinzugekommen, die es sich mit großer Wichtigkeit zur Aufgabe macht, die Mängel und die Unzulänglichkeit der philologischen Kritik Werken der Dichtung gegenüber aufzudecken und die Heranziehung der Psychologie als das allein probate Mittel zu empfehlen, Probleme dieser Art zu lösen. Diese Richtung ist um so gefährlicher, da sie mit dem Schein und Anspruch einer überlegenen Wissenschaftlichkeit auftritt und einen Grundsatz vertritt, dessen Berechtigung in seinen Grenzen niemals jemand bestritten hat oder bestreiten wird. Demgegenüber erwächst den Anhängern einer exakten philologischen Methode die Pflicht, doppelt aufmerksam darüber zu wachen, daß kein vorwitziger Mißbrauch mit jenem an sich richtigen Gedanken getrieben werde und daß seine Anwendung sich in den Schranken halte, die ihm als einem unterstützenden, aber nicht führenden Faktor in der literarhistorischen Forschung gewiesen sind. Diese Partei, die sich bisher wesentlich nur mit allgemeinen theoretischen Forderungen hervorwagte, hat nun in Roetteken einen praktischen und ebenso mutvollen, wie leider unglücklichen Vorkämpfer gefunden. Er eröffnet uns (S. 42), daß

Digitized by Google

er sich des psychologischen Studiums, seitdem ihm seine hohe Bedeutung aufgegangen, mit allem Eifer beflissen habe, und er geht in der Aufrichtigkeit so weit, zu gestehen, er glaube durchaus nicht, „es darin herrlich weit gebracht zu haben“, ein andrer könne „vielleicht mit der Zeit und Mühe“, die er „auf diese Dinge verwandt habe, sich eine wirklich ausreichende psychologische Bildung aneignen“. Wir verstehen es, wenn er diesen Umweg bei der großen Gefahr, das Ziel dennoch zu verfehlen, künftigen Geschlechtern ersparen möchte. Die Vorschläge, die zu diesem Zwecke diese neuesten Stürmer und Dränger machen, entbehren denn auch der Entschiedenheit ebenso wenig wie der Originalität. Die Jünger der Philologie sollen fortan auf der Universität neben der Ausbildung in ihrem Fach vor Allem die Weihen der Psychologie erhalten, und da die Dichter, wie man weiß, selten ganz normale Menschen sind, so müssen sich an die allgemeinen psychologischen, wie sich gebührt, auch specielle psychiatrische Studien anschließen und ein Kursus in der psychiatrischen Klinik wird eine vielleicht nicht nötige, aber jedenfalls empfehlenswerte Sache sein (vgl. W. Wetz, Shakespeare vom Standpunkt der vergleichenden Literaturgeschichte 1, 25). So ausgerüstet wird dann der Adept, sofern er, was Gott verhüte, nicht selbst ein sehr dringendes Objekt für den Psychiater geworden ist, jedem Rätsel, das die Betrachtung dichterischer Werke bietet, gewachsen sein und es wird für ihn kein Geheimnis und keine Schwierigkeit mehr geben, da ihm in die Geburtsstätte des poetischen Schaffens selbst zu schauen gegönnt ist. Wie beschämt stehen wir Bekenner einer veralteten philologischen Wissenschaft vor solcher magischen Weisheit da, die wir mit unsern altväterlichen krausbärtigen Instrumenten der Kritik, der Quellenanalyse, der Einzelbeobachtung, der sprachlichen und sachlichen Interpretation froh sind, bis an das Thor jener geheimnisvollen Stätte, wo die dichterischen Ideen geboren werden, vorzudringen. Der Psycho-Philologe sagt: Perlippe, Perlappe, und es öffnen sich ihm Schloß und Riegel.

Man darf billig fragen: Wozu der Lärm, was steht den Herrn zu Diensten? Welche Probleme giebt es hier zu lösen?

Digitized by Google

Welche pſychiſchen Diagnoſen ſind hier zu ſtellen? Hat der Literarhiſtoriker es mit den Aeußerungen halbverrückter, erblich belaſteter Individuen zu thun? Es handelt ſich um die Auffaſſung und Erklärung von Dichtwerken, wozu allerdings eine gründliche und lebendige Vertrautheit mit der Natur des menſchlichen Herzens, mit den Geſetzen der menſchlichen Seele ein unbedingtes und notwendiges Erfordernis iſt. Dieſe Kenntnis zu erwerben wird das theoretiſche Studium der Pſychologie ſelbſtverſtändlich von großem Nutzen ſein und der junge Philologe wird gut thun, es ſich angelegen ſein zu laſſen. Kann doch die Philologie ihrer Hilfe bei keiner ihrer Operationen entraten: bei allen ſprachlichen und ſtiliſtiſchen Unterſuchungen, bei der Interpretation, bei jeder kritiſchen Thätigkeit muß ſie den Forſchenden an unſichtbarer Hand leiten, wenn er nicht irre gehen ſoll. Aber ein praktiſcher Seelenkundiger kann man auf dieſem Wege ſo wenig werden, wie das gründlichſte pſychologiſche Studium den Dichter macht. Dieſer iſt das geborene pſychologiſche Genie, er verſteht ſich wie ein Meiſter auf die menſchliche Seele und braucht theoretiſch doch um kein einziges ihrer Geſetze zu wiſſen. Etwas von dieſer angeborenen Gabe wird wohl auch haben müſſen, wer den Dichter und ſeine Schöpfungen verſtehen will und kein noch ſo eifriges Studium wird ihm dieſes beſte Erbteil geben oder erſetzen können. Ob nun gerade die, welche gegenwärtig am lauteſten nach der Pſychologie rufen, die am meiſten berechtigten ſind, ſich ihrer gegen die Kritik anzunehmen, das darf man vor der Hand noch wohl bezweifeln. Wir wollen abwarten, ob der Beweis von anderer Seite gebracht wird.

Aber was hat denn nun die literar-hiſtoriſche Forſchung verbrochen? Die einen behaupten, „ihre Thätigkeit iſt eine mehr äußerliche und mechaniſche als wahrhaft wiſſenſchaftliche“, ſie verſinkt mit dem Ediren von Texten, Sammeln von Lesarten, Nachweis „von Quellen und ſtiliſtiſchen Abhängigkeiten“ mehr und mehr „in Mikrologie“ und es giebt nur ein Heil für ſie, wenn ſie ſich der analytiſch-kritiſchen Methode Taines zuwende (vgl. W. Wetz, Ueber Literaturgeſchichte, Worms 1891, S. 53 ff.). Andere richten ihre Angriffe ſpeziell gegen die ſogenannte höhere Kritik. Gegen ſie

Digitized by Google

besonders wird jene Anklage erhoben, daß sie bei Ausübung ihrer sondernden Kunst zu äußerlich verfahre und sich zu wenig von psychologischen Erwägungen leiten lasse. Dieser letzte Vorwurf ist es, mit dem wir uns im Folgenden etwas eingehender beschäftigen wollen.

Die Analyse dichterischer Kompositionen nach ihrem chronologischen und inhaltlichen Ursprung gehört überall da zu den wichtigsten Aufgaben der Kritik, wo sachliche oder formale Disharmonieen die Einheitlichkeit und Klarheit des Planes beeinträchtigen und wo erst eine genaue Einsicht in das Zustandekommen des Ganzen den richtigen Standpunkt für die Beurteilung der vorhandenen einzelnen Schwierigkeiten ergiebt. Als ein Hauptmittel zur Lösung dieser Fragen hat von jeher die Prüfung und Verwertung der formalen und inhaltlichen Widersprüche, wo solche vorliegen, gegolten. Es sind gleichsam die Sprünge und Risse, wo man das Instrument der Kritik einsetzen kann, um die Zerlegung des Gesamtgefüges zu beginnen. Es ist daher nur natürlich, wenn die Gegner der Kritik gerade diesen Punkt immer wieder zum Ziel ihrer Angriffe machen. Die Frage ist zu einer förmlichen Spezialität geworden, sie hat schon ihre Literatur, und es dürfte Zeit sein, sich endlich mit ihr auseinanderzusetzen.

Der Streit ist nicht eigentlich von der neuen psychologischen Richtung ausgegangen. Er entspann sich an dem Beowulfliede, wo Heinzel zuerst eine Art von prinzipiellem Standpunkt in dieser Angelegenheit einnahm (Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur 10, 233 ff., 15, 175 ff.). Es handelte sich zunächst um die Auffassung und Beurteilung von Widersprüchen in Volksdichtungen. Die Gedanken Heinzels wurden von Jiriczek im Anschluß an die Frage nach der Entstehung des Alphartliedes aufgenommen und weiter systematisiert (Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 16, 146 ff.). Seitdem haben die beiden Wiener Kraus und Jellinek, einer Aufforderung Martins folgend, in der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien" (1893 S. 673 ff.) ein umfassendes Material zur Beurteilung der Frage zusammengetragen. Die Verfasser, die, wie es scheint, nicht

Digitized by Google

zu der psychologischen Partei gehören, wollen an der Hand von Beispielen aus Kunstdichtungen älterer und neuerer Zeit beweisen, „daß Einheit des Verfassers und Widerspruchslosigkeit der Erzählung nicht durchaus korrelate Dinge sind“, daß es „unrichtig sei, die Widersprüche in Volksepen fast ausschließlich aus der Kontamination verschiedener Angaben zu erklären, während andere gleichberechtigte Möglichkeiten beiseite bleiben.“ Das klingt an sich ziemlich harmlos und man könnte es sogar als ein für die Kritik recht nützliches Unternehmen begrüßen. Aber die Art, wie die Verfasser sich wiederholt gegen die Methode der höheren Kritik wenden, besonders die allgemeine Schlußfolgerung, die sie aus ihren Beispielen ziehen (S. 715), könnte doch leicht über ihre eigentliche Absicht, die doch wohl nur möglichen Auswüchsen entgegentreten will, irre führen. Es gilt daher, einer fälschlichen Fruktifizierung der hier etwa gewonnenen Resultate vorzubeugen und es erscheint geboten, die angeführten Beispiele sich etwas genauer anzusehen und scharf festzustellen, was durch sie bewiesen wird, um so mehr, da die Verfasser selbst den Anspruch erheben, die Frage der Widersprüche endgiltig gelöst zu haben.

Sie behaupten, daß Widersprüche, die man bei Volksepen auf Rechnung von „Contamination verschiedener Quellen“ setzt, gleicher Art auch in Kunstdichtungen begegnen, die unzweifelhaft von einem Verfasser herrühren; hieraus, so folgern sie, ergiebt sich, daß die Kritik falsch verfährt, wenn sie wegen solcher Widersprüche bei Volksepen Verschiedenheit des Ursprungs oder der Quellen annimmt. Ich sehe zunächst von der großen Bedenklichkeit des Rückschlusses ab. Ich prüfe erst die Beispiele selbst, deren die Verfasser eine fast unübersehbare Fülle aus der modernen und mittelalterlichen Literatur zusammengetragen haben. Die Hälfte, vielleicht ein Fünftel der Fälle hätte wohl auch genügt, zumal ja die Thatsache selbst, daß Widersprüche in Kunstdichtungen vorkommen, nicht eben neu ist. Aber es scheint, als wenn es die Menge machen soll, denn mit der Kritik haben die Verfasser es sich ziemlich leicht gemacht. Da steht, nach einzelnen Kategorieen geordnet, durcheinander Richtiges, Zweifelhaftes, Falsches, Wesentliches, Gleich-

Digitized by Google

giltiges, kurz ein Rohmaterial, das erst gesichtet werden müßte, ehe es allenfalls im Sinne der Verfasser verwendet werden könnte. Da findet sich eine Rubrik: nicht eigentliche, sondern nur „scheinbare Widersprüche," veranlaßt durch „Lässigkeit des Ausdrucks (S. 675, 709) oder der Erzählung" (S. 710). Will man im Ernst behaupten, daß die Kritik sich solcher Erscheinungen als Argument bedient, um aus ihnen „Contamination verschiedener Quellen" zu beweisen? Man darf das wohl einfach zurückweisen.

Eine große Zahl, vielleicht die Hälfte aller angeführten Beispiele hat es mit solchen Discrepanzen zu thun, die auf mangelnder Motivierung beruhen (S. 692—703). Es sind die Fälle, wo der Dichter „seine Personen Aeußerungen thun läßt, die ein Wissen von den Dingen voraussetzt, das sie nicht haben können" (S. 692), oder wo er „etwas voraussetzt, was er nicht erzählt hat," was aber „von jedem Hörer leicht ergänzt werden kann" (S. 695), oder wo er „unterlassen hat, ein Motiv, das er an einer bestimmten Stelle braucht, vorzubereiten" (S. 695), mit einem Wort, wo er „Unbekanntes als Bekanntes" oder „Bekanntes als Unbekanntes behandelt" (S. 697), ferner Fälle, „wo die Worte einer handelnden Person von einer andern nicht beachtet werden, ohne daß dafür eine Motivierung gegeben würde" (S. 700), oder wo „eine Person einer Meinung oder einem Wunsche Ausdruck giebt, unmittelbar oder kurz darauf aber in ganz entgegengesetztem Sinne spricht oder handelt," ohne daß die Sinnesänderung begründet wäre (S. 701). Die meisten dieser sogenannten Widersprüche sind so unwesentlich und unwichtig für Sinn und Zusammenhang, daß auch der stümperhafteste Anfänger in ihnen kaum ein Kennzeichen für Verschiedenheit der Quellen erblicken würde. Und schlimmer noch ist es, daß nicht wenige sich bei näherem Zusehen in Nichts auflösen. Die aus der mittelhochdeutschen Literatur angeführten Stellen können, was ich mir auch als Nichtfachmann zu behaupten getraue, großenteils nur bei einer fälschlichen Auffassung hierher gerechnet werden. So wird in dem aus Seifrits Alexandreis genommenen Beispiel, soweit es sich nach dem Citat der Verfasser übersehen läßt (S. 694), niemand einen Zwischengedanken vermissen,

Digitized by Google

der sich die Situation, wie es der Dichter verlangen kann, lebendig vor Augen hält. Die Perser ergreift beim Anblick Alexanders ein solches Staunen, daß „sie gedachten daz ez waer ayn got achtpêr.“ Diesen Gedanken sprechen sie zwar nicht aus, aber Alexander, wie Kraus und Jellinek auch ganz richtig bemerken, „erräth“ ihn aus ihren Gebärden und sagt abwehrend „ich pins chain got.“ Hier wird „kein Wissen vorausgesetzt,“ das Alexander „nicht haben“ kann, sondern das er naturgemäß haben muß. Nicht anders steht es mit dem Beispiel aus Ulrichs Lanzelet V. 7002 ff. (S. 701). Hier betont Erec erst die Unmöglichkeit für Artus, den Zauberer kommen zu lassen und fährt dann fort: „doch dês al ein,“ wenn er uns zu diesen Dingen nützen kann, müssen wir gehen und, wie wir können, uns mit ihm versöhnen. Wo ist hier der geringste Widerspruch? Das ist ja gerade die concrete, aus der Situation gewachsene Sprache. Wir sollen nicht die fertige Ansicht Erecs hören, sondern den inneren Prozeß seines Ueberlegens mitmachen, von anfänglicher Abweisung des Vorschlags bis zu der schließlichen Erkenntnis seiner Notwendigkeit. Wir haben hier ein Beispiel für das, was Kleist die „allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ nennt. Auch in der folgenden Stelle (S. 701) aus Rudolfs Barlaam wird aus gleichem Grunde Niemand eine ergänzende Zwischenbemerkung entbehren. Es verlohnt sich nicht auf die andern Fälle einzugehen, die nichts anderes lehren, als daß die mittelhochdeutschen Dichter, so redselig sie auch in der Ausmalung der seelischen Stimmungen zu sein pflegen, in der Darstellung der motivierenden Gedankenprozesse wortkarger sind als die modernen.

Es bleibt demnach im wesentlichen nur die Kategorie der Abweichungen in thatsächlichen Angaben übrig. Hier haben wir es wenigstens mit wirklichen Widersprüchen zu thun. Es werden Beispiele angeführt von disharmonierenden Orts-, Zeit- und Zahlangaben, Namenbezeichnungen u. s. w. (S. 673 ff.). Aber auch hier wieder haben es sich die Verfasser sehr leicht gemacht; eine nicht geringe Zahl der angeführten Fälle kann vor einer strengeren Prüfung nicht bestehen. Die aus den Novellen des Cervantes er-

Digitized by Google

wähnten Stellen (S. 673 ff.) mag man sich gefallen lassen; seine geniale Lässigkeit in diesen untergeordneten Momenten der Darstellung ist bekannt. Wer wird aber von einem Widerspruch reden, wenn es in Goethes „Wahlverwandschaften" 2. Teil 16. Capitel von einem ungesiegelten Brief heißt „sie nahm ihn und erbrach ihn" statt öffnete ihn (S. 682), oder wenn selbst in Maler Müllers „Golo und Genoveva" II, 6 dieselbe Waffe erst als „Dolch" und bald darauf als „Schwert" bezeichnet wird (S. 682)? Das sind Lappalien, die so offenbar auf einem bloßen Vergreifen im Ausdruck beruhen, daß es nicht der Mühe wert ist weiter darauf einzugehen. Die zum Teil zweifelhaften Beispiele aus Kleist, dessen große Zerstreutheit in diesen Dingen fast sprichwörtlich ist, hätten mit Leichtigkeit durch andere schlagendere aus seinen dramatischen Werken ersetzt werden können. Der aus dem „Kohlhaas" angeführte Fall (S. 682) ist überdies ganz in der Ordnung. Wenn es (S. 54 Muncker) von dem Kämmerer heißt, daß er „seinen Mantel, Orden und Kette entblößend, zurückschlug" und derselbe Ausdruck gleich darauf (S. 55) wiederholt wird „indem er sich den Mantel zurückschlug," so bezeichnet er eben jetzt das entgegengesetzte wie vorher. Das Wort „zurückschlagen" kann an sich ebenso gut als „auseinanderschlagen" wie als „zusammenschlagen" verstanden werden und hier sind beide Bedeutungen vereinigt. Der Kämmerer öffnet den Mantel, um durch Orden und Kette dem Abdecker zu imponieren, er schlägt ihn, als er aus der Menge zurücktritt, naturgemäß wieder zu. Das aus Heinrich von Veldekes Eneide 6726 ff. entnommene Beispiel erledigt sich ebenfalls durch richtige Interpretation von selbst (S. 685). Die Worte (6790 f.):

he gebôt dat man hen beiden
die houvet ave sloege

können nach dem Zusammenhange hier nur als volkstümlich brachylogische, vielleicht dialektische Ausdrucksweise gefaßt werden in dem Sinne: er gebot, daß man auch dem Nisus den Kopf abschlage, damit er nicht anders behandelt werde als der vorher enthauptete Freund. Dies geht mit Notwendigkeit aus der Situation wie aus

Digitized by Google

dem Wortlaut hervor. Beide Helden „liegen tot da“. Hatte der Dichter vergessen, daß Eurialus bereits enthauptet war, so waren sie ja bereits im Tode „ungeschieden.“ Welchen Zweck konnte es haben, daß Volzan ihnen auch noch den Kopf abschlagen ließ? Die Worte er enwolde sî niet skeiden setzen also notwendig einen Gegensatz in ihrer bisherigen Behandlung voraus. Aehnliche Bedenken ließen sich auch noch gegen manche der andern unter dieser Kategorie angeführten Beispiele geltend machen. Aber man kann ja den Verfassern Alles gern zugeben, Widersprüche dieser Art kommen in der That oft genug bei alten wie bei neueren Dichtern vor, aber was wird denn damit bewiesen? Sollen dies die Kriterien sein, aus denen die Kritik die Entstehung von Literaturwerken zu erschließen sucht? Ich bezweifele, daß die literarhistorische Forschung auf irgend einem Gebiet sich von solchen Gesichtspunkten leiten läßt, jedenfalls vom allgemeinen Standpunkt der Philologie muß man gegen eine derartige Auffassung entschieden Verwahrung einlegen. Mag es nicht an Fehlern und Mißgriffen, selbst bei bedeutenden Gelehrten, gefehlt haben, was hat damit die kritische Methode an sich zu thun? Die Verfasser haben wirklich nicht das Recht, die Kritik zu meistern, wenn ihre Kenntnis und ihr Blick über solche Dinge nicht hinausreicht.

Charakteristisch ist ja ihre ganze schablonenhafte Behandlung der Widerspruchsfrage. Da wird kein einziger Fall nach seiner individuellen Bedeutung sachlich oder formal analysiert, die Beispiele stehen nebeneinander wie bloße Nummern, die Dichtwerke werden, moderne und mittelalterliche, ganz über einen Leisten behandelt. Der Gedanke, daß, was uns heute fremdartig und unausgeglichen erscheinen würde, bei einem mittelalterlichen Dichter gänzlich unanstößig sein kann, kommt ihnen wohl vorübergehend (S. 701), aber sie machen in keiner Weise Gebrauch davon. Lachmann bemerkt zu Nibelungen 870 „brôt unde wîn“: „Wein? Darin bestand ja eben die List, daß sie ihn nicht mitnahmen, S. 906, 3. Einem Dichter, der seinen Gegenstand lebhaft vor Augen hatte, konnte solche Gedankenlosigkeit nicht begegnen.“ Man mag über Lachmanns Auffassung der Stelle denken, wie man will,

Digitized by Google

jedenfalls ist er von seinem Standpunkt aus zu dieser Einwendung durchaus berechtigt. Was aber halten ihm Kraus und Jellinek entgegen (S. 692)? brôt unde win sei ein formelhafter Ausdruck und deshalb sei der Widerspruch nicht weiter von Bedeutung. brôt unde win ein formelhafter Ausdruck? Das ist eine Behauptung aufs gerathewohl, die man den Verfassern so ohne Beweise glauben soll; thatsächlich ist sie, wenigstens für die Nibelungen, gänzlich aus der Luft gegriffen. Brot und Wein kommt hier überhaupt nur noch einmal verbunden vor in der Form daz brôt und ouch den win (1627, 2), und da ist es sicher nicht formelhaft gebraucht. Aber wäre es das auch, Lachmann hätte doch Recht. Man darf einem Dichter „in unschuldiger Zeit, die auf bestimmte Anschauung hält" eine solche „Gedankenlosigkeit", noch dazu in einem Hauptmotiv, am allerwenigsten zutrauen, oder man muß eben jede Art von Konfusion für erlaubt oder erklärlich halten.

Am Schluß vertreten die Verfasser den Satz, daß ein prinzipieller Unterschied zwischen dem Zustandekommen von Kunstdichtungen und Volksepen nicht bestehe. Daher die Folgerung, wenn dort das Vorkommen von Widersprüchen nichts gegen „die Einheit des Verfassers" beweise, so dürfe es auch hier nicht unbedingt als ein Beweis für „Kontamination verschiedener Quellen" angesehen werden. Dieser Schluß ist hinfällig, weil die Prämisse falsch ist, wovon später die Rede sein wird. Von seiner logischen Bedenklichkeit will ich hier schweigen. Als einziges Ergebnis dieser Massensammlung von Beispielen würde demnach übrig bleiben die Erkenntnis, daß sich Widersprüche in Volksepen finden, die nicht durch Zusammenfügung verschiedenartiger Bestandteile veranlaßt sind, ein Satz, an dem bisher wohl noch niemand gezweifelt hat.

Radikaler noch in Bezug auf unsere Frage ist der Standpunkt der „Neuesten". Sie möchten am liebsten die Existenz von Widersprüchen überhaupt leugnen, darum versuchen sie wenigstens ihre Harmlosigkeit auf dem Wege der psychologischen Erklärung darzuthun. Roetteken macht mir zunächst den Vorwurf (S. 36), ich ginge von der Ansicht aus, „daß der Dichter nur bei unterbrochenem, stückweisem Arbeiten, oder bei nachträglichen Aende-

Digitized by Google

rungen oder Einschüben oder bei Ablösung eines Plans durch einen andern Unebenheiten und Widersprüche (wirkliche, die auch für ihn solche wären, wenn er sie bemerkte) in seine Dichtung hineinbringen könne.“ Roetteken schließt, daß ich so denke, aus meiner Beweisführung, aber ich kann ihn versichern, er irrt sich. Er selbst leitet aus allgemeinen psychologischen Erwägungen die Möglichkeit ab, daß auch bei ununterbrochenem Arbeiten dem Dichter Widersprüche im Einzelnen begegnen können. Eine solche Deduktion beweist in Fragen, die nur durch die Beobachtung entschieden werden können, gar nichts. Immerhin gestehe ich nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Thatsache zu. Es fragt sich nur, welcher Art diese Widersprüche sind. Roetteken führt als Beispiel natürlich auch wieder Sanchos Esel aus dem Stall, ohne den es nun einmal nicht geht. Glaubt denn Roetteken wirklich, daß Cervantes bei ununterbrochenem konzentriertem Arbeiten es fertig bringen konnte, Sancho seinen Grauen erst verlieren, dann später ihn wiederfinden, dazwischen aber lustig auf ihm herumtraben zu lassen? Eine solche Plan- und Gedankenlosigkeit kann man einem Dichter, der zwar in nebensächlichen Angaben sich sorglos gehen läßt, aber in der Anlage des Ganzen die konsequenteste Aufmerksamkeit zeigt, unmöglich zutrauen. Dieser Fall läßt sich in der That nur durch ein unterbrochenes, oder besser gesagt „stückweises“ Arbeiten erklären, das bei einem parodistischen Werk ganz natürlich und bei diesem aus mancherlei Gründen besonders wahrscheinlich ist.[1]) Es werden doch immer nur untergeordnete In-

[1]) Diese Ansicht äußert auch Braunfels in seiner Uebersetzung (1, 230, Anmerkung 2). Die Erklärung des Ramón León Mainez, die er anführt, zeigt nur eine der Möglichkeiten, wie eine solche Konfusion entstehen konnte. Jedenfalls ist der Widerspruch sofort aufgefallen, denn schon in der zweiten, bald nach der ersten erschienenen Auflage vom Jahr 1605 war der Versuch, ihn nachträglich zu beseitigen, gemacht, wenn auch mit unvollkommenem Erfolge. Erst in dem Druck von 1608, dem einzigen von Cervantes selbst durchgesehenen (vgl. Braunfels 1, 20), ist die Verwirrung nach Braunfels' Angabe „fast gänzlich beseitigt“, eine Thatsache, die bei der Exemplifizierung auf den Fall doch entschieden zu berücksichtigen wäre. Es ist gewiß nicht ausgeschlossen, daß Cervantes' spätere Klage über die Drucker sich auch auf diesen Punkt bezieht. Leider ist es fast unmöglich,

Digitized by Google

konsequenzen und Störungen sein, die sich unter normalen Verhältnissen bei einem stetig fortschreitenden Dichten einschleichen können. Scherer (Poetik S. 157 ff.), der bekanntlich einen scharfen Unterschied zwischen „unterbrochenem" und „anhaltendem" Arbeiten macht, will doch schwerlich sagen, daß in letzterem Falle überhaupt keine Widersprüche, sondern nur solche leichterer Natur vorkommen werden. Neben unbedeutenderen Fällen gehören dahin auch die Diskrepanzen in Orts-, Zeit-, Zahl- und Namenangaben oder ähnlichen Nebenumständen. Es steht völlig fest, daß Dichtungen in einem Zuge niedergeschrieben sind und doch derartige Inkongruenzen aufweisen. Darum wird man sich immer hüten müssen, aus dieser Gattung von Disharmonieen, wenn nicht ganz besondere Momente hinzutreten, zu weitgehende Schlüsse zu ziehen. Natürlich spielt neben manchen andern Umständen besonders die Individualität des Dichters in diesen Dingen eine große Rolle.

Im Allgemeinen scheint Roetteken auf dem Standpunkt zu stehen: die Dichter schreiben nach einem unabänderlichen Plan ihre Werke hintereinander weg, Kapitel für Kapitel, Szene für Szene, und wenn sie dann an einen Punkt kommen, wo es nicht ganz so „geht", wie sie es sich gedacht hatten, oder wo eine Szene zu breiterer oder freierer Ausgestaltung einladet, so gestatten sie sich auch einmal einen kleinen Widerspruch. So gemütlich, als wären die Dichter alte Strumpfstrickerinnen, geht es denn doch wohl nicht zu. Die verschiedenen Möglichkeiten für die Entstehung von Widersprüchen, die Roetteken aufführt, wollen in ihrer Allgemeinheit gar nichts besagen (S. 36 f.). Von einigem Interesse ist nur, was er in der Anmerkung S. 37 f. über die „Erinnerungstäuschungen" äußert, die, wie er meint, als poetisches Motiv eine viel größere Bedeutung haben als sich unsere Schulweisheit bisher hat träumen lassen. Bis zu einem gewissen Grade kann man

---

nach den Uebersetzungen sich ein Bild von dem Textverhältnis in den erwähnten Originaldrucken zu machen. Auch aus Braunfels' oben erwähnter Bemerkung erkennt man keineswegs, wie weit er dem zweiten Druck von 1605 und dem von 1608 folgt. Es wäre doch konsequente Zugrundelegung eines Textes mit Anführung der Abweichungen in den andern Ausgaben unbedingt geboten gewesen.

Digitized by Google

hierin mit ihm einverstanden sein und es ist auch zuzugeben, daß hierauf nicht immer genügend geachtet wird. So bin auch ich der Ansicht, daß die Verse 1758 ff. in der „Penthesilea“ eine derartige Auslegung in der That zulassen, und ich habe sie deswegen auch nicht als Argument in meiner Behandlung der Entstehungsfrage benutzt. Aber wenn Roetteken (S. 39 Anmerkung) meint, man müsse „im Kunstwerk überall mit der Möglichkeit irgendwie falscher Annahmen, Auffassungen u. s. w. der Personen rechnen“, so würde man damit jeden festen Boden für die Erklärung unter den Füßen verlieren. So hat Roetteken früher (Zeitschrift für deutschen Unterricht 4, 446) die Ansicht ausgesprochen, daß in Kleists „Prinzen von Homburg“ Hohenzollern und der Prinz sich im Irrtum befinden über den Grund, „aus dem der Kurfürst zur Vollstreckung des Urteils entschlossen scheint.“ Roetteken giebt zu, er würde „manches“ in jenen Bemerkungen „heute anders anfassen“, macht aber mir den Vorwurf, daß ich mich mit der von ihm vertretenen „Möglichkeit“ in meinem Aufsatz über den Prinzen von Homburg (Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 6, 415 ff.) nicht auseinandergesetzt habe. Ich kann ihn versichern, seine „Bemerkungen“, auch wenn ich sie gekannt hätte, würden mir schwerlich Veranlassung zu einer Stellungnahme gegeben haben. Roettekens Auffassung von der inneren Situation des 1. Auftritts im III. Akt ist so unbestimmt, daß ich einen greifbaren Kern darin nicht entdecken kann. Scherer (Poetik S. 158) wird wohl an diese neue Art von Suggestionstheorie überhaupt nicht gedacht haben. Jedenfalls darf man, wenn man nicht Alles in Geheimnisthuerei auflösen will, von der Annahme solcher Erinnerungstäuschungen nur da Gebrauch machen, wo der Zusammenhang und Charakter der Situation von selbst und zwingend darauf führt.

Doch die Frage muß endlich beantwortet werden, welcher Art die Widersprüche sein müssen, die für die kritische Zerlegung von Literaturwerken als entscheidend gelten können. Der ganze Streit wäre unmöglich gewesen oder hätte wenigstens doch diesen Umfang nicht annehmen können, wenn man sich hierüber nur einigermaßen klar gewesen wäre. Leider sucht man auch in den

Digitized by Google

methodologischen Handbüchern über diese wichtige prinzipielle Frage vergebens Auskunft. In ν—σ der Odyssee ist Odysseus überall verwandelt, in der weiteren Erzählung ist er es nicht; eine Rückverwandlung aber hat nicht stattgefunden. Hier haben wir also für die Handlung zwei gänzlich widerstrebende Voraussetzungen, von denen die eine die andere aufhebt. Wer wird behaupten, daß dies die einheitliche Conception eines Dichters sein könne (v. Wilamowitz-Moellendorff, Homerische Untersuchungen S. 74 f.)? In der Ilias gegen Schluß von A giebt Zeus der Thetis das Versprechen, Achill zu rächen und den Troern so lange das Uebergewicht zu verleihen, bis dem Beleidigten Genugthuung widerfahren sei. Wenn nun, bevor Zeus an die Erfüllung seiner Zusage denkt, erst zur friedlichen Schlichtung des Streites ein Zweikampf folgt, darauf ein siegreiches Vordringen der Griechen, durch das die Troer in Angst und Bedrängnis geraten, dann ein neuer zweckloser Zweikampf und schließlich ein durch nichts motivierter Mauerbau, so würde man sich vergebliche Mühe geben zu beweisen, daß eine solche Composition planvoll sei und aus der Idee *eines* Dichters habe hervorgehen können. In beiden Fällen handelt es sich um Differenzen, welche die *ganze Anlage der Handlung* berühren und diese in einem der differierenden Teile entweder *unmöglich* oder bis zum äußersten Grade *unwahrscheinlich* machen. Es ist ganz gewiß einer der unumstößlichsten Grundsätze der Kritik: überall da, wo *vitale Widersprüche* zwischen den *Grundlagen* einer Darstellung und ihrer *weiteren Entwickelung* vorliegen, oder wo die *inhaltliche Einheit* auch nur in einzelnen, aber *wesentlichen* Punkten gestört ist, hat man es mit der Zusammensetzung verschiedenartiger, von Hause aus nicht zusammengehörender Bestandteile zu thun. Solche tiefgehenden Incongruenzen finden sich überall, nicht nur in Volksdichtungen, sondern auch in der Kunstpoesie zahlreich genug, und Aufgabe einer ernsten Kritik ist es, sie nicht durch allerlei sophistische Künste wegzuinterpretieren, sondern sie anzuerkennen und als geeignete Fingerzeige für die Analyse zu benützen.

Bisweilen geht mit solchen inhaltlichen Widersprüchen Hand

Digitized by Google

in Hand eine Inconsequenz in der Charakterzeichnung einzelner Personen, ein Punkt, den Kraus und Jellinek (S. 690) berühren, ohne, wie es scheint, seine Bedeutung zu ahnen. Es liegt in der Natur der Sache, daß Folgewidrigkeiten dieser Art objectiv schwerer nachweisbar sind als die vorher erwähnten, zumal hier auch die Fähigkeit des Dichters in Betracht kommt. Indeß giebt es auch hier einen Maßstab, der in dem Schöpfer des Werkes selbst liegt. Auf Goethes Mephisto brauche ich nur hinzuweisen, dessen allmähliche Charakterwandlung allein schon, auch wenn wir sonst nichts darüber wüßten, den langsamen und uneinheitlichen Entstehungsprozeß des Faust verbürgen würde. Die Schwierigkeiten in der Auffassung von Shakespeares Hamlet haben doch wahrscheinlich einen ähnlichen Ursprung. Die schwankende Haltung Posas in „Don Karlos“ läßt sich nur aus der wiederholten Umarbeitung des Stückes erklären (Bellermann, Schillers Dramen 1, 272 ff.). Auf das widersprechende Verhalten Buttlers im „Wallenstein,“ einem oft umgestalteten Werk, hat Otto Ludwig (Gesammelte Schriften, Ausgabe von Erich Schmidt und Stern, 5, 301) mit Recht hingewiesen. Immerhin wird diese Erscheinung, die in viel höherem Grade als die vorher erwähnte einen künstlerischen Verstoß bedeutet, sehr selten sein und sich wahrscheinlich nie allein, sondern immer als Folge einer anderen tiefgreifenden Umgestaltung finden.

Der Ursprung solcher Widersprüche kann in Volksepen ein verschiedener sein, in Werken der Kunstpoesie hat man aus ihnen auf eine gänzlich oder teilweise durchgeführte Aenderung des ursprünglichen Planes zu schließen. Diese Thatsache der verschiedenen Entwürfe ist so häufig und durch unwiderlegliche, aus Dichtwerken selbst sich ergebende Gründe, vielfach auch durch äußere Zeugnisse so bestimmt erwiesen, daß die Abneigung unserer Modernsten dagegen nicht in Betracht kommen kann. Es ist ein laienhafter Einwand, dem Dichter, der sein eigenes Werk doch am besten gekannt, am gründlichsten durchdacht habe, könnten Mängel nicht entgangen sein, die ein fremdes Auge so scharf wahrzunehmen glaube. Es liegt in der Natur der Sache, daß

Digitized by Google

der mit der künstlerischen Ausgestaltung seines Ideals ringende Dichtergeist bei wiederholtem Umformen und Aendern leichter etwa dabei sich einschleichende Widersprüche übersehen kann als der voraussetzungslos an eine fremde Schöpfung herantretende Forscher, der mit der Lupe peinlichster Aufmerksamkeit Wort für Wort nach seiner Bedeutung prüft und beurteilt. Gerade die größten und tiefsten Dichter, die, welche es mit ihrer Kunst am ernstesten nehmen, sind es, in deren Werken sich die Spuren der umgestaltenden Hand am häufigsten finden. Will man die Thatsache der verschiedenen Entwürfe im Faust bestreiten? Will man die Zeichen der planmäßigen Umarbeitung von Werken wie Schillers „Don Carlos", Kleists „Schroffensteinern" und „Käthchen" leugnen? Muß man noch darauf hinweisen, daß das Umbilden von bereits aufgeführten Stücken in der alten griechischen Komödie geradezu ein sanctionirter Brauch war? Daß Terenz seine Dramen selbst bezeichnet, die durch Contamination verschiedener griechischer Vorlagen entstanden sind? Ganz zu schweigen von den Umgestaltungen und Erweiterungen, welche die Werke der griechischen Tragiker, des Hesiod, Theognis u. a. durch fremde Hand erfahren haben. Solchen Thatsachen gegenüber wird sich die Kritik doch wohl noch bedenken, von ihrer bisherigen Methode abzugehen. Sie wird auch ferner, wo sie auf Widersprüche stößt, die der Vernunft und der Erfahrung entsprechenden Folgerungen daraus ziehen, und es ist jedenfalls auch psychologischer, den Ursprung nicht zusammenstimmender Elemente aus der Annahme zu erklären, der Dichter habe seinen anfänglichen Plan geändert, als beweisen zu wollen, es sei, was aller Welt als Widerspruch erscheinen muß, für ihn ein solcher nicht gewesen.

Neben solchen tiefgreifenden Disharmonien hat die leichtere Kategorie der Abweichungen in einzelnen thatsächlichen Angaben nur unterstützende Bedeutung. Wenn im „Don Karlos" die Infantin bald ein Jahr, bald drei Jahre alt ist, so will das für die kritische Betrachtung wenig besagen. Aber da durch andere unwiderlegliche Beweise feststeht, daß das Stück überarbeitet ist, so ist auch der Fall lediglich eine Bestätigung dieser Thatsache.

Digitized by Google

Es war daher von Kraus und Jellinek bei ihrem Standpunkt wenig bedacht, Beispiele gerade aus diesem Werk anzuführen. Die Widersprüche, die sie aus der „Verlobung in St. Domingo“ beibringen, könnten noch zahlreicher und stärker in ihrer Art sein, und sie würden doch nichts für eine Aenderung des Entwurfes beweisen, und wenn Roetteken (S. 38 Anmerkung) meint, vielleicht fände sich einmal jemand, der aus einem von ihm entdeckten „Widerspruch einen ersten Plan der Novelle konstruire“, so mag man ihm die Freude an diesem unschuldigen kleinen Hohn gerne gönnen. Wenn der Held der Erzählung, der sonst Gustav heißt, in der Mitte plötzlich August genannt wird, so läßt dies allerdings einen Schluß auf die Entstehung der Novelle zu, aber nur den, daß sie nicht in einem Zuge niedergeschrieben ist. In welchem Maaße die Dissonanzen dieser leichteren Art für die Kritik von Wichtigkeit sind, das hängt jedesmal von der Natur des Falles ab, und nach allgemeinen Regeln dafür zu forschen oder, wie es versucht ist, eine förmliche Kategorientafel von allen hierbei möglichen Gattungen und Graden aufzustellen, das hat vielleicht einiges theoretische Interesse, aber gewiß wenig praktischen Wert.

Wichtiger ist es, sich über die verschiedenen Umstände klar zu werden, unter denen Widersprüche entstehen können. Die Frage läßt sich natürlich nur im allgemeinen beantworten. Man muß durchaus Volksdichtung und Kunstpoesie auseinanderhalten. Wenn Kraus und Jellinek (a. a. O. S. 716) einen principiellen Unterschied der Entstehungsweisen in den beiden Gattungen nicht anerkennen wollen, so ist ihre Ansicht irrig. Die Stellung des Rhapsoden oder Spielmanns seinem Stoff gegenüber kann nicht verglichen werden mit der anderer Dichter. Jener wird sich, wo er die mündliche oder schriftliche Ueberlieferung einer Sage oder Erzählung selbständig gestaltet, in der Regel durch diese für gebunden halten, er wird auch die problematischen, widerspruchsvollen Voraussetzungen und Motivierungen, an denen es besonders in der Sage fast nie fehlt, mit übernehmen; im andern Fall, wo er eine bestimmte Vorlage nach Gutdünken ändert oder durch Interpolation oder Zudichtung erweitert, werden diese Bestandteile

Digitized by Google

als mehr oder weniger fremde Elemente neben den ursprünglichen Kern treten und den ersten Grund zu einer weiter wirkenden Uneinheitlichkeit legen. Dagegen der Kunstdichter steht seinem Stoff, mag es ein frei erfundener, ein sagenhafter, historischer oder novellistischer sein, mit voller Unabhängigkeit gegenüber, er wird, soweit er ein wirklicher Dichter ist, mit ihm schalten, wie er will, und ihn so, nur seinen künstlerischen Intentionen folgend, zu einer neuen organischen Einheit umgestalten. Aber auch dabei hat man wieder mit dem Unterschiede der Zeiten zu rechnen. Das abhängigere Verhältnis, in dem die mittelhochdeutschen Dichter im allgemeinen zu ihren Quellen stehen, muß oft zur Erklärung von Lücken und Mängeln der Motivierung bei ihnen herangezogen werden. Im Parsifal bleibt die Erklärung des Gral unklar offenbar nur deswegen, weil sie auch in der, resp. den Quellen unklar war. Auch die Individuen sind nicht gleich. Wo ein Aeschylus in seinen Choephoren den naiven Zug ohne Bedenken einführt, wie Elektra aus der Locke und der Fußspur die Anwesenheit ihres Bruders erschließt, da sieht Euripides nur einen absurden Widerspruch. Einem Kleist, einem Cervantes werden eher Fahrlässigkeiten in der äußeren Folgerichtigkeit zustoßen, als einem kühl berechnend arbeitenden Dichter wie Lessing. Auch der bloße Umfang des Werkes spielt eine Rolle. In einer Novelle werden Inkonsequenzen seltener vorkommen als in einem mehrbändigen Roman. Die kleineren Erzählungen Kleists sind von nennenswerten Widersprüchen frei, nur der längere Kohlhaas zeigt charakteristischerweise gegen den Schluß eine störende Interpolation (Brahm, Heinrich v. Kleist, 2. Auflage, S. 285).

Besonders wichtig ist die Gattung der Dichtung. In der Lyrik, dem Produkt des Augenblicks, werden eigentliche Widersprüche sehr selten sein und nur bei nachträglicher Ueberarbeitung oder Zudichtung vorkommen. Ich sehe von der besonderen Natur des Volksliedes ab. Goethe hat durch spätere Zusätze und Aenderungen wiederholt störend in das Gefüge seiner Lieder eingegriffen, so hat er der Wirkung eines seiner tiefsinnigsten Gedichte „Sagt es niemand, nur den Weisen" (West-östlicher Divan,

Digitized by Google

Weimarer Ausgabe S. 28) empfindlich geschadet durch die letzte Strophe, die dem Gedanken eine ganz neue, widersprechende Wendung giebt; auch die veränderte Versform beweist, daß sie ein späterer Zusatz ist. Schiller hat seine „Künstler“, wenn man sie hierher rechnen will, durch Ueberarbeitung heillos verwirrt. Aus der antiken Lyrik kann das horazische „laudabunt alii“ (Od. I, 7) genannt werden, dessen innere Zusammenhangslosigkeit Kießling zweifelnd, aber wohl mit Recht daraus erklärt, daß es „nicht aus einem Guß“ sei. Doch diese Erscheinungen werden, wie gesagt, in der Lyrik nur selten sein. Anders schon steht es, vom Volksepos abgesehen, mit epischen Dichtungen in poetischer oder prosaischer Form. Diese verlangen einen förmlichen Plan und werden daher, je umfangreicher sie sind, die Gefahr nachträglicher sachlicher Abweichungen schon eher in sich schließen. In der Regel werden sich diese auf Inkonsequenzen in der Angabe von Nebenumständen beschränken. Es muß in der größeren Ruhe des Erzählungstons, es muß vor Allem darin liegen, daß wohl der Regel nach die Ausarbeitung nicht sprungweise, sondern hinter einander verlaufend vor sich geht, wenn größere Störungen des Gesamtplans hier seltener beobachtet werden. Eine Ausnahme bilden natürlich auch hier wieder die Dichtungen, die in großen Zwischenräumen entstanden sind, wie Goethes „Wilhelm Meister“.

Am häufigsten finden sich schwere Widersprüche in der dramatischen Poesie. Hier verlockt die Natur der Komposition, die größere Selbständigkeit der einzelnen Teile, der Scenen und Akte, zu zerstücktem und oft vorausgreifendem Arbeiten, die Schwierigkeit des organischen Zusammenschließens aber zu oftmaligem Aendern und Umgestalten im Einzelnen wie im Großen. Daß bei solcher Art des Schaffens, wo der Dichter sich nicht genug thun kann, wo er zugleich auf den inneren Gehalt und auf die Bühnenwirkung sehen, wo er bei jeder Scene, um sie zu plastischer Realität herauszuformen, sich ganz in die Situation und in die lebendige Natur der Charaktere versetzen muß, daß, sage ich, bei solchem Arbeiten Widersprüche und selbst solche, die den ganzen Plan berühren, entstehen können, ist leicht begreiflich. Ja, gerade

Digitized by Google

die mit besonders energischer Phantasie ausgerüsteten Naturen werden, je konkreter, je körperlicher ihnen jeder dramatische Vorgang in der Seele aufgeht, am meisten in Gefahr sein, darüber das Ganze aus dem Auge zu verlieren. Heinrich von Kleist steht, wie wir gesehen haben, oft unter dem Zauber einer bestimmten dramatischen Scene, die für sich Gestalt gewonnen hat und die er dann selbst auf Kosten des Zusammenhanges in ein fremdes dramatisches Gefüge einschiebt. Goethe hat die Gretchentragödie für sich gedichtet und sie dann nur in lose Verbindung mit der späteren Grundidee des Faust zu bringen vermocht.

Aber es ist charakteristisch, daß alle diese Angriffe gegen die Kritik sich fast ausschließlich gegen den einen Punkt der Widersprüche richten. Als ob die kritische Thätigkeit darin aufginge, Widersprüche aufzustöbern und allenfalls „formalen Kriterien" nachzujagen. Dieser armselige Standpunkt kennzeichnet deutlicher als alles Andere die Unfähigkeit der Gegner, über eine solche Sache auch nur entfernt mitzureden. Daß Fälle vorkommen, wo die Kritik darauf angewiesen ist, lediglich mit inhaltlichen oder formalen Inkonzinnitäten zu operieren, soll natürlich nicht geleugnet werden, aber es stände schlimm, wenn ihre Aufgabe damit erschöpft wäre. Die Lösung der Faustfrage ist viel mehr noch als von der Feststellung widerstrebender Elemente abhängig von der genauen Erforschung der formalen und dichterischen Stilunterschiede, des Wandels der Kunst- und Weltanschauung, der Beziehung auf Zeit, Leben und literarische Vorbilder des Dichters. Wie mannigfache Gesichtspunkte für die kritische Analyse der großen Volksepen in Betracht kommen, brauche ich nicht im einzelnen darzulegen. Statt an Lachmanns Nibelungenkritik mit dem Ton der Ueberlegenheit herumzumäkeln, sollte man lieber bescheiden an ihr zu lernen suchen, was Kritik ist. Dann würden die Herrn erkennen, daß es eine Kunst ist, die alle Seiten der philologischen Thätigkeit umspannt und in Anspruch nimmt und die insofern in der That die Blüte der philologischen Forschung genannt werden kann.

Zu hoch, als daß sie durch solche ohnmächtigen Verkleinerungsversuche geschmälert werden könnten, stehen die Verdienste der Kritik.

Digitized by Google

Auch sie sind verzeichnet in den Ruhmesblättern der Geschichte des menschlichen Geistesringens. Wichtige, weit über den engen Kreis der philologischen Wissenschaft hinaus fortwirkende Aufschlüsse über die Natur des dichterischen Schaffens, über bedeutende geschichtliche Zeiträume, vor allem die Einsicht in das Werden und Wesen der großen Volksepen verdankt man ihrer unermüdeten, opferreichen Thätigkeit. Die Homerkritik hat nicht nur eine schärfere ästhetische Würdigung der unsterblichen Werke selbst, nicht nur einen genaueren Einblick in die Bildung und Wandlung der ältesten Sprachstufen im Gefolge gehabt, sie ist auch imstande, ein neues Licht zu verbreiten über die Entwickelung der Sage, der religiösen Vorstellungen, der Sitte und Kultur, kurz der frühesten geschichtlichen Zustände überhaupt. Ebenso ist eine glaubwürdige Rekonstruktion der israelitischen Geschichte erst möglich gewesen auf dem Grunde der alttestamentlichen Bibelkritik. Und so hat sich die philologische Kritik überall als eine auf die mannigfachsten Gebiete anregend und fördernd, bildend und erleuchtend übergreifende Kunst erwiesen, und es gilt auch insofern das Wort Lachmanns, „die wahre kritik, welche sich niemahls grenzen setzt, sondern nur die durch den stoff gegebenen anerkennt, ist eben sowohl auf das verbinden und bauen als auf das trennen und zerstören aus“. Und da kommt ein Geschlecht von Epigonen und will hochmütig über eine bewährte Forschungsmethode den Stab brechen? das gut thäte, sich still der Ausbildung in der Kritik zu widmen, statt geräuschvoll das Evangelium einer neuen wissenschaftlichen Methode zu verkünden!

Man könnte sich ja mit diesen Erscheinungen eher abfinden, wenn es nicht Symptome einer allgemeinen, die wissenschaftliche Forschung zersetzenden und korrumpierenden Zeitströmung wären. Die Philologie ist allmählich eine scheel angesehene Wissenschaft geworden. Mag man es dem naiven Publikum verzeihen, wenn es in Unklarheit über ihr Wesen und ihre Ziele sie für eine tote unfruchtbare Kunst hält. Aber wenn aus dem eigenen Lager Bestrebungen hervortreten, sie in eine falsche, einer oberflächlichen Anschauung entsprechende Richtung zu drängen, so kann dagegen nicht energisch genug Verwahrung eingelegt werden. Die Philologie

Digitized by Google

duldet jede andere Wissenschaft neben sich. Sie stört den Aesthetiker nicht in seinen Kreisen, wenn er ohne Rücksicht auf das Werden das gewordene Kunstwerk lediglich nach seinem Schönheitsgehalt betrachtet. Es giebt gewiß eine zeit- und bedingungslose Stellung der Dichtung gegenüber, die ihre Berechtigung hat, so lange sie sich nicht in Widerspruch setzt mit den Resultaten der philologischen Forschung. Wenn der geistreiche Kunstkenner sich dem Behagen des Feinschmeckers hingiebt, die Ilias als ein einheitliches, nach einem wohlüberlegten Plan komponiertes Kunstwerk zu genießen, so kann man selbst das sich gefallen lassen, nur glaube man nicht, damit die Kritik widerlegt zu haben. Literarhistorische Forschung und Aesthetik schließen sich nicht aus, sondern sie ergänzen sich gegenseitig.

Und ähnlich ist ihre Stellung zur Psychologie. Diese beginnt dort, wo die Philologie aufhört. Ihre Sache ist es, über das Wesen des poetischen Genies, über die Natur der Phantasie und des dichterischen Schaffens Beobachtungen anzustellen und die gesetzmäßigen Vorgänge aufzudecken, eine Aufgabe, die besonders Dilthey mit tiefgegründeten, scharfsinnigen Untersuchungen in Angriff genommen hat („Die Einbildungskraft des Dichters, Bausteine für eine Poetik," in „Philosophische Aufsätze, Eduard Zeller zu seinem fünfzigjährigen Doctor-Jubiläum gewidmet", Leipzig 1887, S. 305 ff.; vgl. „Dichterische Einbildungskraft und Wahnsinn" Leipzig 1886; „Ueber die Einbildungskraft der Dichter" Zeitschrift für Völkerpsychologie 10, 42 ff.). Die Psychologie mag, wenn sie es kann, in die geheimnisvolle geistige Werkstatt selbst vordringen, wo die Gestalten und Bilder aus schöpferischen Urkräften sich formen und die ersten erregenden Prozesse des dichterischen Werdens in ihren typischen Erscheinungen belauschen. Aber unter welchen Antrieben, Combinationen, willkürlichen Mischungen und launischen Sprüngen sich das erste Aufkeimen einer Conception in jedem einzelnen Falle in dem Dichter vollzogen hat, das läßt sich weder mit der Wünschelrute der psychologischen Analyse beschwören, noch mit der Sonde der Kritik prüfend feststellen. Hier sollen wir bescheiden vor den Thoren Halt machen. Die Frage, warum der

Digitized by Google

Dichter Penthesilea gerade beißen läßt, warum Goethes Gretchen gerade so und nicht anders geartet ist, kann weder der Psychologe noch der Philologe lösen. Hier wird immer ein Rest bleiben, der nicht aufgeht.

Die Aufgabe des Philologen beginnt mit dem Moment, wo sich der Dichter anschickt, die Bilder und Gestalten seiner Phantasie zu ordnen, zu verbinden und nach einem einheitlichen Plan zusammenzuschließen. Hier tritt das Bewußte zum Unbewußten, hier erheben sich die Fragen nach Quellen und Vorbildern, nach den äußeren und inneren Entstehungsbedingungen u. s. w., Fragen, bei denen eine allgemeine, wenn auch nicht systematische Vertrautheit mit den Gesetzen des Seelenlebens, insbesondere mit dem Wesen der Dichternatur die selbstverständliche Voraussetzung ist, deren Lösung aber ausschließlich Sache der philologischen Technik ist. Der naive Glaube stellt sich das Genie als ein Wesen vor, das mit göttlicher Urkraft begabt seinen ganzen Reichtum aus sich selbst schöpft. Will auch die Forschung auf diesen kindlichen Standpunkt treten? Mag man sich tausendmal auf das Zeugnis der Dichter selbst berufen, mag Goethe es „lächerlich“ nennen, wenn man die Abhängigkeit des poetischen Producirens von bestimmten Vorbildern consequent auch bis in das Kleine verfolgt. Es beweist nur, wie sehr trotz Allem die dichterische Thätigkeit dem Element des Unbewußten angehört und dem schöpferischen Genius selbst ein Mysterium ist. Thatsachen, unwiderlegliche sprechen gegen eine solche Auffassung. Es hieße jede literarische Entwickelung, jeden historischen Zusammenhang leugnen, wollte man das poetische Kunstwerk als etwas für sich und außer allem Connex dastehendes betrachten. Nein, es ist und bleibt die Aufgabe einer richtig geleiteten literarischen Forschung, den Dichter aus der Bildung und Kultur seiner Zeit, das Dichtwerk aus der Gesamtheit seiner Bedingungen, aus der Persönlichkeit und dem Leben seines Schöpfers, wie aus den literarischen und allgemein geistigen Einflüssen, unter denen er stand, zu erklären und zu begreifen. Diesen historischen Standpunkt hat Herder der wissenschaftlichen Literaturbetrachtung erobert und von diesem Boden wird sie sich nicht wieder abdrängen lassen. Sie

Digitized by Google

wird ihn ebenso gegen den unkritischen Dogmatismus des Aesthetikers wie gegen die unreife Weisheit neugebackener Psychologiebeflissener zu verteidigen wissen. Sie wird auch die mechanisirenden Tendenzen Taines und seiner neuesten Anhänger von sich fernhalten und jedem Versuch einer fälschlichen Scheidung in literarhistorische Forschung und Literaturwissenschaft entgegentreten. Es giebt keine besondere technische Unterlage für die eine und für die andere: beide ruhen auf dem gemeinsamen Grunde der philologisch-historischen Methode. Einzelforschung und zusammenfassende Betrachtung muß sich ständig gegenseitig ergänzen und durchdringen, soll nicht banausische Kleinmeisterei auf der einen, dünkelhafter Dilettantismus auf der andern Seite sich und die Wissenschaft zugleich verderben.

Stichreim und Dreireim bei Hans Sachs.

Von Jakob Minor in Wien.

I.

Leider hat sich Karl Drescher in der aufschlußreichen Anzeige der „Hans Sachs-Forschungen" (Euphorion 2, 399 ff. und 830 ff.) darauf beschränkt, an den philologischen Grundlagen des Artikels von M. Herrmann Kritik zu üben; auf die metrischen Probleme selbst ist er nicht eingegangen. Ich ergänze seine Arbeit von dieser Seite und hoffe zu zeigen, daß es mit den metrischen Resultaten nicht viel besser bestellt ist, als mit den philologischen.

M. Herrmann hat es für billig gehalten, seine Untersuchungen über den Stichreim und Dreireim bei Hans Sachs und anderen Dramatikern des XV. und XVI. Jahrhunderts gegen eine Stelle in meiner Metrik zu wenden, die selbstverständlich auf den älteren Arbeiten von Rachel und Sommer fußte. Ich habe nirgends den Anschein erweckt, als ob ich alle Hans Sachsischen Dramen auf diesen Zweck hin durchgearbeitet hätte; bekennt doch Herrmann selbst, daß es ihm

Digitized by Google

sogar bei der Beschränkung auf diese eine metrische Erscheinung an Mut gefehlt hätte, sich an das riesige Material zu wagen, wenn er nicht bei fünf Teilnehmern seiner Uebungen Unterstützung gefunden hätte. So wenig aber eine deutsche Grammatik oder ein deutsches Wörterbuch den Anspruch erhebt, alle bei Hans Sachs vorhandenen Beispiele zu beachten, so wenig wird ein billiges Urteil das gleiche von einer neuhochdeutschen Metrik verlangen. Und wenn das gelehrte Modewort von den Bausteinen ꝛc. wirklich einen Sinn haben soll, dann muß es auch erlaubt sein, die Bausteine einmal einem Bau zu Grunde zu legen; wir würden sonst immer auf Kärrnerarbeit beschränkt bleiben. Daß nicht blos das schöne Streben nach Allseitigkeit, sondern auch das Streben nach Exaktheit mitunter genötigt ist, sich auf thönerne Füße zu stützen, das hat Drescher gerade an den, auf den Text und die Chronologie bezüglichen Grundlagen der Herrmannschen Untersuchungen gezeigt. Man kennt ja die eiserne Zuversicht zu der eigenen Kraft und die höhnende Mißachtung der Vor- und Mitarbeiter, welche auch die besseren Arbeiten dieses Verfassers entstellen. In unserm Fall sind sie um so weniger berechtigt, als die Untersuchung trotz der Sicherheit des Verfassers und trotz der Reklame, die sofort nach ihrem Erscheinen unmittelbar aus dem Freundeskreise heraus für sie gemacht worden ist, an Methode und an Zuverlässigkeit alles zu wünschen übrig läßt. Um eine Ziffer und um ihre Ausdeutung ist der Verfasser ja so wenig verlegen als um eine frappante Formel, ein grelles Schlagwort oder einen Titel. Börne hat uns Deutschen mit Recht vorgeworfen, daß wir alles glauben, wofür man nur einen terminus technicus erfinden kann.

Historisch läugnet Herrmann den Zusammenhang des (von ihm zuerst so benannten) Stichreims mit der Reimbrechung (obwohl bei strenger Durchführung der Reimbrechung doch auch der Stichreim gegeben ist), weil sich in dem mittelalterlichen deutschen Drama wohl Reimbrechung, aber nicht Stichreim fände, der zwar im französischen Drama vorhanden sei, aber von da aus allein auf die Schweiz (einziges Beispiel: Osterspiel von Muri) und auf dem Umwege über die Niederlande auch auf Niederdeutschland gewirkt habe. Im eigentlichen Deutschland sei der Stichreim autochthon entstanden, und zwar einerseits im Interesse des leichteren Memorierens, anderseits durch die einzeilige Rede, die den Stichreim zur notwendigen Folge hat. Herrmann „glaubt beobachtet zu haben“, was als sicherer Stützpunkt der Untersuchung hätte genau festgestellt werden müssen, daß sich der Stichreim zuerst findet zwischen einzeiliger Rede und einzeiliger Gegenrede, dann erst zwischen einzeiliger Rede und längerer Rede, und zuletzt zwischen zwei längeren Reden. Im Nürnberger Drama vor Hans Sachs findet der Verfasser eine doppelte Praxis: in den meisten wird Stichreim überhaupt nicht ver-

Digitized by Google

wendet; in anderen, besonders bei Folz, ohne anderes erkennbares Prinzip als das „des bloßen Wechsels zur Vermeidung der Eintönigkeit in den auf einander folgenden Scenen.“ Mag der Stichreim nun durch Folz vom Rhein her nach Nürnberg gekommen sein, jedenfalls sei seine Entwicklung bei Hans Sachs weder durch das Nürnberger noch durch das außernürnbergische Drama beeinflußt. Auch mit Hans Sachsens nichtdramatischen Dichtungen finde kein näherer Zusammenhang statt: der Dialog in den episch-dramatischen Dichtungen der Lehrzeit bis 1540 zeige ein beständiges Schwanken zwischen Verwendung und Nichtverwendung der Reimbrechung (aber nach Herrmanns eigenen Aufstellungen ist das ja im Drama der Lehrzeit auch nicht anders!). Nur in den Kampfgesprächen ist die Reimbrechung fest durchgeführt (oder umgekehrt: der fast dramatische Dialog hat die Reimbrechung zur notwendigen Folge). Herrmann meint, daß Hans Sachs durch diese Kampfgespräche zu immer entschiedenerer Durchführung des Stichreims angeleitet worden sei. Im Dialog der episch-didaktischen Dichtungen der Meisterjahre finde dann ungefähr dasselbe Verhältnis zwischen den Vollreimen und Stichreimen statt, wie im Drama (35:65), nur fehlen die planvollen Ausnahmen, die Herrmann im Drama beobachtet haben will. Von den Nürnberger Dramatikern stehen unter Hans Sachsens Einwirkung: Propst, der ihn in massenhaften Stichreimen sogar übertrumpfe, dem aber die feine Unterscheidung der Fälle fehle; M. Glaser, der ihm auf seine Art, aber nur ganz äußerlich nachzueifern suche; Salomon Neuber und Ayrer, der sich auch nur an die Hauptregel, nicht an Hans Sachsens feine Ausnahmen halte.

Hat nun Hans Sachs den Stichreim weder in der Theorie noch in der Praxis von einem Vorgänger übernommen, sondern ist er von selbst auf ihn gekommen, dann handelt es sich weiter darum zu untersuchen, ob sich aus der chronologischen Folge seiner Dichtungen der psychologische Prozeß noch erkennen läßt, der ihn auf dieses Kunstmittel geführt und zu seiner weiteren Ausbildung bewogen hat. In diesem wichtigen Punkt nun herrscht in der Untersuchung von Herrmann eine bedenkliche Unklarheit. Er sucht schon bei Folz „künstlerische Erwägungen“ und bleibt in Zweifel, ob hier „von einer regelmäßigen und bewußten Ausbildung dieses Kunstmittels“ die Rede sein könne. Dem Hans Sachs aber steht der Stichreim gar von vornherein als ein bewußtes Kunstmittel, fix und fertig, klipp und klar, zu Gebote. Herrmann sieht in dem Stichreim gegenüber dem „alten Stil“ eine neue Technik, die Hans Sachs in „richtiger Erkenntnis“ ihrer Vorteile in seinen Lehrjahren „absichtlich“ verwendet habe. Der Stichreim ist ihm der „neue Kurs“ — „Kurs“ ist eine mit Absicht und Bewußtsein nach einem bestimmten Ziel unternommene Bewegung. Und so läßt er den Hans Sachs in seiner Lehrzeit den Stichreim einmal bewußt anwenden, dann wieder bewußt ver-

Digitized by Google

schmähen. Hans Sachs „besinnt" sich im Verlauf der Handlung, mitten im Stück, und versucht es dann wieder mit dem entgegengesetzten Verfahren, bis er sich wieder auf seinen „eigentlichen Grundsatz besinnt". Kurz, es ist, als ob Hans Sachs nicht Schauspiele gedichtet, sondern blos Vollreime oder Stichreime im Auge gehabt hätte. Ganz anders dann in der Zeit der Meisterschaft, wo Hans Sachs nicht blos mit der Regel (dem Stichreim), sondern auch mit der Ausnahme (dem Vollreim) künstlerische Wirkungen zu erzielen sucht. Hier soll es sich nach Herrmann nicht um feste Regeln, sondern um ein unbewußtes Gefühl handeln; von einer mechanischen Befolgung einer festen Regel kann keine Rede sein, Nachlässigkeitsfälle kommen vor; was in der Lehrzeit die neue Technik hieß, heißt jetzt „Kunstmittel, wenn man von einem solchen reden darf". Daneben redet Herrmann freilich auch hier von „Prinzip"; Hans Sachs „geht von der Ansicht aus", „sieht bald ein, daß ihn das zu weit geführt". Endlich aber scheint sich Hans Sachs selber einer Unsicherheit bewußt zu werden; ja er beginnt zuletzt seine eigenen (d. h. die Herrmannischen) Normen verkehrt anzuwenden, indem er nur die „äußere Form seiner Ausnahmenormen im Gedächtnis behalten hat." Dann leitet ihn wieder das Gefühl: eine „Einzelerwägung", ein „Augenblicksgefühl" bewegt ihn, den Stichreim bei Seite zu setzen.

Für mich ergibt sich daraus zunächst die methodische Folgerung, daß die statistische Behandlung des Thema hier, wo es sich nicht um eine metrische Regel, sondern um die individuellsten Wechselbeziehungen zwischen Inhalt und Form handelt, eine verfehlte ist, um so mehr als nicht eine, sondern sechs Hände an der Arbeit thätig gewesen sind. Die Qualität der Beispiele entscheidet hier mehr als die Quantität; und wer nicht von vorn herein überzeugt ist, daß Herrmann, als er „nach den Veranlassungen zur Verwendung des Stichreimes spähte," allemal das richtige getroffen habe, selbst dort, wo der Dichter selber in der Anwendung seiner (d. h. der Herrmannischen) Prinzipien unsicher wurde, der wird nicht Zahlen, sondern Citate als Belege erwarten. Sehr naiv meint der Verfasser, nur bei einer Aufführung könne dem Hans Sachs der Wert des Stichreimes klar geworden sein; „während die Annahme einer Beeinflussung durch die Lectüre voraussetzen würde, daß der Dichter an den Dramendrucken seiner Zeit ähnliche Studien vorgenommen hätte, wie er sie hier vorlege." Und in der Praxis von Hans Sachsens letzten Jahren wäre es dem Verfasser nach seinem eigenen Eingeständnis schwer geworden sich zurecht zu finden, wenn wir nicht Hans Sachsens wichtigste Prinzipien in klarerer Form schon in den vorangegangenen Perioden seiner Entwickelung hätten beobachten können. Trotzdem macht er zuletzt nicht übel Miene, seine Prinzipien

Digitized by Google

einer verfeinerten Stilkritik — vor der Gott uns bewahren möge! — zur Ausscheidung des ursprünglichen Textes von den späteren Zuthaten zu empfehlen! Prinzipien nämlich, die Hans Sachs niemals ausnahmslos befolgt hat, wo sich Rückfälle, „Einzelerwägungen“ und „Augenblicksgefühle“ auf Schritt und Tritt finden!

Zweitens aber ist die statistische Methode hier auch deshalb hinfällig, weil sie voraussetzt, daß jeder Fall mitzählt, daß (anders gesprochen) Hans Sachs immer und überall, sei es durch den Stichreim, sei es durch den Vollreim, eine künstlerische Wirkung beabsichtigt habe. Das ist aber nicht der Fall; auch wo gar keine Absicht und gar keine Kunst waltet, muß sich eines von beiden, der Vollreim oder der Stichreim, doch einstellen, aus Gründen die mit der Reimtechnik gar nichts zu thun haben und die Herrmann ganz übersieht, weil er nur die wenigen Fälle ausscheidet, wo es ihm nicht gelungen, eine Veranlassung für die Verwendung des Stichreimes oder des Vollreimes aufzufinden. Hätte Hans Sachs blos Stichreime oder Vollreime geschrieben, dann wäre Herrmann in seinem guten Rechte; Hans Sachs hat aber Schauspiele geschrieben, in denen Stichreim und Vollreim hie und da wirken können, aber keineswegs überall wirken müssen.

Darum ist schon der Ausgangspunkt der Untersuchung ein ganz anderer, als der, den Herrmann annimmt. Denn von vornherein wird niemand glauben, daß der Dichter in der Lehrzeit von bewußter Anwendung des Stichreimes ausgegangen sei, sich dann in der Zeit der Meisterschaft dem bloßen Gefühl überlassen habe und zuletzt mit seinen eigenen Prinzipien in Widerspruch geraten sei. Der umgekehrte Weg, der von bloßem Instinkt zu sicherer Handhabung und zuletzt vielleicht zur Ermüdung führt, ist überall, wo es sich nicht um erlernte Maximen handelt, der natürliche und er findet auch in dem Material seine Bestätigung. Sobald sich der Dichter, anstatt zu einem leeren Versfüllsel seine Zuflucht zu nehmen, gestattete, eine Rede, die inhaltlich zu Ende war, zu schließen, auch wenn das zweite Reimpaar nicht voll war, war der Stichreim gegeben. Die Not mußte ihn auf den Stichreim führen; aber aus der Not wurde eine Tugend, sobald er die Wirkung der neuen Dialogform kennen lernte. Er lernte sie aber kennen, ganz instinctiv und unbewußt, als er 1533 das Fastnachtspiel vom bösen Weib schrieb. Denn nicht, wie Herrmann will, hat ihn die Erkenntnis, daß der Stichreim das beste Mittel zur Erzielung einer raschen Dialogführung sei, auf die völlig veränderte Technik geführt; sondern umgekehrt: der rasche Dialog hat den Stichreim notwendig mit sich gebracht. Der Beweis dafür liegt in der Esther von 1536, wo Hans Sachs wieder nicht, wie Herrmann will, die Kraft der Stichreimlosigkeit kennen lernt und den Stichreim als überflüssig bei Seite setzt, sondern wo sich umgekehrt

Digitized by Google

eben wegen der bequemen und langen Einzelreden der Stichreim gar nicht einstellt. Und so handelt es sich in diesen Lehrjahren überhaupt nirgends um eine „überlegte Benützung", eine „entschiedene Fortbildung", und dann wieder um ein „sich besinnen", „stehen bleiben" — sondern der Wechsel von Stichreim und Vollreim ist instinktiv, an den Stoff gebunden, er kommt dem Dichter erst allmählig zum Bewußtsein.

Aus diesen Gründen kann ich der Periodisierung Herrmanns kein unbedingtes Vertrauen entgegen bringen. Er unterscheidet die Lehrjahre (1517—1540) von den Meisterjahren (1540—1561), in denen wieder die Jahre 1550 und 1554 (resp. 1553) Abschnitte markieren. Aber nicht um die stärkere oder schwächere Verwendung einer blos mechanischen Regel handle es sich, sondern die Meisterschaft des Hans Sachs zeige sich in den Jahren 1550—1554 in der kunstvollen Verwendung nicht blos des Stichreimes, sondern auch des Vollreimes, sowohl bei dem Scenenwechsel als im Dialog.

Dabei glaubt Herrmann die folgenden Prinzipien zu erkennen:

1) beim Scenenwechsel dient der Vollreim nicht, wie wir bisher gemeint haben, zur Markierung eines Abschlusses, sondern der Dichter will vielmehr „die äußere Veränderung des Bühnenbildes" hervorheben, „dem Auge durch einen Wink an das Ohr" zu Hülfe kommen. Ich finde diese Auslegung mehr als gesucht und glaube nicht, daß eine so unmittelbare Wirkung, wie sie die sichtbare Veränderung des Bühnenbildes mit sich bringt, eines (so leisen) Winkes an das Ohr bedurfte. Wenn also Hans Sachs nicht blos bei dem Auftreten oder Abtreten einer Person, sondern mit einer bei ihm seltenen Ausnahmslosigkeit überall dort den Vollreim anwendet, wo eine Veränderung in Zeit und Ort stattfindet oder die Scene einen Augenblick leer bleibt, so liegt das meines Erachtens nicht in seinen Prinzipien über den Vollreim und den Stichreim, sondern einfach in seinem Gefühl für den Reim überhaupt begründet. Denn es bedarf doch keiner besonderen Feinfühligkeit, um zu erkennen, daß das erste Reimwort nicht in Paris, das zweite in London; das erste nicht im Gespräch zwischen Hinz und Kunz, das zweite im Gespräch zwischen Müller und Schulze; das zweite nicht dreiviertel Jahre oder eine halbe Stunde nach dem ersten gesprochen werden darf. Nur ganz ungeschickte Stümper unter den älteren Dramatikern haben das gewagt. Von einer besonderen Feinheit kann hier eben so wenig die Rede sein als bei unseren modernen Dichtern, die doch auch nie einen Vers zwischen dem ersten und zweiten Akte teilen, ohne damit dem Auge durch einen Wink an das Ohr entgegen kommen zu wollen. Ebenso selbstverständlich durch den Inhalt gegeben sind auch die Ausnahmen, wo nach Herrmann Stichreim auch am Scenenschluß stattfindet: wenn nemlich ein Neuauftretender mit einer Frage empfangen wird; oder wenn die zurück-

Digitized by Google

bleibende Person der abgehenden einige Worte nachruft; oder wenn eine Person in besonderer Eile die Bühne verläßt oder mit dringenden, schrecklichen Meldungen die Bühne betritt. Merkwürdiger Weise hat Herrmann hier die Fälle zu untersuchen vergessen, wo ein Vollreim unmittelbar voraus geht und der Dichter einfach die vorhergehenden Worte als den eigentlichen Scenenschluß betrachtet hat; wo es sich also blos um die Druckeinrichtung handelt. So ist es zum Beispiel in den folgenden Versen der Fall:

Schaw, jetzund gat er dort daher,
Hör weiter, wie ich in pewer. //
Mein Miser Lux, wan her so spat?

wo das Ende der Scene eben mit dem Vollreim zusammenfällt. Wie wenig aber die Qualität der Fälle gestattet, hier mit Herrmann ein bewußtes formales Prinzip anzunehmen, das mag vor der Hand das folgende Beispiel lehren. In den Zween Rittern von Burgund (alte Nürnberger Ausgabe II 2, 22 f.) legt sich der Neidecker auf die Lauer, um die Ankunft eines Grafen zu erwarten, den die zwei Ritter in seinem Auftrag überfallen sollen. Als der Graf kommt, tritt der Neidecker mit den Worten auf:

Jetzundt zeucht daher der Bößwicht,
Falt jn bald an vnd schont sein nicht.

Also kein Stichreim — und der hat es doch gewiß eilig genug!

2) Im Dialog überwiegen die Stichreime bei Hans Sachs zu allen Zeiten die Vollreime, die nach Herrmann in den vierziger Jahren zwischen 17 und 38% ausmachen, in der Zeit der Meisterschaft 21 bis 26% abgeben, später aber immer mehr zunehmen und öfter den Stichreimen an Zahl gleichkommen. Als die Ursachen des Stichreimes im Dialog betrachtet Herrmann außer der Kraft, die Reden äußerlich zu verbinden und dadurch die Schlagfertigkeit des Dialoges zu erhöhen, auch noch das Streben nach Abwechslung im Klang (!) des Dialoges, oder, wie er auch sagt, die „phonetische (!) Abwechslung." Diesen letzteren Grund muß ich wieder bestreiten, ganz abgesehen von der ausnahmsweise mißglückten Terminologie: hier findet wiederum die Ueberschätzung des bescheidenen Kunstmittels statt, die Herrmanns ganze Schrift durchzieht. Vollreim und Stichreim verändern an dem Klang des Dialoges gar nichts. Sie können höchstens die Harmonie des Reimes an einer besonderen Stelle verändern, weil die Reimworte durch die möglicherweise verschiedenen Stimmen der Sprechenden eine andere Tonlage und Klangfarbe erhalten; sie besitzen aber jedenfalls nicht die Kraft, um dem „Klang des Dialoges" in ganzen Scenen ihre Signatur aufzudrücken. Selbst bei knapper Rede und Gegenrede und bei beständigem

Digitized by Google

Wechsel der redenden Personen würde das hörbare Moment höchstens zur Verstärkung des psychischen Eindruckes dienen, den die Schlagfertigkeit des Dialoges hervorruft. Daß aber je ein Dichter darauf kommen könnte, die Abwechslung von Vollreimen und Stichreimen des Klangwechsels wegen bewußt oder unbewußt anzustreben, halte ich für ausgeschlossen; man könnte eben so gut sagen, daß er die Abwechslung hoher und tiefer, oder männlicher und weiblicher Stimmen in aufeinanderfolgenden Scenen bezweckte, und die Statistik würde sich gewiß auch dazu bereitwillig finden lassen.

Als Prinzipien für die Ausnahme, den Vollreim im Dialog, betrachtet Herrmann:

a) Die Einzeiligkeit, „die den Dichter zwingt, den Stichreim manchmal zu unterdrücken, wenn er nicht ganz auf die Verwendung einzeiliger Reden verzichten wollte, deren Notwendigkeit für die äußere Lebendigkeit des Dialoges er gewiß einsah" (454). Bei Heros umgekehrt (466) sind nicht weniger als 16 Stichreime von 41 gerade durch die Einzeiligkeit veranlaßt! Und das wird wohl auch das richtige sein, wie ja Herrmann (S. 422) selber erkannt hat. Die Einzeiligkeit hält den Stichreim nicht auf, sie hat ihn vielmehr zur notwendigen Folge!

b) Das Prinzip der Handlung, wenn der Dialog durch eine längere, nicht blos begleitende, Action oder einen scenischen Vorgang unterbrochen wird, z. B. Prügeln.

c) Das schon vor Herrmann beobachtete Prinzip des uneigentlichen Dialoges, wenn A und B nicht mit einander, sondern nur nach einander reden.

d) Das Prinzip der ersten Rede! Wiederum eine schiefe Vorstellung von der dichterischen Thätigkeit und ausnahmsweiseweise auch ein unglücklicher terminus technicus. Hans Sachs fühlt, nach Herrmann, daß der Stichreim stärker wirkt, wenn er erst im Verlauf des Gespräches angewendet wird; „auf diese Art gibt er beinahe naturalistisch dem Gespräch zuerst etwas Stockendes und läßt es erst weiterhin in Fluß kommen." Nach meiner Meinung ist hier wieder die Wirkung mit der Ursache verwechselt. Ich bin der Meinung, daß Hans Sachs einen dramatischen Dialog herstellen wollte, der sich natürlich auf Grund der gegebenen stofflichen Bedingungen, d. h. der Charaktere und der Handlung, gestaltete, und daß sich der Vollreim und der Stichreim als begleitende Erscheinungen einstellten oder nicht einstellten. Wenn also, umgekehrt, das Gespräch später in Fluß kam, dann stellte sich natürlich der Stichreim auch erst im Verlauf des Gespräches ein. Das ist ja auch das Natürliche. Es wird auch die Stichomythie im antiken und im modernen Drama nur bei den schroffsten Contrasten in der Situation und in den

Digitized by Google

Charakteren eine Scene eröffnen; aber nicht weil der Dichter sich das Kunstmittel auf später aufspart, sondern weil sich die Steigerung in dem Conflikt und in der Rede aus natürlichen und künstlerischen Bedingungen erst im Verlauf der Scene einstellt.

e) Das Prinzip der entscheidenden Rede: Dialogstücke (Reden, Vorträge, amtliche Mitteilungen) läßt der Dichter, um sie aus dem Dialog herauszuheben, mit einem neuen Reim, also mit Vollreim, beginnen, wie ja auch unsere modernen Dichter eine Erzählung oder einen Brief nicht mitten im Vers beginnen lassen. Das war auch schon vor Herrmann bekannt.

f) Das Motiv der Stimmung: Reden, die zögernd, schwerfällig, feierlich, zerhackt klingen sollen, beginnen mit dem Vollreim, der dem Schauspieler einen Wink geben soll, er habe das folgende Stück langsamer zu sprechen ... Kann man sich etwas Geschraubteres und Erzwungeneres denken, als diese Beweisführung in einer wissenschaftlichen Abhandlung? Es handelt sich ja nicht etwa um eine ganze Folge von hörbaren Eindrücken, sondern blos um das erste Reimpaar! Und dieser, oft genug aus anderen Gründen auftretende Vollreim soll die ganze Rede charakterisieren, ja sogar dem Schauspieler einen Wink geben, wie er das Folgende zu sprechen habe! Was setzt denn Herrmann hier bei dem Schauspieler des XVI. Jahrhunderts weniger voraus, als daß er die Studien angestellt habe, die unser Verfasser seinen Lesern vorzulegen, die er aber dem Dichter selber nicht zuzutrauen wagte? Daß aber das spruchartige in einer Rede durch den Vollreim besser zur Geltung komme, gebe ich natürlich gerne zu; nur gehört dieser Fall unter e).

g) Endlich das Prinzip der neuen Person: eine Person, die sich zwar schon längere Zeit auf der Bühne befindet, aber sich erst später am Dialog beteiligt, beginnt ganz naturgemäß mit dem Vollreim. Wir haben hier eben wie in e) nur uneigentlichen Dialog.

Merkwürdiger Weise hat Herrmann gar nicht in Betracht gezogen, wie sich die durch den Stichreim verbundenen Teile in Bezug auf ihren Umfang verhalten, und ob Stichreim auch dort vorkommt, wo sich die beiden Reden nicht wie Rede und Gegenrede zu einander verhalten. Ueber den Stichreim selber und über die Belebung des Dialogs durch den Stichreim erfahren wir so gut wie gar nichts, Herrmann wühlt nur in den Ausnahmen. Außer der Hauptregel sucht er die Regeln für die Ausnahmen, außer der bewußten Regel die unbewußte und er gerät so leicht in Gefahr, die Regel mit den Ausnahmen oder die Hans Sachsische Regel mit der ihm von Herrmann zugeschriebenen zu verwechseln oder zu verwirren und sich in dem eigenen künstlichen Garn zu fangen. So hat er auch mir das, was ich „nicht regelmäßig“ genannt habe, zuletzt als Regel untergeschoben.

Digitized by Google

Ebenso wenig förderlich und in der ganzen Auffassung schief ist, was der Verfasser über den Dreireim vorbringt. Er geht von der mottoartigen Einleitung in den älteren Dichtungen des Hans Sachs aus, in denen der Dichter anfangs die Reime häuft (5, dann 4), und zuletzt bei drei Reimen stehen bleibt, denen meistens ein dreizeiliger Schluß entspricht. Vor Hans Sachs wird der Dreireim im Basler Drama, bei Gengenbach, angewendet, um dramatische Einschnitte zu markieren; also am Schluß eines Bildes, am Beginn oder am Schluß einer wichtigen Rede und am Schluß des ganzen Stückes. Aber Hans Sachs ist auch hier kein Nachahmer, in den ältesten Stücken fehlt der Dreireim. Als er sich 1530 entschloß, den Scenenwechsel durch Vollreim zu markieren, kam er von selbst darauf, den Aktwechsel durch Dreireim noch stärker auszuzeichnen. Herrmann verwahrt sich auch hier entschieden dagegen, als habe Hans Sachs damit den Schluß kennzeichnen wollen; nur die Veränderung des scenischen Bildes habe er für das Ohr anzeigen wollen. Wir haben zwar hundert und mehr Beweise, daß Dichter durch gehäuften Reim einen metrischen Abschnitt markieren wollten; aber dafür, daß sie dem Auge durch das Ohr einen, noch dazu sehr undeutlichen und zum mindesten überflüssigen Wink geben wollten, hat es bis jetzt an einem Beispiel gefehlt. Herrmann freilich glaubt hier, den Vogel fest in der Faust zu halten: denn wenn es dem Dichter darauf angekommen wäre, den Schluß zu markieren, so hätte der Dreireim am Schluß des Ganzen auch nicht fehlen dürfen! In dieser Argumentation steckt der ganze Herrmann! Es kommt nämlich zunächst darauf an, was man unter dem Schluß des Stückes versteht? wenn nun früher von dem Schluß der Akte die Rede war, so darf man unter dem Schluß des eigentlichen Stückes wohl den Schluß des letzten Aktes betrachten; und hier findet sich denn auch seit 1532 der Dreireim. Die am nächsten gelegene Annahme ist also, daß Hans Sachs den Schluß der Akte, also auch den des eigentlichen Stückes durch Dreireim markiert habe. Nach Herrmann freilich wäre es ihm blos darauf angekommen, durch den Dreireim den letzten Akt von dem folgenden Epilog abzugrenzen, wie er auch den Prolog von dem ersten Akt durch Dreireim abgegrenzt hat. Der Grund aber, den Herrmann gegen die Markierung des Schlusses ins Treffen führt, ist hinfällig; denn nicht, weil Hans Sachs blos den Akt-Wechsel markieren wollte, hat er den Dreireim am Schlusse des ganzen Stückes und daher auch aller Einakter verschmäht, sondern weil er gewohnt war, alle seine Stücke mit dem Reim auf Sachs zu schließen und weil er sich durch den Dreireim nicht eine noch stärkere Fessel auflegen wollte.[1]) Mit dem

[1]) Ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen verzeichne ich die folgenden Reime auf Sachs: wachs: ungemachs: machs: sprachs: bachs. Es werden nicht viel mehr sein.

Digitized by Google

stereotypen Reim auf Sachs und dem darauf reimenden Glückwunsch war der Schluß der ganzen Aufführung genügend gekennzeichnet. Und endlich: dasselbe Prinzip, das den Dichter antrieb, die Aktschlüsse ꝛc. von den Scenenschlüssen zu unterscheiden, mußte ihn in der Folge auch weiter darauf führen, den Schluß des Ganzen von dem Schlusse der Akte und des Prologes zu unterscheiden; was ihn auf den Dreireim führte, brachte ihn also am Schluß des Ganzen auch wieder von ihm ab. Ein weiterer Fortschritt in der Beobachtung des Dreireimes bei Hans Sachs findet nicht statt, außer daß er den Dreireim später regelmäßig derselben Person in den Mund legt und seit 1550 erst auch den Schluß des Prologs in den einaktigen Stücken durch Dreireim kennzeichnet. Herrmann sieht darin merkwürdiger Weise eine Erstarrung der Prinzipien des Hans Sachs; während es von seinem Standpunkt aus doch nur eine konsequente Fortbildung wäre, wenn Hans Sachs auch den Wechsel zwischen Prolog und Handlung für das Ohr markierte und man sich nur wundern müßte, warum er das nicht schon früher gethan hat!

Meine Angaben über die Dreireime bei Hans Sachs bedurften auf Grund eines reicheren Materiales einiger Modificationen, sie waren aber in der Hauptsache richtiger als die Aufstellungen Herrmanns. Sie lauten: „Erst bei Hans Sachs wird der Dreireim absichtlich am Schluß des Prologs und der Akte verwendet und **darum** (d. h. weil es hier keine Akte gibt) fehlt er auch im einaktigen Fastnachtspiel (vielmehr im einaktigen Drama überhaupt) ganz. Nur am Schluß der ganzen Stücke ist er **nicht** regelmäßig durchgeführt. Bekanntlich schließt Hans Sachs seine Dichtungen mit seinem Namen und es scheint, daß er nicht genug Reimwörter auf Sachs aufzubringen wußte, um daraus den Dreireim regelmäßig zu bestreiten."

Diese Sätze hat Herrmann allerdings zum Teil ins Gegenteil verkehrt, zum Teil dem Sinne nach entstellt und in einem Punkt, wie ich glaube, zu seinem eigenen Schaden nicht benutzt. Er legt mir das Gegenteil in den Mund (S. 436): „Nur am Schluß der ganzen Stücke ist er regelmäßig durchgeführt," und er schiebt mir die Meinung unter, als ob ich sagen wollte, der Dreireim fehle im Fastnachtspiel, weil es ein Fastnachtspiel ist, während ich deutlich genug die Einaktigkeit als Grund angegeben und das einaktige Fastnachtspiel nur deshalb genannt habe, weil das einaktige Fastnachtspiel und das mehraktige Drama bei Hans Sachs denn doch die gewöhnlichen Formen sind und ich die paar Ausnahmen (2 Fastnachtspiele und 4 einaktige Dramen) bei einer so erdrückenden Mehrzahl der Fälle unter allen Umständen hätte übersehen dürfen.

Ich habe gesagt: „der Dreireim sei nicht regelmäßig durchgeführt." Das heißt in diesem Zusammenhang nicht, wie mir Herr-

Digitized by Google

mann unterschiebt: er ist durchgeführt, aber nicht ausnahmslos. Sondern es heißt: er ist nicht gesetzmäßig, nicht Regel, aber er kommt vor. Und er kommt wirklich öfter vor, als der Spezialforscher Herrmann und seine 5 sauberen Gehülfen bemerkt haben. Darum sage ich auch später: „den Dreireim regelmäßig zu bestreiten" — man „bestreitet" nur, was man sich im Voraus als Regel oder Gesetz auferlegt hat. Der beste Beweis, wie Herrmann hier meine Meinung entstellt und aus dem, was bei mir nicht regelmäßig heißt, die Regel gemacht hat, liegt eben darin, daß er seine Meinung bei der Niederschrift oder beim Druck selbst nicht mehr verstand und es gar nicht merkte, als das Wörtchen „nicht" auf die eine oder die andere Weise ausgefallen war. Das Gegenteil von dem, was ich gesagt habe, paßte ihm noch viel besser zum Stichblatt seiner Polemik, als meine eigene Behauptung; ein deutliches Zeichen, wie er sich in der eigenen Schlinge gefangen hat, denn es kann nicht zugleich der Satz und die Negation des Satzes dasselbe beweisen. Wo es sich um eine bewußte Regel handelt, hatten die Ausnahmen für mich eben gar keinen Wert; denn die individuelle Anwendung eines Gesetzes durch einen besonderen Schriftsteller gehört nicht in eine allgemeine Metrik, die es blos mit den Gesetzen zu thun hat.

Damit glaube ich die Resultate der Herrmannischen Untersuchungen auf ihren bescheidenen Wert zurückgeführt zu haben. Methodologisch und prinzipiell fördern sie nicht, sondern sie verwirren nur, weil die psychologischen Voraussetzungen verkehrt und die Folgerungen zum größten Teil gesucht und ohne Ueberzeugungskraft sind. Wie so viele jüngere Gelehrte, die noch nicht zur Klarheit durchgedrungen sind, lockt auch unseren Autor auf dem Gebiete der Poetik blos die Ausnahme, nicht die Regel. Sie vergessen dabei nur, daß einer scharfen Untersuchung nur das Allgemeine, also die Regel, zugänglich ist, die Ausnahme aber mehr oder weniger immer in das Gebiet der individuellen Charakteristik fällt, die unsere Wissenschaft zu ihrem Schaden schon seit längerer Zeit ganz vernachlässigt.

Manchen, vielleicht sogar allen Fremden des Verfassers werde ich mit meinen Ausführungen überhaupt noch nichts bewiesen haben. Sie werden Zahlen und Widerlegung der Zahlen erwarten. Und sie sollen auch ihre Zahlen haben!

Denn auch für mich haben natürlich Zahlen volle Beweiskraft, wenn sie nemlich sich mit zweifelloser Sicherheit erheben und rubricieren lassen, und wenn sie — nicht falsch, sondern richtig sind. Zahlen, die ich nicht nachgeprüft habe oder nicht nachzuprüfen in der Lage bin, imponieren mir nirgends; am allerwenigsten in der Metrik, wo ich ihre Unzuverlässigkeit mehr als einmal erfahren habe. Mir will überhaupt scheinen,

Digitized by Google

als ob in neuerer Zeit mit der sogenannten exakten Methode Mißbrauch getrieben würde. Man hält eine Arbeit von vornherein für gut, wenn sie recht viele Citate und statistische Belege bringt; und man hält eine andere für unwissenschaftlich, die davon nichts oder nur wenig zur Schau trägt. Ein so äußerlicher Maßstab ist nicht der meinige. Man kann auch in Zahlen und in Citaten ohne Kopf und ohne Gewissen arbeiten und hinter dem winkelvollen Rüstzeug der exakten Methode findet der Irrtum oft seine sichersten Schlupfwinkel.

Redet man mit gewissen Leuten von Zahlen, so berufen sie sich auf ihren Geist und auf ihre Ideen. Redet man mit ihnen von den Ideen, so berufen sie sich auf die Zahlen.

Ich habe bisher blos von den Ideen geredet, nächstens werde ich von den Zahlen reden. Dazu muß ich mir noch etwas Zeit erbitten, denn ich arbeite und zähle wie immer ganz allein. Und ich bin sehr mißtrauisch in allem, was Zahlen betrifft! Ein Verfasser, der sich, wie Drescher gezeigt hat, schon bei der Zählung der Verse eines Fastnachtspiels immer wieder irrt; ein Verfasser, der, wie ich eben gezeigt habe, sogar das Stichblatt seiner Angriffe entstellt — dem traue ich nicht so ohne weitere Prüfung.

Inzwischen zum Gaumenreiz die folgenden Beispiele, weil sich Herrmann in der Lehre über den Dreireim mir gegenüber gar so viel herausnehmen zu dürfen glaubte. Mit dreister Bestimmtheit versichert er (S. 30): „Der Schluß des Ganzen bleibt dagegen nach wie vor *ohne* Dreireim bis zum letzten Drama des Dichters; die *einzigen Ausnahmen* sind das einaktige Spiel vom Papirius Cursor (Götze Nr. 73) und das Fastnachtspiel (Götze Nr. 76); im ersteren hat der Verfasser für den Druck die dritte Reimzeile wieder getilgt." Blos aus dem ersten Buch des dritten Teils der Nürnberger Ausgabe (Keller X) habe ich mir die folgenden Beispiele notiert: Abraham Loth samt Opferung 1558 III 1, 13; Jael 1557 III 1, 36; Zerstörung von Jerusalem 1555 III 1, 231. Meine Neuhochdeutsche Metrik beruht also doch noch auf einer sicherern Grundlage als die Spezialstudie von Herrmann, die, wo man sie genauer ansieht, nicht blos thönerne Füße, sondern den Pferdefuß des Lügengeistes zeigt. Man wird ihr und ihrem Verfasser sehr bald nur mehr ein pathologisches Interesse entgegen bringen.

Ein Gleiches! Ich habe in meiner Metrik behauptet, der Dreireim fehle am Schlusse der einaktigen Fastnachtspiele ganz. Das war wirklich grundfalsch; denn unter den 85 Fastnachtspielen der Goetzeschen Sammlung kommt er — *einmal* (Nr. 76) vor. Diesen *einen* Fall hätte ich doch sicherlich in einer Neuhochdeutschen Metrik buchen müssen! Ja, es kommen immer schönere Dinge auf! denn Herrmann verzeichnet

Digitized by Google

noch einen zweiten Fall (Nr. 73), wo „der Verfasser für den Druck die dritte Reimzeile wieder getilgt hat!“ Das ist natürlich besonders gravierend: Hans Sachs muß den Dreireim am Schluß der einaktigen Dramen geradezu verfolgt haben, wenn er noch unmittelbar vor dem Drucke änderte. Aber man findet diesen Dreireim ganz behaglich in der alten Nürnberger Ausgabe V 2, 277 und erst der Herausgeber Goetze hat ihn, wie er in der Einleitung (S. XII) selber sagt, weggelassen. Ich habe mich also in meinem schönen Streben nach Allseitigkeit genau um eben so viel geirrt, als Herrmann in seiner Vorliebe für den Spezialismus. Sehe jeder, wie ers treibe; nur treibe ers ehrlich, und sehe zu, daß er nicht falle!

„Unterdessen das Frühstück“, so sage ich mit Beaumarchais, ehe ich eine weitere „Erklärung“ veranlasse oder gebe.

Fischart-Studien.

Von Adolf Hauffen in Prag.[1])

II.

Die Beschreibung des Astronomischen Uhrwerks.

Fischarts gereimte Beschreibung des künstlichen astronomischen Uhrwerks am Straßburger Münster ist uns in zwei Fassungen erhalten, einer längeren Fassung von 308 Versen aus dem Jahre 1574 und einer jüngeren kürzeren Fassung von 144—147 Versen in zahlreichen Ausgaben. Bisher war der Text der ersten Fassung nur lückenhaft überliefert; die Drucke der zweiten Fassung nur zum Teile bekannt.

Das astronomische Uhrwerk, dessen Errichtung schon im Jahre 1547 nach den Plänen von Michael Heer, Nikolaus Bruckner und Christian Herlin in Angriff genommen, aber bald ins Stocken geraten war, wurde von 1570 ab unter der Leitung von Konrad Dasypodius und David Wolckenstein hergestellt. Die mechanische Ausführung hatten die Brüder Isaak und Josias Habrecht aus Schaffhausen, die Malereien auf dem Gehäuse deren Landsmann Tobias Stimmer übernommen. Am Tage Johannis des Täufers 1574 war das überaus kunstvolle

[1]) Vgl. oben S. 363 ff.

Digitized by Google

Werk vollendet. Der Verleger Jobin ließ nun davon einen Holzschnitt anfertigen und gab ihn, versehen mit erläuternden Versen von Fischart, noch im Jahre der Vollendung 1574 heraus. Es ist eins der rein buchhändlerischen Gelegenheits-Unternehmen, wie wir deren im Jobinschen Verlage sehr viele kennen. Fischart hat seine Feder hiezu um so lieber geliehen, als es sich dabei nicht nur um einen Führer für alle Jene, die „vor diesem Werck zuschawen stehen", sondern auch um die Verherrlichung eines heimischen Kunstwerkes handelte.

Die erste Fassung *A*, Straßburg 1574, hat Heinrich Kurz ausführlich beschrieben. Da aber das einzige bisher bekannte Exemplar (auf der Zürcher Stadtbibliothek) defekt ist, so konnte er den Text nur unvollständig abdrucken.[1]) Einzelne Verse oder Versteile hat er mit Hilfe von Schadäus und nach eigenem Ermessen ergänzt. Ein vollständiges Exemplar von *A* findet sich nun auch auf der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek; und nach diesem Exemplar berichtige, beziehungsweise ergänze ich im Nachstehenden die Fehler und Lücken des Kurzischen Abdruckes: Es soll heißen:

V. 13 Gottes 17 je des 32 Zeitlich 59 mit 86 ander — vnd 87 gehet lincken 88 rechten 91 rechten 92 lincken 93 II Nun' vor der gdachten Scheibenwand 95 wills 101 Vnd geht vmm 103 III Das dritte theil 105 zihen 107 siben — kunstlich 109 ordenlich 110 Nach den siben Wochentagen 113 *A* 118 figurn 120 Jr gleich 124 gehn] stehn 125 Erstlich die 127 *B* 129 Virteilzeiger 135 III 136 Drei 137 öberst 138 Schlächt 139 Auff die fürnemste 140 Ein nutzlich liblich 141 vnderst 143 virteil

145 Welchs dich erinnern billich soll
Die Edel zeit zůbrauchen wol
Vnd gleich wie älter wirst all stund
Also auch klůger werdst jtzund.

183 Edelgstein 195 ämptlin 201 (fälschlich statt:) *A*] I 220 Virteilstunden 245 dritt

250 Zůkunfft, gegenwart, das vergangen
Zůr andern seitten stehn drei Künst
Die zům Werck thaten grose dinst
1. Astronomi, Gstirnkündigung
2. Geometri, Erdmessigung
3. Aritmetic, Rechnung der Zal
Die sich außschwingen allzůmal.

[1]) Heinrich Kurz, Fischarts sämtliche Dichtungen 3, S. XIV—XVI und S 383—391. Erwähnt wurde das Zürcher Exemplar bereits von Weller im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" 1857 Sp. 35. Die Angabe Goedekes (Grundriß ²2, 494), daß ein Exemplar von *A* auch in Berlin sei, muß auf einem Irrtum beruhen. Die drei mir bekannten Exemplare der Königlichen Bibliothek enthalten den kürzeren Text.

Digitized by Google

257 mitte 265 Gstirn 270 stehn] gehn 282 entran 291 vnderstanden, (und der Schluß lautet:)

Vers 292 Dergleich man nicht find inn vil Landen.
Wie hoch die Römer ein solch Werck
Gehalten hetten, darauß merck,
295 Das sie Censores aus dem Rhat
(Welchs war der ernsthaftst Magistrat)
Vber das Brwerck haben gsetzt,
So nötig haben sies geschätzt.
Derhalben kein verständig Man
300 Diß Werck wird anders sehen an,
Als für ein nutzlich nötig stück,
Darnach er nicht allein sich schick,
Sonder sich kunst halb dran erquick
Vnd Gottes Wunder dran erplick.
305 Auff das nun jedem wird bekant
Sein einhalt, wäsen vnd verstand,
Hat Bernhard Jobin solcher masen
Hiemit es euch fürmalen lassen.

J. F. G. M.

Mit Rö. Keyserlicher May.
Freiheit auff zehen Jar
Anno MDLXXIIII

Die Beschreibung, die Kurz S. XIV f. von dem Blatte gibt, ist richtig, nur Z. 12 lies für „so sie hin] so hin“ Z. 14 für 4] 1.

Fischarts Gedicht ist ziemlich weitschweifig. Eine längere Einleitung führt aus, wie nötig es für den Menschen sei, den raschen Lauf der Zeit zu betrachten. Dann folgt die genaue Beschreibung der einzelnen Teile des Uhrwerks, die Bedeutung des Mechanismus und der Stimmerschen Bilder, sowie die daraus sich ergebende Nutzanwendung für den Menschen. Den Schluß bildet wieder eine allgemeine Erwägung über den ethischen Wert dieses außerordentlichen Kunstwerkes.

Es ist leicht erklärlich, daß diese Breite dem nächsten Zweck des neuen Jobinschen Verlagsartikels nicht entsprach und Fischart sah sich darum veranlaßt, buchhändlerischer Rücksichten wegen, das Gedicht um mehr als die Hälfte zu kürzen. Er strich nun Einleitung und Schluß, sowie aus dem beschreibenden Teile alle Abschweifungen, historischen Anspielungen und dergleichen einfach weg. Die Beschreibung des Uhrwerks selbst, das war ja die Hauptsache, blieb fast im gleichen Wortlaut stehen. Neue Verse, die der Verknüpfung wegen nötig waren, sind nur in geringer Zahl hinzugekommen. Darunter V. 143 f., die deutlich zeigen, daß die zweite Fassung nur eine jüngere verkürzte Form darstellt:

Hiemit sey diß Werck kurtz erklärt
Dem, der den Innhalt kurtz begert.

Digitized by Google

Während die erste Fassung nie wieder aufgelegt wurde, sind uns von der zweiten — ein Beweis, daß sich die Kürzung bewährte — noch neun Auflagen erhalten. Diese sind:

B „Aigentliche Fürbildung vnd Beschreibung des Newen Künstlichen Astronomischen Bwercks zu Straßburg im Münster das MDLXXIIII Jar vollendet zu sehen." o. J. Holzschnitt gr. Folio. (Berlin, Königliche Bibliothek.) Diese Fassung zeigt den gleichen Text wie Schadäus, doch hat *B*, sowie *C* und *D* am Schlusse noch drei Verse:

Welchen, auff daß man baß mög fassen;
Hat Bernhart Jobin solcher massen
Scheinlich das Werck führmalen lassen.

Im Titel steht hier nicht „Diß" (wie in *A*), sondern „das MDLXXIII. Jar". *B* ist also sicher nach dem J. 1574 erschienen.[1]) In *B* und in allen folgenden Fassungen (ausgenommen *E* und *K*) ist Fischarts Name nicht genannt.

C 1602. „Eygentliche Fürbildung Vnd Beschreibung deß Newen Künstlichen Astronomischen Vhrwercks zu Straßburg im Münster diß MDLXXIIII. Jahr vollendet zu sehen." Folio. Das Gedicht zur linken Seite und unterhalb des Holzschnittes. Am Schlusse: „Calculirt, ins Werck gericht vnd verfertiget durch Conrad Dasypodium, David Wolckenstein, Mathematicos vnd Jsaac Habrecht, Vhrenmacher. Getruckt zu Straßburg durch Antonium Bertram im Jahr MDCII." (Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek.)

D 1605. Die gleiche Ueberschrift, wie in *C*, doch „Fürbiltung". Am Schlusse „Calculirt — Vhrenmacher" wie in *C*, dann: „Gedruckt zu Cölln bey Johann Büssemecher auff S. Maximinien Straß Anno 1605." Ein Folioblatt der Quere nach in zwei Hälften geteilt. Rechts das Uhrwerk in Kupfer, links der Text. (Berlin und Straßburg.)

B, *C* und *D* haben, wenn wir von den orthographischen Verschiedenheiten absehen, den gleichen Text.

E 1617. Der Abdruck in der Schrift Summum Argentoratensium templum durch M. Oseam Schadaeum Straßburg 1617 S. 39—43. Schadäus leitet den Abdruck mit den Worten ein: „Was nuhn dieses Kunstreiche Werck in sich begreiffet vnd was daran zu observieren, das alles hat Herr Johann Fischart genannt Mentzer in folgende Teutsche Reimen gar artig gebracht, so wir dem günstigen Leser hieher zu gefallen setzen wollen: Der schreibt darvon also:" — — Darauf folgt

[1]) Weller, Annalen 2, 380 erwähnt eine Ausgabe ohne Jahr mit folgenden Abweichungen zum obigen Titel: „Eigentliche", „newen", „das] diß" (aus Butsch Sammlung). Diese Ausgabe konnte ich auch in Berlin nicht finden und vermuthe, daß die kleinen Abweichungen Irrtümer Wellers sind.

Digitized by Google

die kürzere Fassung mit Weglassung der drei letzten Verse. Schadäus schließt also mit dem Verse

Dem, der den Innhalt kurtz begert.[1])

F 1619. „Eigentliche Fürbildung Vnd Beschreibung deß Kunstreichen Astronomischen vnd Weitberumbten vhrwercks zu Straßburg im Münster in welcher nicht allein der abriß aller vnd jeder Scheiben, Sondern auch ihre abtheilung, Ziffern vnd schrifften Eigentlich zuerkennen, wie auch die Rechnung aller sichtbarer Finsternussen biß auff das 1650 Jahr klärlich zu erlernen." Am Schluße: »Isaac Brunn Argentinae sculpsit et excudit Anno (1619).« Folioblatt. Ein schöner Kupferstich des Uhrwerks, links Fischarts Gedicht, rechts eine Beschreibung des Uhrwerks in lateinischen Hexametern. (Straßburg.) In *F* sowie in den folgenden Fassungen der Text wie bei Schadäus, also mit Wegfall der drei letzten Verse. Es ist daher wahrscheinlich, daß *F*—*K* aus Schadäus unmittelbar oder mittelbar abzuleiten sind.

G 1619. Das gleiche Blatt, wie *F*, doch ohne die rechte Seite, also ohne das lateinische Gedicht. (Straßburg.)

H Ohne Jahr. Weller im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1867 Sp. 375 f. beschreibt ein Exemplar des germanischen Museums, Goedeke a. a. O. ein Berliner Exemplar einer Fassung, die wörtlich mit *F* übereinstimmt, doch keine Jahresangabe zeigt.

J Ohne Jahr. Weller a. a. O. 376 führt nach Heerdegens alter Sammlung an: „Eigentliche Fürbildung und Beschreibung deß newen künstlichen Astronomischen Vhrwercks zu Straßburg im Münster." Am Schluße: „Straßburg gedruckt bei Friedrich Wilhelm Schmuck, Königlichen Buchdrucker." Großfolio mit einem Holzschnitt. Die Bezeichnung „königlich" weist auf die französische Zeit hin. Die Fassung dürfte aus dem Ende des 17. Jahrhunderts herrühren.

K 1718. Ein Folioblatt, in dessen Mitte ein schlichter Holzschnitt, das Uhrwerk darstellend, zu beiden Seiten Fischarts Gedicht. Die Ueberschrift lautet: „Johann Fischarts genannt Mentzers Beschreibung dieses kunstreichen Uhrwercks." Unter dem Bilde: „Franckfurt am Mayn zu finden bey Johann Caspar Engels 1718." In dem Holzschnitt rechts in einem kleinen Rahmen steht: „Dieses kunstreiche Werck haben Isaac und Josias Habrecht Gebrüdere von Schafffhansen, beyde Uhrmacher, nebens Conradino Dasypodio Mathematico, M. Davide Wolckenstein von Breßlau und Tobia Stimmern dem Mahler Anno 1571 zu verfertigen angefangen und Anno 1574 auff Johannis Baptista glücklich vollendet."

[1]) Der Text des Schadäus ist wieder abgedruckt in Scheibles Kloster, 1031—1035, so daß also auch die kürzere Fassung leichter zugänglich ist.

Digitized by Google

(Straßburg.) Diese Angaben, sowie der Text von *K* sind augenscheinlich dem Schadäus entnommen. *K* ist wichtig, weil es das Fortleben einer Fischartschen Dichtung bis in das 18. Jahrhundert erweist. Die letzten Drucke mit Beiträgen Fischarts, die wir bisher kannten, waren die jüngsten Auflagen des Katechismus von 1654, und der Biblischen Historien 1693. (Weitere Studien werden folgen.)

Zur Geschichte des Volksschauspiels vom Doktor Faust.

Von Wilhelm Creizenach in Krakau.

I.

Eine Hauptschwierigkeit bei der Rekonstruktion der Geschichte des Volksschauspiels vom Doktor Faust besteht bekanntlich darin, daß keine Texte erhalten sind, die über die letzten 70 Jahre zurückreichen: bei den Bemühungen, aus diesen Texten durch Combination die früheren Entwicklungsstadien zu erschließen, werden wir nur in sehr unvollkommener Weise durch Aufführungsberichte und gelegentliche Anspielungen aus älterer Zeit unterstützt. Unter diesen Umständen verdient das Faustdrama, von dem hier berichtet werden soll, in doppeltem Maße unsere Aufmerksamkeit. Es rührt von dem holländischen Schauspieler Jakob van Rijndorp her, der gegen Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts mit seiner Truppe in Norddeutschland umherzog. Es ist erst nach seinem Tode durch J. van Hoven 1731 veröffentlicht worden und in van Hovens Widmungsgedicht an Stephanus Verhouff wird hervorgehoben, es sei schon oftmals auf dem Schauplatz mit Vergnügen betrachtet worden. Die Anfangsworte der Widmung: „Dit spel dor Ryndorps pen voor't grootste deel gedicht" lassen schon durchblicken, daß wir es hier mit keinem eigentlichen Originalwerk zu thun haben. Eine genauere Betrachtung des Inhalts wird uns die Stellung des Stücks in der Geschichte der Faustdramen deutlich erkennen lassen.[1])

[1]) Der vollständige Titel lautet: De Hellevaart van Dokter Joan Faustus. Tooneelspel (Vignette) Te Amsterdam, By Gerrit Bouman, Boekverkooper over 't Meisjes Weeshuis, by de Blommarkt. 1731. (64 Seiten.) Ich benütze ein Exemplar, das mir die Direktion der Leidener Universitätsbibliothek auf meine Bitten gütigst hierher gesandt hat. Auf die Existenz dieses Dramas, das bisher in der Faustliteratur gänzlich unbeachtet geblieben ist, wurde ich durch eine gelegentliche Erwähnung in Boltes Schrift über das Danziger Theater (Hamburg und Leipzig 1895 S. 155) aufmerksam gemacht.

Digitized by Google

Der erste Akt spielt im Höllenreiche. Es erscheint ein „Rei van Helsche Vrouwengeesten, komende in een egaale mars uit"; sie beklagen das Schicksal, das sie sich durch die Wollust bereitet haben. Nach dieser lyrischen Scene kommt Pluto mit Caron, Misastofeles (so) Ramuzes, Stokebrand, Heintje Pik und anderen Höllengeistern. Von nun an herrscht in dem Stück, kurze Einlagen abgerechnet, der Alexandriner vor. Caron beschwert sich über die Trägheit der Teufel, die sich nicht genug anstrengen, um neue Seelen herbeizuführen. Pluto weist den „grauen Hund" energisch zurück, gesteht dann aber doch ein, daß er Recht hat und schickt seine Diener auf die Oberwelt: Ramuzes zu den Advokaten, Stokebrand zu den Kaufleuten, Heintje Pik „het slimste Duiveltje", soll Männer und Weiber zur Unkeuschheit verführen, Misastofeles wird zu den Studenten und den Geistlichen gesandt. Sie alle sprechen sich behaglich darüber aus, wie sie ihre Aufträge ausführen wollen,[1]) Misastofeles hebt besonders hervor, er wolle den Doktor Faustus zu gewinnen suchen, dessen Unterweisung in irdischen und himmlischen Dingen jedermann begehre. Mit einem Ballet von höllischen Furien schließt der erste Akt.

Zu Beginn des zweiten Aktes finden wir Faustus allein in seinem Studierzimmer. In einem Monolog (19 Alexandriner) setzt er uns auseinander, wie er schon alles gelesen und studiert habe; es ist aber als ob eine Stimme ihm zuriefe, er könne noch gelehrter werden. „Vielleicht wäre ich besser ungelehrt! O Himmel, laß mich nicht vom Weg der wahren Weisheit abirren!" Er hört Stimmen zur linken und zur rechten Hand und nun erscheinen Misastofeles und „Beschats-Engel"; jeder sucht ihn auf seine Seite hinüber zu ziehen. Nachdem sie den schwankenden Doktor Faustus allein gelassen haben, meldet Wagenaar zwei Fremde des Doktors, die Studenten Fabritius und

[1]) Diese Reden der Teufel enthalten interessante Sittenbilder. Ramuzes schildert einen Rechtsstudenten, der die Universität verläßt und legt ihm ein lateinisch-französisch-holländisches Abschiedsgedicht in den Mund, das vermutlich damals in Studentenkreisen beliebt war. Es heißt da u. a.:

Adju, helaas, mon tres cher Pere
Gregoire, aux armes de tabacq
Adju aussi ma chere Mere
Margootje, daar ik had gemak.
Holla; ik moest ook niet vergeeten
Te groeten, eer dat ik noch schei,
De Dokters, Schilders en Poëten
Met al de Hoeren op een rei.
Valete docti Professores
Die my gemaakt hebt Advocaat
Ex gratia et ob favores
U dank i voor myn Doctoraat u. s. w.

Digitized by Google

Alfonzus. Sie bringen ihm ein Buch, dessen Charaktere sie nicht verstehen; Faustus soll sie darüber belehren. Dieser erklärt in einem Aparte, er habe sich schon lange das Buch gewünscht, und bittet es ihm bis zum andern Tag zu überlassen. Die Studenten entfernen sich nun, sie müssen ins Kollegium; Alfonzus wünscht, daß der Himmel Faustus Verstand stets mehr und mehr erleuchten möge. Faustus allein: nun könne er die Geister beschwören, er wolle alle himmlischen Gedanken von sich weisen. Er ruft Wagenaar und beide begeben sich zusammen hinaus ins Freie.

Die Scene verwandelt sich: ein Wald, in welchem zuerst die lustige Person Pekel auftritt; er hält einen Monolog, in dem sich, wie es scheint, allerlei persönliche und lokale Anspielungen befinden und erzählt, daß er einen neuen Dienst suche. Nachdem er den Schauplatz verlassen hat, kommen Faustus und Wagenaar. Sie haben alles mitgebracht, was für die Beschwörung nötig ist: Kinderblut, eine Schlange, zwei Kröten und dergleichen mehr. Faustus zieht den Zauberkreis, schickt dann Wagenaar fort und citiert die höllischen Geister.[1]) Es erscheinen die vier Diener Plutos, die uns schon aus dem ersten Akt bekannt sind, sie führen einen Tanz auf und werden alsdann von Faust nach ihrer Geschwindigkeit befragt: Ramuzes ist so geschwind wie ein Pfeil, Stokebrand wie eine Kugel, Heintje Pik wie der Wind, Mifastofeles wie der menschliche Gedanke. Ihn will Faust auf dreißig Jahre zu seinem Diener haben; Mifastofeles erklärt, er müsse erst Pluto befragen und verschwindet. Faustus allein: „Ach hätte ich dieß niemals begonnen! Aber nun, da es angefangen ist, mag es seinen Lauf haben."

Zu Beginn des dritten Aktes erscheint wieder Pekel; er hat sich vergeblich nach einem Dienst umgethan und klopft nun an das Haus des Doctor Faustus. Wagenaar erzürnt wegen des Gelärmes tritt heraus, Pekel ist beleidigt, daß Wagenaar ihn einen Jungen nennt, er

---

[1]) Die Beschwörung mag als Probe von Rijndorps feierlichen Stil hier mitgeteilt werden:

Gy helsche Geesten, die uw woonplats hier beneen
Houd in het middelpunt der Aarde, hoord myn reen.
'k bezweer u by deez Roede, in 't warme bloed gedompelt
En by dit Ingewand, elendig overrompelt,
By deeze Tekenen die hier geschreeven staan,
By 't hooge Firmament, by Sternen, Zon en Maan,
By deeze Wierook, uit her Menschenbeen gebraaden,
Wil toch, o helsche Prins, myn offer nich versmaaden;
Maar zend, naar myn verzoek, uw Geesten op der Aard,
Op dat haar macht aan my word voort geopenbaard.
Splyt Onderaardsche Pool, op dat uw naare Schimmen
Terstond op myn verzoek te zaamen opwaards klimmen.

Digitized by Google

könne Wagenaars Vater sein; aus dem Zank entwickelt sich alsbald eine Prügelei und Faustus tritt gerade dazwischen als Wagenaar auf Pekel losdrischt. Er trennt sie von einander und fragt Pekel, wer er sei und dieser rühmt in der üblichen Weise sein vornehmes Geschlecht.[1]) Dann fragt er in seiner täppischen Manier auch nach Faustus Namen und Herkunft und wird schließlich von ihm als Diener angenommen; er soll zwanzig Thaler jährlich und außerdem reichliche Nahrung und Kleidung bekommen. Nachdem er mit Wagenaar abgegangen ist, bleibt Faustus allein. Er denkt an Misastofeles und dieser erscheint in demselben Augenblicke als Ueberbringer der Vertragsbedingungen. Zwei Punkte, das Verbot des Kirchgangs und der Ehe werden besonders hervorgehoben und wegen des letzteren Punktes beruhigt Misastofeles den Doktor; er werde ihm schon Abwechslung im Verkehre mit den Weibern verschaffen. Im Augenblick, da Faust unterschreibt, läßt noch einmal der Schutzgeist vergeblich seine Stimme ertönen. Dann fahren sie sogleich in die Welt hinaus; Faustus will an den Hof des Kaisers, „wo die Großen zu dem jährlichen Fest versammelt sind." Die Scene verwandelt sich in den Hof; es treten auf: Karol, Izabelle, Octaaf, Ferdinant und Gefolge. Der Kaiser fordert die Anwesenden auf, fröhlich zu sein; dann äußert er etwas unvermittelt den Wunsch, den »dapp'ren Alexander« zu sehen. Seine Gemahlin hofft jedoch der »waarde Bedgenoot« werde diesen Wunsch fahren lassen, der nur durch Teufelsränke erreichbar sei. Trotzdem wird Octaaf abgesandt, um einen Magier zu suchen, inzwischen führt das Gefolge einen Tanz auf. Octaaf kommt wieder mit der Meldung, er habe den Doktor Faustus angetroffen und führt ihn gleich darauf vor den Kaiser. Hierauf abermalige Warnungen der Kaiserin und beruhigende Versicherungen Fausts, der nur den Anwesenden einschärft, sie dürften nicht zu nahe an die Gespenster herantreten. Zuerst verlangt der Kaiser Achilles und Hector zu sehen, es erscheinen zwei Gespenster in den Gestalten der Homerischen Helden und führen ein Kampfballet auf. Sodann erscheint Alexander; der Kaiser

[1]) Terwyl gy't my komt vraagen
Zal ik u melden gaan myn lang beroemd geslacht.
Myn moeder was eertyds te Antwerpen hoog geacht,
En in de Lepelstraat liep zy veeltyds verlooren,
Myn Vaar, een Spanjaard, die was te Madrid gebooren.
En na ik was gemaakt, volkoomen in't geheel
Toenkeerde juist myn Vaar sin gat naar het kasteel,
Waar door dat ik nu ben een Edelman gebooren.
En op dat onze Stam nich raaken zou verlooren,
Wierd my geleerd met staale lanssen om te gaan,
Een halve vinger lang: myn Heer, wilt my verstaan
Nich om op schilden, of op wapenen te breeken,
Maer om door laken, of door stof, met kunst te steeken.

Digitized by Google

findet, daß er ganz so aussieht wie ihn die Schriftsteller schildern und will sich ihm nähern, da schlägt er ihn ins Gesicht und verschwindet. Nun bereut der Kaiser, sich auf den Teufelsbetrug eingelassen zu haben; er verbannt Faustus aus seinem Reich und verläßt die Scene indem er Octaaf und Ferdinant beauftragt dafür zu sorgen, daß Faustus sich nicht mehr blicken lasse. Die beiden bleiben mit dem Zauberer allein, Ferdinant herrscht ihn an, er solle gleich gehen, sonst werde sein ehrloses Blut auf die Erde strömen, Faustus erwidert, er werde ihm zeigen was seine Frau mit ihm gethan habe; er solle nur einmal sein Haupt entblößen. Ferdinant thut es und in demselben Augenblicke sieht man zwei Hörner an seiner Stirn. Ebenso zaubert Faustus dem Octaaf zwei Eselsohren ans Haupt und als nun beide auf ihn eindringen, ruft er Misastofeles zu Hilfe, der sogleich erscheint, ihn ergreift und mit ihm in den Erdboden versinkt.

Der vierte Akt wird durch eine Reihe von komischen Scenen eröffnet. Pekel und sein Cumpan Broer Dirk kommen aus dem Wirtshaus, wo sie gezecht haben ohne zu zahlen, doch hat Pekel ein Zauberbuch Fausts an sich genommen und hofft mit dessen Hülfe Geld zu erlangen. Nun legt sich Dirk mit einem Stück Kreide in der Hand auf die Erde, Pekel faßt ihn an den Beinen und schlenkert ihn im Kreise herum, so daß ein cirkelförmiger Kreidestrich entsteht. Wie sie nun ihre Beschwörungen beginnen wollen, erscheint der Wirt Bartel mit seiner Frau Kaat; sie verlangen stürmisch Bezahlung der Zeche. Pekel gibt ihnen zwei Dosen und weist sie an hineinzublasen, dann würden sie Gold darin finden. Sie blasen, aber es fliegt Staub heraus, das Gesicht des Wirtes wird schwarz, das der Wirtin weiß gefärbt und als sie nun wütend auf die Schelme eindringen wollen, werden sie von diesen in den Kreis gestoßen, in dem sie durch magische Gewalt fortwährend hin und herspringen müssen. Durch den Lärm aufmerksam gemacht, schickt Faustus, dessen Stimme man hinter den Coulissen hört, den Wagenaar heraus, auch dieser wird in den Kreis gestoßen und springt darin herum, ebenso Faustus, der auf Wagenaars Ruf selber herbeieilt. Doch weiß er sich Rat zu schaffen; er citiert den Misastofeles, der alle aus dem Kreis herausstößt und sie dadurch befreit. Faustus befiehlt nun dem Misastofeles, den Schelmen das Zauberbuch wieder abzunehmen, aber da stellen sie sich an die beiden Enden des Schauplatzes und sowie Misastofeles in die Nähe des einen kommt, wirft dieser das Buch dem andern zu, Misastofeles rennt erfolglos hin und her und bekommt das Buch erst, nachdem er Pekel versprochen hat, er werde ihm einen kostbaren Goldschatz verschaffen, den er sich an einem alten hohlen Baum abholen könne. Nach diesen geräuschvollen Scenen läßt Faust sich auf einen Sessel nieder und

Digitized by Google

schläft ein; Misastofeles sagt, während Faustus Glieder ruhten, wolle er dafür sorgen, daß sein Geist im Bösen bestärkt werde, darauf die Bühnenanweisung: „Hier wird gesungen oder getanzt." Als Faustus nun erwacht spricht er sogleich in einem Monolog die Absicht aus, im Bösen zu beharren. Es erscheinen wieder, von Wagenaar angemeldet, die Studenten Fabritius und Alfonzus. Sie bringen Faustus ein frommes Buch und fordern ihn auf, durch reuiges Gebet sich dem Teufel zu entziehen. Sobald sie ihn verlassen haben, beginnt Faustus das Gebet zu sprechen, Misastofeles erscheint, um ihn von seinen Bußbetrachtungen abzuziehen; erst bietet er ihm ein Königreich an und da Faustus ihn zurückweist, entfernt er sich, um ihn durch Frauenschönheit zu berücken. Sogleich kehrt er mit einem »Spook in den schyn van Helena» zurück. Ihrem Zureden kann Faustus nicht widerstehen,[1]) Misastofeles sagt „Empfange deine Helena, du sollst ihr Paris sein" und sie gehen mit einander ab.

Zu Beginn des fünften Aktes finden wir Faustus auf einem Bett schlafend. Zu ihm tritt Jochem, der sich beschwert, der Zauberer habe ihm Pferde verkauft, die sich nachher in Strohbündel verwandelten. Vergebens bemüht er sich, Faust aufzuwecken, schließlich will er ihn am Bein aus dem Bett ziehen, da bleibt ihm das Bein in der Hand und er läuft entsetzt ab. Die Scene verwandelt sich in den Garten, wo Pekel sich seinen Schatz bei dem alten Baume holen soll. Pekel kommt denn auch, hängt einen Sack an den Baum und hofft, daß Misastofeles oder wie er ihn nennt Stoffel, ihm Gold hineinregnen lassen werde. Aber anstatt dessen fällt ein feuriger Regen, der ihm seinen Sack durchlöchert, zu seiner großen Verzweiflung, denn er hat schon Dirk ins Wirtshaus eingeladen der dort sitzt und zecht in Erwartung eines guten Erfolges. Eine weitere Enttäuschung erlebt Pekel als er gleich darauf in der Nähe einen wohlbesetzten Tisch erblickt; der Wein, den er sich einschenkt, verwandelt sich gleichfalls in Feuer. Er hat nun Angst er könne selber in eine Bestie verwandelt werden und flieht mit dem festen Vorsatz, den Doktor Faustus und alle seine Zauberbücher zu verlassen.

In der folgenden Scene sitzt Faustus mit Fabritius, Alfonzus und Wagenaar beim Weine; er fordert sie auf, fröhlich zu sein, denn

[1]) Geleerde Faustus, sie wie dat hier voor u staat.
Door uwe Wysheid hebt gy myne min ontsteeken.
Hoe kan een Vrouwenbeeld, door haare lieve treeken
U niet bekooren? laat toch uw zwaarmoedigheid,
Verwerp dit Boek, myn Heer, want weet ik ben bereid,
Om met u, in de min, my zelve te vermaaken.
Hoe, blyft gy koel? kan myn gelaat uw hart niet raaken?

Digitized by Google

er müsse sie bald verlassen, seine Zeit sei abgelaufen. Fabritius redet ihm zu, er möge doch sehen, ob er noch den Himmel versöhnen könne, doch Faustus meint, es sei schon zu spät. Mitten in ihrer Unterredung ertönt von draußen der Ruf des Misastofeles: „Bereitet Euch, Faustus!“ Nun warnt noch Faust den getreuen Wagenaar, er solle sich nicht vom Teufel gewinnen lassen und solle die Zauberbücher verbrennen. Die verhängnisvollen Glockenschläge ertönen, die Freunde verlassen schmerzerfüllt den Schauplatz. „Hier zeigt sich die Hölle, die immerwährend Feuer und Flammen ausspeit.“ Faust entsetzt sich, er verwünscht die höllische Frau, die seine Hoffnung auf Vergebung zu nichte gemacht habe und denkt schaudernd an sein ewiges Verderben. Als nun Misastofeles mit den drei anderen Höllengeistern und sonstigem Gefolge herannaht, fleht er ihn um Gnade an, aber es ist zu spät; er wird ergriffen und in die Hölle geschleppt, worauf die Teufel ein Schlußballet tanzen.

* * *

Die Betrachtung dieses Stückes gewährt, wie der Leser wohl schon bemerkt haben wird, eine neue Bestätigung der bereits früher[1]) von mir nachgewiesenen Thatsache, daß unter allen erhaltenen Puppenspielen das Ulmer (*U*) der ursprünglichen Fassung des Volksschauspiels, wie es sich zu Anfang des 17. Jahrhunders aus Marlowes Tragödie entwickelte, am nächsten steht. Risjdorp, der das Volksschauspiel ohne Zweifel in einer Fassung kennen lernte, die in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts in Deutschland verbreitet war, stimmt hinsichtlich des Gangs der Handlung im wesentlichen mit *U* überein, während sich bei ihm noch nichts von allen den wirksamen Zusätzen findet, die im 18. Jahrhundert unter dem Einfluß einer neu aufkommenden Richtung der österreichischen Schauspielkunst entstanden, sich bald über ganz Deutschland verbreiteten und sich auch in sämmtlichen erhaltenen Texten außer *U* wiederfinden. (Vgl. Versuch ꝛc. S. 102 ff.) Leider ist jedoch in *U* die ältere Fassung nur in sehr verkürzter Gestalt erhalten. Um zu erschließen, was für Bestandteile außer den in *U* erhaltenen sich wohl in der Zeit vor der österreichischen Umarbeitung im Volksschauspiel befunden haben mögen, war ich genötigt, die in der Zeitgenössischen Literatur zerstreuten Anspielungen heranzuziehen und außerdem aus den späteren Puppenspieltexten diejenigen Bestandteile ausfindig zu machen die in die Zeit vor der Umarbeitung zurückreichen, aber in *U* nicht mehr vorhanden sind. Die auf diese Art gewonnenen Ergebnisse konnte ich späterhin ergänzen durch die Aufdeckung der That-

[1]) In dem „Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels von Doktor Faust“. Halle 1878.

Digitized by Google

sache, daß die Komödianten im 17. Jahrhundert einige Scenen aus Dekkers Drama, „If it be not good, the devil is in it“ [1]) in die deutsche Bearbeitung von Marlowes Faustus verpflanzten. Rijndorps Stück gewährt nun einige nicht unwesentliche weitere Ergänzungen.

Das Vorspiel in der Hölle gehört zu den aus Dekkers Drama stammenden Bestandteilen des Volksschauspiels. Das Gespräch mit Charon, das in *U* fast wörtlich ebenso lautet wie bei Dekker, ist bei Rijndorp frei bearbeitet. Doch steht Rijndorp auch in mancher Hinsicht der Quelle näher als *U*; bei ihm wie bei Dekker wird jedem Höllengeist ein bestimmtes Arbeitsgebiet zugewiesen.

Im zweiten Akt verläuft zunächst alles wie in *U*, auch bei Rijndorp ist Mephistopheles an die Stelle der Marloweschen „bad angel“ getreten; der Monolog freilich hat in *U* weit mehr Charakter. Die Studenten, die von Wagner angemeldet eintreten, werden in *U* nicht mit Namen genannt, sie wissen zwar dort sehr wohl, daß es sich um ein Buch handelt, welches „propter magicam artem etwas sonderliches in sich enthält,“ aber sie sind doch selber fromme Jünglinge und warnen Faust vor der Hinterlist des Teufels. Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß hier zwei Scenen des Marloweschen Dramas in eine zusammengezogen sind: die Scene, in welcher Valdes und Cornelius erscheinen, um Faust in die Geheimnisse der Magie einzuweihen, und die darauf folgende Scene, in welcher zwei Studenten ihre Besorgnis darüber ausdrücken, daß Faust mit den beiden berüchtigten Zauberern Umgang hat. Zur Bestätigung kann jetzt angeführt werden, daß in einem inzwischen von Kraus veröffentlichten czechischen Puppenspiel [2]) die beiden Studenten Fabricius und Cornelius heißen, also ein Name wie bei Marlowe. Im czechischen Puppenspiel ist also in diesem Punkte die Ueberlieferung treuer gewahrt, als bei Rijndorp, bei welchem auch der andere Name verändert ist: Fabritius und Alfonzus.

Der Name des lustigen Pekel, der den zweiten Akt eröffnet, ist natürlich eine Abkürzung von Pekelharing — die nach Holland übertragene Bezeichnung der bei den englischen Komödianten in Deutschland gebräuchlichen Abart der lustigen Person: Pickelhäring. So heißt der Narr auch in *U*, während er in allen anderen Versionen Namen führt, die erst später Mode wurden. In beiden Fällen eröffnet er seine Rolle mit einem Monolog, natürlich konnte hier ein Jeder seiner

[1]) So lautet der Titel; nicht „If this play be not good“ u. s. w. oder „If this be not good“ u. s. w. Im übrigen verweise ich auf meine Schrift „Der älteste Faustprolog“, Krakau 1887.

[2]) Vgl. Kraus, das böhmische Puppenspiel von Dr. Faust (Breslau 1885) S. 106 und die Bemerkungen des Herausgebers in der Einleitung S. 63 f. In einem zweiten czechischen Text stehen die Namen Antonijus und Fabricijus.

Digitized by Google

Laune freien Lauf lassen und so ist es zu erklären, daß U und R ganz auseinander gehen.[1]) Der Zusammenhang läßt jedoch vermuten, daß auch in der Vorlage von U Pickelhäring als ein Dienstsuchender auftrat; übrigens ist der Monolog dort gleich hinter die erste Scene des ersten Aktes verlegt. Die Scene, wo Faust zum ersten Mal die Geister beschwört, müssen wir uns auch in U im Freien spielend denken (vgl. Versuch ꝛc. S. 76); auch in U läßt sich Faust von Wagner das zur Beschwörung erforderliche herbeiholen, allerdings keine so abenteuerlichen Gegenstände wie bei Rijndorp; bei Marlowe ist Wagner in dieser Scene nicht anwesend. Die Befragung der Geister nach ihrer Geschwindigkeit ist von den Schauspielern in Deutschland auf Grund der einheimischen Tradition eingefügt worden; in U sind es drei Geister; wie in Dekkers Vorspiel, auch führt einer noch denselben Namen wie bei Dekker: Krumschal (Grumshall; vgl. Der älteste Faustprolog S. 13). Mephistopheles erklärt in beiden Spielen ebenso wie im Volksbuch und bei Marlowe, er müsse sich vor Abschließung eines Vertrags erst mit dem Höllengott verständigen.

Was bei R nunmehr vorgeführt wird, die Unterredung Pickels mit Wagner und Faust ist in U auf zwei Scenen (I. 3 und II. 1) verteilt (vgl. Versuch ꝛc. S. 72 f., 79 f.). In RU läßt sich Pickelhäring ebenso wie der Clown bei Marlowe von Wagner als Diener anwerben und ist beleidigt, daß Wagner ihn als Jungen (boy) bezeichnet. Wenn der Narr in RU auch mit Faust zusammen geführt wird und an ihn täppische Fragen richtet, so ist das offenbar ein deutscher Zusatz; daß der Narr mit seiner feinen Familie prahlt, ist ein beliebtes komisches Motiv, das sich in den deutschen Fausttexten erst später findet (vgl. Versuch ꝛc. S. 139); auf Grundlage von R kann man jedoch vermuten, daß dieß Motiv auch schon früher im deutschen Faust verwendet wurde. Nun bleibt in RU Faust allein und denkt an Mephistopheles, der sogleich erscheint. Es zeigen sich in der Vertragsscene, die nun beginnt, manche Uebereinstimmungen zwischen R und den späteren Versionen. In U sind die Vertragsbedingungen ausgefallen, doch können wir annehmen, daß alles dasjenige was R und die späteren Versionen gemeinsam haben, schon in dem deutschen Drama des 17. Jahrhunderts vorhanden war. Nach Unterzeichnung des Vertrags beschließen Faust und Mephistopheles sich an den Hof des Herrschers zu begeben, doch hat R jedenfalls hier ein damals schon vorhandenes Motiv unverwertet gelassen (vgl. Versuch ꝛc. S. 83). In U spielt die folgende Scene am Hof „des ungekrönten Königs in Prag", in den späteren Versionen

[1]) Die Quelle des Monologs in U wird in dem Versuch ꝛc. S. 70 f. nachgewiesen.

Digitized by Google

am Hof des Herzogs von Parma, im ältesten Volksbuch, bei Marlowe und *R* am Hof des Kaisers Karl V.; daraus scheint hervorzugehen, daß man auch mitunter bei den deutschen Aufführungen im 17. Jahrhundert den kaiserlichen Hof als Schauplatz beibehielt. Wenn Faust den Anwesenden verbietet, den Gespenstern zu nahe zu kommen, so ist das ein Zug der aus Marlowes Drama stammt, wo er sich jedoch bloß in einer Bühnenanweisung der Ausgabe von 1616 (ed. Breymann S. 123) erhalten hat. In *U* findet er sich freilich nicht, wohl aber findet sich eine Spur davon in der späteren Berliner Fassung des Puppenspiels.[1]) Daß der Kaiser das Gespenst berührt und ähnlich wie Goethes Faust im zweiten Teile für die Berührung bestraft wird, dafür gibt es sonst keinen Beleg; dagegen finden sich im weiteren Verlaufe der Scenen am kaiserlichen Hof merkwürdige Uebereinstimmungen zwischen *R* und den czechischen Puppenspielen, die überhaupt gerade hier manches auf alter Ueberlieferung beruhende enthalten. Auch in den czechischen Spielen wird Faust als Zauberer vom Hofe verbannt und dann erst sollte der Hörnerzauber folgen und ebenso haben wir uns auch nach Maßgabe des von Kralik und Winter 1885 herausgegebenen Faustpuppenspiels den Verlauf zu denken. Allerdings wurde ohne Zweifel in Deutschland im 17. Jahrhundert der Hörnerzauber öfters auch ebenso dargestellt wie bei Marlowe,[2]) doch läßt sich aus dem obigen vermuten, daß damals schon die Scene in verschiedener Weise dargestellt wurde. Die Erscheinung der Geliebten Alexanders (bei Marlowe paramour, in *U* Padamera) fehlt in *R*, dagegen ist der vorhergehende Kampf zwischen Hector und Achilles vermutlich eine Variante des Kampfs zwischen Alexander und Darius, mit welchem nach einer Bühnenanweisung der Ausgabe von 1616 die Geisterscene bei Marlowe begann. Im übrigen können wir nicht mit Bestimmtheit sagen, was von den zahlreichen Zusätzen zur Geisterscene, die wir in den späteren Versionen finden, noch in das 17. Jahrhundert zurückreichen mag.[3]) Daß auch Karls V. Gemahlin Isabella

[1]) Vgl. den von Lübke 1887 herausgegeben Text (Zeitschrift für deutsches Altertum 31, 150 und ebenda S. 171 Anmerkung 15.)

[2]) Vgl. Versuch ꝛc. S. 85; zur Bestätigung der dort vorgetragenen Ansicht kann auch eine Angabe auf dem später ans Licht gezogenen Neuberschen Theaterzettel von 1738 dienen: „Ein fürwitziger Hofbedienter, welcher dem D. Faust verspottet, bekömmt sichtbarlich Hörner an der Stirne."

[3]) Die Ansicht Lübkes (a. a. O. S. 170), daß schon im 17. Jahrhundert die Erscheinung Karls des Großen durch mißverständliche Uebertragung einer Stelle aus Marlowes englischem Text in die Geisterscene des deutschen Dramas eingedrungen sei, ist offenbar verfehlt, schon aus dem Grunde, weil sich ja die Umwandlung der englischen Texte in deutsche innerhalb der englischen Schauspielertruppen vollzog. — Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch auf die Verfehltheit einer anderen Behauptung Lübkes hinweisen, der meiner Ansicht, daß *E* durch Vermischung mehrerer Fassungen entstanden sei und ebenso meiner Ansicht

Digitized by Google

auftritt, kommt sonst nirgends vor. Sie ist wohl zugleich mit den sonstigen Veränderungen dieser Scene in das Drama eingetreten.

Die komischen Scenen zu Beginn des vierten Aktes zeigen manche Uebereinstimmung mit der Scene bei Marlowe (ed. Breymann S. 106 ff.), wo zwei Spitzbuben vorgeführt werden, die dem Doktor Faustus ein Zauberbuch entwendet haben und dann auch noch in einer Weinwirtschaft einen Becher stehlen; der Wirt eilt ihnen nach, er will ihren Unschuldsbeteuerungen nicht glauben und immer während er einen visitiert, gelingt es diesem, das gestohlene Gut seinem Spießgesellen zuzustecken. Schließlich bemerkt der Wirt den Becher und da sie sich nun gar nicht mehr zu retten wissen, beschwören sie mit Hülfe des Zauberbuches den Mephistopheles, der über diese Störung aufs äußerste empört ist und schließlich den einen in einen Hund, den andern in einen Affen verwandelt. Obwohl sich in den vorhandenen Texten von dieser Scene nichts erhalten hat,[1]) dürfen wir doch aus R schließen, daß sie im 17. Jahrhundert in Deutschland bekannt war; sie ist wohl später durch die weit wirksamere Beschwörungsparodie „Perlicke, Perlacke" verdrängt worden. Höchst wahrscheinlich enthält die Scenenreihe in R manche selbständige Zuthaten; die Geschichte mit der Büchse voll schwarzen Staubes findet sich in ähnlicher Weise schon in dem Buskenblaser, einem niederländischen Possenspiel des späteren Mittelalters. Die folgenden Scenen sind gleichfalls ohne Analogie in deutschen Texten; daß dem schlafenden Faust Geister erscheinen, kommt dort in anderem Zusammenhang, in der Vertragsscene vor. Auch die Reuegedanken Fausts werden in den deutschen Texten nicht wie in R durch ein Gespräch mit den Studenten veranlaßt (vgl. Versuch ꝛc. S. 87 ff.). Dagegen ist in R das Erscheinen Helenas ganz ebenso wie in U und den meisten späteren deutschen Texten motiviert, auch den Zug, daß Mephistopheles zuerst dem Doktor Faust vergeblich Scepter und Krone anbietet, hat R

über das Verhältnis von E zu L einen sehr apoditktischen Widerspruch entgegengesetzt. Doch ist eine ausführliche Widerlegung dieser Behauptung nicht mehr nötig, nachdem Bruinier (Faust von Goethe I. Halle 1894) die Vermischung mehrerer Fassungen in E durch Paralleldruck der betreffenden Texte unwiderleglich ad oculos demonstriert und außerdem darauf hingewiesen hat, daß diese Vermischung nicht etwa von einem Marionettenspieler zum Zweck der Herstellung eines neuen Spieltextes, sondern von Engel selber zum Zweck einer literarischen Fälschung vorgenommen wurde (vgl. Literarisches Centralblatt 1894 Sp. 930). Eine erneute Lektüre von Bruiniers Schrift konnte mich nur in dem Glauben an die Richtigkeit seiner Annahme bestärken, zumal da Engel die auch seinen Charakter stark bloßstellende Beweisführung gänzlich unbeantwortet gelassen hat. Auf die Ansicht derjenigen, die E ein noch höheres Alter vindicieren wollten, als dies Lübke that, verlohnt es sich überhaupt nicht, näher einzugehen.

[1]) Allerdings wäre es nicht undenkbar, daß in der Versuch ꝛc. S. 159 besprochenen Scene eine schwache Spur zurückgeblieben ist.

Digitized by Google

von dort entlehnt; daß Faust als der Paris Helenas bezeichnet wird, stammt noch aus Marlowe.

Zu Beginn des fünften Aktes haben wir wieder den Fall, daß in *R* eine Marlowesche komische Scene erhalten ist, die in deutschen Texten fehlt. Doch haben wir wenigstens ein Zeugnis ihres früheren Vorhandenseins; auf dem erwähnten Neuberschen Zettel heißt es: „Ein Bauer handelt dem D. Faust ein Pferd ab, und sobald er es reitet, verwandelt sich das Pferd in ein Bündgen Heu. Der Bauer will den D. Faust darüber zu Rede stellen, Faust stellt sich als ob er schliefe, der Bauer zupft ihn, und reißt ihm ein Bein aus." Die folgende comische Scene, wo Pekel sich vergebens um den Goldschatz bemüht, ist ebenso wie das Höllenvorspiel ans Dekkers Bruder-Rausch-Drama in die Faustcomödie übertragen worden. Bei Dekker wird der Klosterkoch Scumbroth von dem Teufel an einem Zauberbaum citiert um sich Gold zu holen. Unter den verschiedenen deutschen Fassungen der Scene steht die im Augsburger Puppenspiel der Dekkerschen Fassung am nächsten (vgl. Der älteste Faustprolog ꝛc. S. 14 f.); wenn dort ebenfalls die lustige Person den Mephistopheles als „Stoffel" anredet, so ist das, wie aus *R* hervorgeht, ein alter Witz. In *U* fehlt die Scene, doch war sie in der Vorlage von *U* höchst wahrscheinlich vorhanden.[1])

Fausts letzte Stunde verläuft in *R* im wesentlichen ebenso wie in *U*; aus *R* ersehen wir, daß die Studenten, mit denen Faust den Abschiedstrunk hält, dieselben sind, die ihm vorher das Zauberbuch überbracht hatten. Ebenso zeigt sich nahe Verwandtschaft der beiden Fassungen hinsichtlich des Abschieds von Wagner. Dagegen fehlen in *R* die traditionellen Rufe: accusatus es, judicatus es, condemnatus es (vgl. Versuch ꝛc. S. 56, 93 f.); Fausts Begleitworte zu den Glockenschlägen hat *R* offenbar in vollkommen selbständiger Weise umgestaltet.

Die vorstehenden Mitteilungen wollen nicht alle Einzelheiten hervorheben, sondern nur in allgemeinen Zügen auf die Bedeutung des holländischen Dramas hinweisen; wer sich eingehender mit der Geschichte des Volksschauspiels vom Doktor Faust beschäftigen will, wird ja doch auf den Originaltext zurückgreifen müssen. Vielleicht veranstaltet einmal ein holländischer Gelehrter einen Neudruck und belehrt uns bei dieser Gelegenheit ausführlicher über die schauspielerische und literarische Wirk-

---

[1]) Vgl. Der älteste Faustprolog ꝛc. a. a. O. und Versuch ꝛc. S. 87 und 157 f. Möglicherweise waren an der dort besprochenen Stelle in *U* auch Motive aus den comischen Scenen verwertet, die sich in *R* im vierten Akte finden. Wenn behauptet wird (vgl. Kraus, das böhmische Puppenspiel S. 81) „das alte Volksschauspiel war keineswegs so arm an Pickelheringsscenen, wie Creizenach annimmt," so wird mir damit eine Ansicht imputiert, die ich niemals geäußert habe.

Digitized by Google

samkeit des Verfassers. Alsdann wird man auch darüber besser urteilen können, wieviel von den Zügen bei Rijndorp, die sonst nirgends vorkommen, selbständig hinzugedichtet ist. Jedenfalls bestätigt sich durch die Betrachtung des holländischen Dramas, daß schon im 17. Jahrhundert die Faustaufführungen bei den verschiedenen Truppen in manchen Punkten von einander abgewichen sein müssen (vgl. Versuch ꝛc. S. 98), wenn auch natürlich noch keine so große Differenzierung eingetreten war, wie in späterer Zeit.

Wielands Erfurter Schüler vor der Inquisition.

Mitteilungen über Heinse und seine Freunde.

Von Bernhard Seuffert in Graz.

(Schluß.)[1])

So einflußreich der Hauptmann Liebenstein und der Graf Schmettau für Heinse waren, wir kennen sie nicht; Schmettau liegt noch mehr im Dunkel als Liebenstein; Heinse sagt nirgends gerade heraus, daß er mit jenem persönlich zusammen war; nur den Hauptmann nennt er als Besucher in Erfurt, zu ihm fährt er nach Frankfurt, mit ihm macht er die Rheinreise, ihn allein kündigt er seinem Freunde Schwarz an (sieh unten), mit ihm geht er in die schwäbischen Reichsstädte, in seinem Dienst lebt er in Erlangen, und doch gibt er hierfür seine Adresse an: secrétaire du comte de Schmettau; daß er dies nicht wirklich war, beweist der Zusatz: „das Kind muß doch einen Namen haben!“[2]) Wenn Heinse die beiden Herren nicht verschieden charakterisiert hätte, könnte man auf den Einfall kommen, beide Namen für eine Person in Anspruch zu nehmen. Das Verhältnis ist wohl so zu erklären, daß Liebenstein für Schmettau arbeitete und daß also der von Liebenstein aufgenommene Heinse mittelbar auch im Dienste Schmettaus stand und sich darum seinen Sekretär nannte. Er empfing ja von beiden Aufträge: er soll für Liebenstein einige Schriften verfertigen, wozu dieser ihm den Inhalt aufsetzen will;[3]) für Schmettau „muß“ er übersetzen;[4])

[1]) Vgl. oben S. 376 ff.

[2]) Schüddekopf 1, 46; vgl. 1, 75: die Verbindung mit Liebenstein sei gelöst, er könne also nicht mehr als secrétaire de son Excellence le Comte de Schmettau in Erlangen leben.

[3]) Schüddekopf 1, 19.

[4]) Schüddekopf 1, 39.

Digitized by Google

beide verlangen von ihm Pasquille „auf Götzen und auf die ganze christliche Religion“.[1]) Und auch die Lottoschriften soll er ja für Liebenstein und seine Freunde, also doch auch für Schmettau, verfassen.[2]) Dieser stand demnach wie der große Gömer und eigentliche Unternehmer an der Spitze einer etwas abenteuerlichen Kompagnie, die bald venetianische Dienste sucht, bald Lotterien gründen will, bald durch Uebersetzungen lasciver und konfiscierter Schriften und durch arge Broschüren auf Erwerb ausgeht, und auch Heinse schmückte seinen kärglichen Posten mit dem gräflichen Namen aus. Ist der geheimnisvolle Beschützer Liebensteins jener Woldemar Friedrich Graf von Schmettau (1749 bis 1794), der damals bei der dänischen Gesandtschaft in Dresden stand, vorher in Madrid und Warschau bestellt gewesen war, 1773 aus dänischem Dienst in pfälzischen trat und diesen 1774 schon wieder verließ? derselbe, der an einer französischen Uebersetzung von „Werthers Leiden“ beteiligt ist, über Empfindelei und Kraftgenies schrieb,[3]) Schauspiele verfaßte und kleine Schriften, deren posthumen Druck Hayn in seine Bibliotheca erotica aufnahm? Wer diese Schriften einzusehen in der Lage ist, wird wohl zu bestimmen vermögen, ob der von Heinse charakterisierte Schmettau ihr Autor sein kann. Für jetzt soll nur betont sein, daß die Verwendung Liebensteins in dänischen Diensten doch recht gut durch den dänischen Gesandten Woldemar Friedrich Schmettau herbeigeführt worden sein kann; und wenn Heinse von diesen Freunden eine Lottokollektur in Dänemark angetragen wird (siehe unten), so weist das wieder darauf, daß einer von ihnen, und doch wohl nicht der preußische Hauptmann a. D., mit Dänemark enge Verbindung hatte.[4]) Endlich weist auch der Titel Excellenz, den Heinse dem Namen Schmettaus beisetzt, auf einen hohen staatlichen Rang des Grafen hin.[5])

Um nun die Identität zwischen dem Schriftsteller und dem Heinseschen Schmettau zu erhärten oder zu widerlegen, kann auch der erwähnte in den Schwarzischen Akten aufbehaltene Dialog dienen. Ich lasse darum den Eingang wörtlich folgen:

[1]) Schüddekopf 1, 40. „Götzen“ deutet er im Register wohl mit Recht auf Goeze.

[2]) Schüddekopf 1, 39.

[3]) Maltzahn, Bücherschatz III, 1819.

[4]) Schüddekopf weist mich auch auf die „Grafen aus Dänemark“ im Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse 1, 33 hin, unter denen Schmettau mitbegriffen sein mag.

[5]) Nachträglich macht mich Karl Schüddekopf aufmerksam, daß Heinses Freund kaum der junge Graf Woldemar Friedrich Schmettau war, sondern dessen Vater, der Verfasser der „Wahrheiten“ und anderer atheistischer Schriften, der mit dem jüngeren Unzer, Diez und Mauvillon verbundene: siehe Mauvillons Briefwechsel 1801 z. B. S. 52. 59. 66. 107. 119. 120. 137. — Mir ist dieser Briefwechsel nicht zugänglich.

Digitized by Google

Der Kathechetling ein Dialog zwischen einem Insulaner und einem Reisenden.

— — — — mon Dieu n'est point un Dieu cruel,
on ne voit point de sang ruisseler son autel;
c'est un Dieu bienfaisant, c'est un Dieu pitoyable,
qui jamais à mes cris ne fût inexorable. —

Chaulieu.[1])

Der Kathechetling ein Dialog. zwischen einem Reisenden und einem Insulaner.

Der Insulaner. Was haben sie für eine Religion?

Der Reisende. giebt es denn mehr als eine? —

Der Insulaner (lächelnd) beten sie Götter von Holz, Metall oder steinen an?

Der Reisende eine sonderbare Frage.

Insulaner glauben Sie an Mosen, der auf Gottes Befehl 23 tausend seiner Landesleute erwürgen ließ? —

Reisende. mich schaudert! —

Insulaner. Sind sie ein Nachfolger des Mahomeds, der den Mond in zween Theile getheilet, und in seinen Ermel gesteckt hatte? —

Reisende. — Nein! —

Insulaner. Sind sie ein Christ? —

Reisende. Ich weis nicht was sie damit sagen wollen.

Insulaner. uns sind nur viererley Religionen bekannt, Sie haben also keine?

Reisende. Ich bin in einem Land gebohren, wo man einen Gott anbetet, als das höchste, wohlthätigste Wesen, das die Weltgebäude geordnet hat, erhält, und beherrschet, und in einem künftigen Leben das gute belohnt, welches der Mensch in dem itzigen gethan hat. Unser Gottesdienst bestehet in einer unendlichen Dankbarkeit und Unterwürfigkeit, wie auch in einer zur Gewohnheit gewordenen Ausübung der Tugenden, als der Nachsicht, der Mäßigung, der Menschenliebe, der Wohlthätigkeit, und der Gerechtigkeit. —

Insulaner. Ist das alles? —

Reisende. Ja in diesen Worten ist alles enthalten. —

Insulaner. wie denn! — hat ihr Gott keine Wunder gethan? —

Reisende. er hat Himmel und Erden erschaffen, was verlangen Sie mehr? —

Insulaner. wie! keine Glaubensgeheimnisse, keine Priester, kein äußerlicher Gottesdienst mit vorgeschriebenen Ceremonien? —

Der Reisende. Ich verstehe nicht was sie mir da sagen? —

Insulaner. Der arme Mensch! in welcher Finsterniß Unwissenheit und Barbarey befindet er sich!

Im weiteren Verlaufe sagt der Insulaner: „Unser Gott heißt Christus, wir sind katholisch", führt den Reisenden in den Tempel, zeigt ihm die Monstranz, erzählt die Geschichte des paradiesischen Apfelbisses, der Menschwerdung des Sohnes Gottes, die Lehre von der Dreieinigkeit, die von der Verdammung aller Nichtkatholischen, läßt ihn dem Meßopfer beiwohnen, taust ihn und schließt: „Unter uns gesagt: alle diese Lappereyen haben Schwärmer ausgedacht, und Be-

[1]) A M. le Marquis de La Fare, en 1695. Oeuvres de Chaulieu, A La Haye et à Paris 1774. 1, 14.

Digitized by Google

trüger unterstützet. Beyde fanden ihre Rechnung dabei, die Menschen zu hintergehen" u. s. w. Der Reisende kann sich über all das nicht genug wundern, wirft immer wieder höhnische rationalistische Gegenbemerkungen ein, erlaubt aus Gefälligkeit die Begießung mit Taufwasser und verabschiedet sich mit den Worten: „Mein Herr! Ihre Aufrichtigkeit verdient Achtung. — Lassen Sie sich umarmen. — Leben Sie aber zugleich wohl. — ich werde wieder ziehen; Hier ist nicht gut seyn."

Die Komposition des Dialogs ist schwach: es ist ungeschickt, einen Reisenden zu fingieren, der auf langen Fahrten von keiner Religion gehört hat als von der seinigen, ungeschickt, den Katholicismus auf einer Insel anzusiedeln. Der Insulaner ist für den Betrüger, als welcher er sich schließlich bekennt, vorher zu plump naiv; besser und schärfer ist der Spott des Reisenden durchgeführt. Der Dialog hängt nicht innerlich zusammen, muß immer wieder durch Fragen neu in Fluß gebracht werden. Heinses Aeußerung: „Schmettau schreibt einen Bogen nach dem andern voll von halben Gedanken wider Jesum — den gekreuzigten"[1] paßt auf das Werkchen, wenn unter der Halbheit der Gedanken verstanden werden soll, daß die Gedanken nicht recht geordnet sind und zumeist am Aeußerlichen haften bleiben; halb im gewöhnlichen Sinne aber sind die Gedanken des Verfassers nicht ausgesprochen, sie sind vielmehr consequent blasphemisch und scheuen den Gang bis zum Ende nicht.[2] Sollte darum Schmettau nicht der Urheber des Dialogs sein? Einen Anteil Heinses an der Schrift anzunehmen, verbietet wohl der Zeitpunkt, in dem sie Büeler erhalten haben will und Schwarz schickt; zudem ist die Stilisierung für Heinse zu unlebendig. Und dies hindert auch den Verdacht, es könnte Schmettau überhaupt nur vorgeschoben sein, um Heinses Autorschaft des Ganzen zu verdecken, wie dieser später das Unternehmen der Petronübersetzung auf Liebensteins Einfluß abwälzen wollte: denn es schrieb zwar Heinse schon im Sommer 1771 ein profanes, sehr leichtfertiges und heidnisches Ding, das nicht imprimabel war, „Himmel und Hölle der Weisen" betitelt — und es war vermutlich wie andere an Gleim gesandte Schriften dialogisch —, aber nach Wielands kompetentem Urteile war dies witzig, schnackisch, unterhaltend, voll Genie,[3] und dies alles kann

[1]) Schüddekopf 1, 40.

[2]) Als „Leute, die ohne zu wissen, warum? Religionshasser sind" bezeichnet Heinse (Schüddekopf 1, 40) Schmettau und Liebenstein. Der Verfasser des „Katechetling" war Religionshasser, weil er alles Wunderbare verneinte und das Bedürfnis nach Gottesskult nicht begriff; er wußte also, warum; aber freilich konnte Heinse eine breitere und tiefere Begründung fordern.

[3]) Schüddekopf 1, 220.

Digitized by Google

man dem „Katechetling“ nicht nachrühmen. Der Inhalt war aber Heinse kaum so fatal, als er Gleim glauben machen will, daß ihm die Schmettauschen Gedanken seien; sonst hätte er den Dialog nicht gedruckt Schwarz gesendet, wer weiß, ob nicht in seiner Redaktion! und Gleim selbst hatte seinen Spott über die Lehre „dreye seyen Eins, und — was ist, das ist nicht und was nicht ist, das ist —“ [1]) zu lesen bekommen, eine Beurteilung der Dreieinigkeit und der Transsubstantiation, die durchaus den Ansichten des Dialogisten entspricht. Hinwiederum trifft Heinses Charakteristik, Schmettau sei der größte deutsche Schwärmer in der philosophischen Religion,[2]) vorzüglich auf den Reisenden des Dialogs, wie dessen oben mitgeteiltes Bekenntnis („Ich bin in einem Land gebohren“ u. s. f.) beweist.

Daß das geistliche Gericht Anstoß an dem cynischen Machwerk nahm, ist berechtigt; wenn Schwarz solche Meinungen teilte — und die Freunde mußten dies erwarten, sonst hätten sie es ihm nicht doppelt zugeschickt —, so war er zum Gymnasiallehrer in Kurmainz verdorben. Aber er konnte behaupten, daß er trotz der eigenen Aufforderung Büelers in keinen Gedankenaustausch darüber eingetreten sei, und so blieb schließlich nichts belastendes, als daß er mit Vertretern solcher Anschauungen befreundet war und daß er derlei gotteslästerliche Schriftstücke aufbewahrte. Seine Erklärung hiefür: er habe im Alter diese Dokumente aus dem Umgange seiner Jünglingszeit wieder lesen wollen, um das ehemalige, überwundene Einlassen auf solche Irrtümer nochmals zu bereuen, sieht einer Ausrede sehr ähnlich. Richtiger wird sein, daß er zur Zeit des Empfanges solchen Ergüssen nicht feind war, und daß er nach seiner Umwandlung sie unbeachtet liegen ließ: ihre Verbreitung stellte er in Abrede.

Viel weniger verfänglich war ein anderes handschriftliches Stück, das bei ihm vorgefunden worden war: die „Erzählung die schöne Nacht,“ die Büeler nicht bloß geschrieben hat, sondern auch verfaßt haben soll. Die Dichtung ruft die Rostische Muse an und erinnert in der That an dessen Vorbild, durch die episch gehobene Prosa aber auch an Thümmel. Wieland wird in folgender Wendung erwähnt: „Luna denkt an den Faunen bei Endymion, den du uns Wielandische Muse so göttlich besangst.“ [3]) Der Verfasser erzählt: Damon begibt sich nachts vom Studium der Philosophen weg in den mondhellen Garten und läßt sich in einer Jasminlaube nieder. Nanette tritt nymphenmäßig geschürzt, von Amor, unter dessen Statue sie geseufzt hatte, geleitet zu ihm. Damon benimmt sich linkisch, bis Amor ihn

[1]) Schüddekopf 1, 12.
[2]) Schüddekopf 1, 39.
[3]) Siehe den Schluß von Wielands „komischer Erzählung“ Endymion.

verwundet; noch immer unbeholfen, obwohl er entdeckt, seine Freundschaft zu Nanette sei Liebe, nähert er sich ihr mit Fußfall und Küssen; sie nach seiner Liebe lechzend erhebt ihn zu sich auf die Bank, ihre Stimme, ihr Auge brechen in schmachtender Wollust, sie sinkt in seinen Armen nieder; Amor zog den weißen Taft von Nanettens Hüfte weg, „Damon verlohr sich in Götterwonne." Das leichtfertige Stückchen entbehrt des losen Reizes der Vorbilder; eine realistische Zwischenbemerkung schiebt sich plump in den stilisierten Schwank: die schwarzlockige junonische Dame ist eine Bekannte des Hauses, worin der blauäugige, braungelockte Jüngling als Lehrer eines jungen Knaben wohnte. So wird die Erzählung lasciver, indem sie in die Lebenssphäre Büelers und seiner Freunde verlegt ist.

An diesem Fund konnten die Gerichtsherren kaum etwas ihren Angeklagten belastendes finden außer einem Seitenhieb auf die „gemästeten Mönche." Auf die „fetten Dompfaffen", die „fettgemästeten Pfaffen" hatte es auch Heinse abgesehen;[1]) aber ihm darum die Autorschaft des Werkchens zuzuschreiben, wäre voreilig; Wieland und La Roche äußerten sich in gleichem Sinne über die Mönche. Heinses Verdruß über sie kommt in dem ersten seiner bei den Akten erhaltenen Briefe an Schwarz zu besonders lebhafter Aussprache. Das Schreiben, geschrieben während der Rheinreise, die er mit Liebenstein machte,[2]) lautet:

Cöln den 23ten des Weinmonats 1771.

In Cöln bin ich liebster Schwarz! vor Deinem tausendmahl gepriesenen Ehrenbreitstein mußt' ich mich vorbeyrudern lassen, ohne meinen sokratischen Freund nur mit einem einzigen Blicke sehen zu können! So bald ich in Deiner entzückenden Aussicht Ehrenbreitstein erblicken konnte, so bald sah ich auch durch mein gut geschliffenes Ferngläslein in alle Fenster von Ehrenbreitstein und suchte das Gesicht meines ernsthaften Schwarz, aber vergeblich; — Wenn unsere Geister sympathisch sind, und wenn der witzige Franzose mit seiner Lehre von der Athmosphäre die Wahrheit getroffen und kurz! — wenn Plato und Wieland in ihren platonischen Psychologien richtig gephantasiert haben, so mußt Du auch ohne allen Zweifel etwas von der heftigen Sehnsucht Deines Heinsen nach Dir am 21 dieses, nachmittags um 5 Uhr empfunden haben, denn um diese Zeit habe ich kein Auge von Deinem Ehrenbreitstein verwendet, und nur die Idee: Schwarz mit allem Zubehör war in meinem Gehirne — und Minsarion und Amor und das höchste Ideal von ächten griechischen Grazien, so wie sie nur immer Apelles den Alcibiaden und Laiden und Danaen zur Bewunderung mahlen konnte in meiner ganz von Schönheit berauschten Phantasie.

Den alten, griechischen, immer jugendlichen Göttern der Freude schäzt' ich Dich gleich — o wie glükseelig könnten nicht die Bewohner dieser entzückenden Gegenden des Rheins seyn, wenn sie eine bessere Religion, bessere Gesetze, oder vielmehr — wenn sie eine gute Religion und wenigstens nur erträgliche Gesetze hätten![3])

[1]) Schüddekopf 1, 41. Vgl. unten S. 728.

[2]) Vgl. Schüddekopf 1, 41, wo auch der Besuch in Coblenz und Ehrenbreitstein angekündigt wird.

[3]) Vgl. Schüddekopf 1, 44.

Digitized by Google

In die schönsten Gegenden sind immer bald ein Klöstergen und bald eine Capelle und bald ein trauriges Crucifix hingebauet und überall wimmelt es von settgemästeten Pfaffen und sehnsuchtsvollen Nonnen. Die Gegend bey Maynz könnte zu einem würklichen Paradiese gemacht werden, so wie die Gegend um Coblenz, Dichter und Mahler und auch Weisen könnten sich hier begeistern, aber eben die Oerter, wo die entzückendsten Aussichten sind, sind mit Dummköpfen besezt, die nicht werth sind, das Sonnenlicht zu genießen; in Maynz und Coblenz haben die Carthäuser die schönsten Gegenden im Besitze, Leute die nach den Grundsätzen ihres Ordens und ihrer Religion niemahls frölich werden sollen; die durch Trübsal und ganze Sümpfe voll Ungemach in's Reich Gottes wandern müßten.

O liebster Schwarz wär' es nicht besser, wenn Wieland in der Carthause zu Coblenz Prior wäre und Schwarz, Wolf, Andreä, Büeler, Giesberg, Pfaff, Heinse, la Roche und dergl. unter diesem Sokrates einen ganzen Himmel voll Seeligkeit genießen könnten? und wenn eine Musarion zu Maynz in der Carthause mit ihren Charitinnen wohnte? und wenn wir zusammen die alten griechischen Feste der Göttin von Cythere, der Diana, des Apollo, der Grazien und Musen feyerten? Ich glaube, so wahr ich Dich liebe, daß wir zusammen dem menschlichen Geschlechte mehr nützen würden als diese faulen Köpfe!

In Cöln ist die Morgendämmerung noch nicht erschienen, noch schläft alles und träumt von eilf tausend heiligen Jungfrauen, von heiligen drey Königen und einem großen Sterne tief unterm Monde auf einem Stalle! — Gott gebe ihnen eine gute Auferstehung! —

Künftige Woche, im Anfang derselben, werd' ich einen ganzen Tag zu Coblenz das Glük und die Wollust genießen können Dich zu sehen und zu sprechen. Der Herr Capitain von Liebenstein — welcher die seltene Wissenschaft besizt, die Seele vom Leibe und den Gütern dieser Erde zu unterscheiden, ist so liebreich gegen mich, mich mit sich durch Deutschland reisen zu lassen! Wohl mög' es ihm dafür gehen![1]) — verlangt sehr, Dich zu sehen und zu sprechen, nach der wahrhaftigen Schilderung, die ich Ihm von Dir gemacht habe. Er wird in dem Gasthofe zu den drey Cronen einkehren, wo selbst Du also zu Anfange der künftigen Woche Dich nach uns erkundigen kannst, wenn Du nämlich willst. Sehr lieb wär' es mir, wenn Du dem Wirthe oder Keller ein Billet an mich einhändigest, damit ich wissen könnte, wo ich Dich aufsuchen sollte; der Wirth kennt uns schon. Schwerlich werd' ich Musarion[2]) anstannen können! Die leidige Etiquette verbietet es mir auf das schärfste! Mein Gleimischer Stoff zu einem Gewande liegt noch zu Erfurth[3]) und in meinem iezigen Reisekleide reis' ich incognito. Erschrecklich ist mir der Gedanke daran! Gott helfe mir! oder die Gottheiten der Grazien und der Liebe! oder mein Schuzgeist oder meine Schuzgeistin, der oder die mich so wunderbar biß hieher durch das Leben geführt haben. Du hilfst mir auch ein wenig zu dem Anschauen dieser Gottheit.

Nun so lebe denn wohl mon tres cher! ich bitte alle frölichen Geister, daß sie Dir das schwarze aus Deiner Phantasie bannen mögen! Ich bedaure Dich recht sehr! O unsere Auferziehung liebster Schwarz was hat sie uns schon für Freuden verdorben! Doch aber auch wie viel Gutes hat sie uns verschafft! — Der Mensch! der Weise insbesondre ist würklich und in allem Ernste ein bloses Geschöpf des Ohngefehr, oder ein Werk von Ursachen, deren Zusammenfluß ich

---

[1]) Aber am 14. Oktober hatte der wandelbare oder — doppelzüngige Heinse an Gleim geschrieben: „Es ist mir nichts weniger, als angenehm, daß ich auf diese Art reisen muß." Schüddekopf 1, 40.

[2]) = Sophie von La Roche. Vgl. Schüddekopf 1, 44. 51.

[3]) Vgl. Schüddekopf 1, 36.

Digitized by Google

unmöglich für eine Ordnung oder Einrichtung eines ewigen, allmächtigen, allweisen Wesens halten kan! — Aber daß Du in diesem Zustande, worin Du Dich befindest, nicht glükseelig seyn willst — das kan ich wahrhaftig auch nicht begreifen! In einer entzückenden Gegend — bey einer Musarion — bey einem schönern Amor,[1]) als Amor — bey altem Rheinweine — bey Italiänischer Musik — ohne Sorgen leben und — o ihr Götter alle! — dennoch nicht glükseelig leben — Schwarz bester Schwarz ist dies kein Widerspruch? — Wie willst Du denn glükseelig leben? —

Spare wenigsten ein Paar Flaschen guten alten Hochheimer oder Rüdesheimer für Deinen für Dich so sehr besorgten Heinse und für seinen Herrn von Liebe[nstein].

Ueber den in diesem Briefe angemeldeten Besuch berichtet Heinse wiederholt an Gleim und erwähnt dabei auch flüchtig Schwarz.[2]) „Kaum konnte mich die Gegenwart der Musarion de la Roche . . . aufheitern," schreibt er;[3]) das klingt, als ob er sie gesprochen hätte; wirklich hat er sie „jedoch nur auf dem Bette durch ein Fensterchen gesehen, aber nicht die Seligkeit genossen, sie zu sprechen, weil sie eben krank war".[4]) Von Frankfurt aus, wohin er mit Liebenstein zurückgekehrt war,[5]) schrieb er an Schwarz drei Briefe, die dieser nicht beantwortete und vielleicht nicht erhalten hat, weil sie nicht bei den Akten liegen. Diese kennen nur noch einen:

Erlangen, den 5ten Februar [1772].

Dieses ist der leztere[6]) Brief, lieber Schwarz, den ich Dir — wenigstens nach Coblenz schreibe, wenn ich iezt wieder keine Antwort darauf erhalte. Schon drey Briefe hab' ich Dir aus Frankfurth geschrieben, und unglaublich ist es mir, daß Du keinen davon solltest erhalten haben. Kaum war ich von meiner Zurükreise den schönen Rhein herauf in Frankfurth angekommen, so war das erste, was ich that, daß ich an den reizenden Sohn der paphischen Musarion ein — mir wenigstens — delicieuses Briefslein und an Dich einen Brief wie ein wahrer und ächter College des Genfer Jean Jacques schrieb; 14 Tage hoffte ich auf Antwort, dann schrieb ich wieder an Dich allein; 14 Tage hoffte ich wieder mit Schmerzen auf Antwort darauf; und da ich wieder vergeblich hoffte, so schrieb ich zum dritten mahl; und hoffte wieder vergebens.

Bist Du in den Rhein gefallen und ersoffen, oder haben Dir die Capuziener den Kopf abgerissen, und ihn wie die wüthenden Mädchen den Kopf des Orpheus in den Hebrus, in den Rhein geworfen? — Wenn dieses ist, so beschwöre ich Deinen Geist, Deine manes — denn es ist jezt Mitternacht — als ein teutscher Samuel, mir zu erscheinen.

---

[1]) = Fritz La Roche. vgl. Schüddekopf 1, 51: der fünfzehnjährige schöne La Roche, der schöne Sohn der Grazie Musarion. Im unten folgenden Briefe wird er Bacchus genannt.

[2]) Schüddekopf 1, 51.

[3]) Schüddekopf 1, 44.

[4]) Schüddekopf 1, 51.

[5]) Vgl. Schüddekopf 1, 44.

[6]) Der Comparativ, wenn er kein Schreibversehen ist, ist auffälliger als eines der Beispiele bei Grimm Deutsches Wörterbuch 6, 811.

Digitized by Google

Im Ernste liebster Schwarz! die entzückendsten Briefchen erwartete ich von Dir, da ich den schmerzlichsten Abschied an den Ufern Deines schönen Rheins von Dir nahm! Mein einziger Trost beynahe war diese Hoffnung, da ich mit Augen voller Zähren nach Deinem Paphos blikte, so weit ich es noch sehen konnte. — Mit jedem Blicke auf das Haus, in welchem Musarion, das Schwesterchen der Grazien, ihr Amor und ihre Tochter[1]) die reizende Gespielin der Musen und Charitinnen wohnt, preßte mein Herz in meiner Brust [in] eine wollüstig schmerzliche Bangigkeit zusammen, daß ich beynahe für lauter Schmerzen der Sehnsucht mich in den tiefsten Rhein gestürzt hätte. —

Und noch nicht ein einziges Briefchen hab' ich von Dir! O wär' ich an Deiner Stelle, fauler Freund, und Du an der meinigen, Briefchen wollt' ich Dir schreiben, von welchen Du glauben solltest, daß sie die Göttin der Liebe, wie eine Quintessenz von ihrem Nektar, mir meinem Geiste eingegeben hätte; Aber so muß ich wie ein Flüchtling die Welt durchziehen, und wenn ich auch ein paar Rosen auf meinem Wege finde, so kan — die Nase meiner Seele nur daran naschen; indeß Du bis über die Ohren in glükseeligkeit stecken könntest, wenn Du wolltest —

Wieland, denk' es nur ein mahl — wollte mich zu einem Abbé des päpstlichen Nuntius in Cöln des Comte de Capraja[2]) machen; aber ich schrib ihm, daß alle Götter der Freuden mich davor behüten möchten, daß ich ein Diener eines Dieners des Nachfolgers der Ungehener würde, die das menschliche Geschlecht unter der Larve einer menschlichen Gestalt unglükseelig machen wollten und gemacht haben — eines Nachfolgers, der wie eine leidende[3]) elastische Feder immer dahin strebt, wohin seine Vorfahren strebten. Und solte ich Hungers sterben, so will ich niemals einen Schritt wider die Glükseligkeit des menschlichen Geschlechts thun mit Wissen und Vorsatz. (le Comte de Capraja cache son jeu et va devenir Pape.)

Jezt bin ich in Erlangen und Diel muß mir allein statt aller meiner Freunde seyn; wo ich aber auf Ostern seyn werde, weiß ich nicht. Ein gewisser Baron von Münzesheim aus Carlsruhe[4]), mit welchem ich in Frankfurt das Glük hatte bekannt zu werden, gab sich daselbst viele Mühe, mich von dem Hauptmann zu befreyen, dieser aber bat ihn so sehr er konnte, mich noch $^1/_4$tel Jahr bey ihm zu lassen, indem er gewisse Geschäfte hätte, die er ohne mich nicht ausführen könnte; ich mußte also mit ihm reisen; und lebe jezt mit ihm in Erlangen. Man hat mir jezt eine Secretairesstelle von 400 Thalern nebst Kost und Quartier angetragen beym Lotto; aber ich mag sie nicht annehmen 1) weil der Ort, wo ich leben soll unter dem 55 Grad der Breite liegt[5]) und 2) weil ich das Lottospiel, als eine Betrügerey hasse.[6]) Auf alle Fälle kan ich meine Zuflucht bey dem Herrn von Münzesheim zu Carlsruhe suchen; ich soll keine Geschäfte bey ihm haben, und in aller Herrlichkeit bey ihm leben können; Wieland hat auch schon derwegen an mich und ihn geschrieben. — Link und Giesberger sind in Wien; Linken ist es diesen Winter schon sehr übel daselbst gegangen; er wartet mit Schmerzen auf die Ankunft Riedels.

Ich übersetze jezt den Compere Mathieu, das beste und schönste Buch für Dich, das Du lesen kanst; es ist aber sehr rar, weil es confiscirt ist[7]).

[1]) Maximiliane La Roche.
[2]) Vgl. Schüddekopf 1, 50.
[3]) Undeutlich; aber kaum anders zu lesen.
[4]) Vgl. Schüddekopf 1, 44. 68.
[5]) Nemlich in Dänemark; vgl. Schüddekopf 1, 51 f.
[6]) Gegen das Lotto äußert sich Heinse auch Schüddekopf 1, 39.
[7]) Vgl. Schüddekopf 1, 224 und im Register.

Digitized by Google

Desgleichen die discorsi und il Principe vom Machiavell [1]) und das Satyricon vom Petron.[2]) — So bald ich weiß, daß ich Dir O×× do A×[3]) sicher übersenden kan, so bald sollst Du sie auch haben.

Wenn Du einen unbekannten Aristippischen Weltbürger der Musarion empfehlen kanst, so empfiel mich ihr, vielleicht wag' ich es, ihr und der Gräfin von Wartensleben zu schreiben.

Grüße mir den schönen aufblühenden Bacchus, den allerliebsten Fritz.

Ich bin Dein H.

Meine Adresse ist: Secretaire du Comte de Schmettau
à Erlangen chez Mr. Diel.

Die Briefe bringen über Heinses Leben und Absichten gerade nichts Neues, sind aber doch charakteristisch genug in Inhalt und Ton, um veröffentlicht zu werden; sein Freigeistertum spricht sich hier unverhüllter aus als Gleim gegenüber.

Und dies war es, was die Briefe dem geistlichen Gerichte interessant machte. Die Aeußerungen gegen Pfaffen, Mönchtum und Papsttum, gegen den Katholicismus überhaupt, gegen die Gesetzgebung der geistlichen Länder, gegen die ganze Lage der bischöflichen Unterthanen waren scharf; und es war eine förmliche Absage nicht nur gegen das Christentum, sogar gegen jeden Gottesglauben darin zu lesen; der Briefschreiber ging weiter als der Verfasser des „Katechetling." Hier war nicht nur wieder ein Beweis, mit wie schlechten Freunden der Angeklagte verkehrt hatte; hier glaubte man sogar einer staatsgefährlichen Bewegung auf die Spur zu kommen. Und darum stellte der Richter die für jeden Kenner der Redeweise des Wieland-Gleimschen Kreises köstlich naive Frage: „Da in diesem Briefe der Carthauß zu Coblenz und Mainz gedacht wird, mit dem Wunsch Wieland solle Prior in der Carthauß zu Coblenz werden, und in der Carthauß zu Mainz sollen Musarion mit ihren Charitinnen wohnen, ob denn vielleicht ernstlich an eine saecularisation gedacht worden?" worauf denn Schwarz antwortet: „Behüte Gott!" die Wielandischen Schriften mit ihren heidnischen Gottheiten hätten nur die Köpfe und die Einbildungskraft der jungen Leute verdorben, „dahero möge wohl dieser Wunsch des Heinse, der ohnehin ein Protestant, entstanden seyn."

So traf die Untersuchung immer wieder auf Wieland, den „Sokrates", wie er in den Briefen der Freunde hieß. Und es war im Verhör auch die Rede von einem „Universitätsorden" der Grazien, der wiederum auf Wielands Lehre zurückweist, dessen Gründung in Schwarz' Abwesenheit von Erfurt vorgefallen sein soll, dessen Großmeister dieser nicht einmal dem Namen nach kennen wollte. Wie freimaurerisch klang das in den

[1]) Vgl. Schüddekopf 1, 45. 48. 54.

[2]) Vgl. ebenda 1, 45, 48. 53.

[3]) Weiß ich nicht zu lösen, wohl der Titel einer konfiszierten Schrift, von der die Freunde gesprochen hatten.

Digitized by Google

Ohren der geistlichen Herren; und doch war der Orden, falls Wieland irgend ein Teil daran hatte, gewiß gerade dies nicht: denn er war bis ins hohe Alter ein Gegner der Freimaurerei.

Nirgend kamen die Inquisitoren auf eine gegenwärtige Schuld des Gefangenen; nichts war zu greifen, als daß er mit irreligiösen Leuten verkehrt hatte, daß er selbst einige Zeit im Glauben irre geworden war. Das Verhör vom 23. und 26. August 1774 muß mündlich einen besseren Eindruck gemacht haben als in der Aufzeichnung des Actuarius, wo manche Antwort wie die Ausflucht eines gebrochenen Menschen klingt; die Richter glaubten an seine mit Thränen bekundete Reue und erklärten in ihrem Berichte vom 1. September 1774, solche Leute behandle die römische Inquisition sehr sanft; Schwarz sei „unbehutsam zum Schullehrer anhero berufen" worden, sei mit religionslosen Leuten umgegangen und selbst Zweifler geworden, es sei ihm aber nichts übles nachzuweisen, seit er Erfurt verlassen habe. Mehr könne die geistliche Kommission nicht sagen; der Angeklagte sei übrigens in Verwahrung der weltlichen Obrigkeit.

So trug denn der Kurfürst, aber erst am 12. November, dem Hof- und Regierungsrat von Haupt eine weitere Untersuchung auf, da sich ergeben habe, wie sehr der vormalige Schullehrer und Professor Schwarz und andere „wegen einem wider die Religion und Sitten äußerst gefährlichen Betragen gravieret seyen." Die Begründung zeigt, daß man von oben herunter drückte, denn der Kommissionsbeschluß gibt zu so scharfer Anklage keinen Anhalt. Aber der weltliche Richter ließ sich nicht beeinflussen. Er berichtet am 18. Dezember 1774, er sei von Schwarz' Reue überzeugt, und befürwortete deshalb, daß dem Schwarz Schreibmaterial und Licht gewährt werde, auf daß er dem Kurfürsten über sein Vorleben schriftlich berichten könne, befürwortete auch dessen Bitte, seine Frau sprechen zu dürfen. Dieser Wunsch wurde abgeschlagen! Licht wurde nur im Beisein eines Aufsehers gewährt, der denn auch verhalten war, alles was Schwarz auf das gnädigst bewilligte Papier schrieb, sorgfältig zu sammeln. So entstand eine undatierte, 23 Seiten großen Folioformates füllende Konfession, in der Schwarz die Begründung seines wiedergewonnenen Glaubens darlegt und Rechenschaft über seinen Lebenslauf gibt. Dies Aktenstück und ein weiteres kurzes Gnadengesuch hatten endlich Erfolg.

Am 1. Februar 1775 wurde Schwarz in Ansehung seiner Reue enthaftet. Der Kurfürst befahl aber, daß er vor dem kurfürstlichen geheimen Rat und Weihbischof Behlen noch ein Religionsbekenntnis ablege. Auch wurde sein Angebot, außer Landes zu gehen, abgelehnt, er vielmehr verhalten, er müsse zur Sicherung seiner beharrlichen Besserung im Lande bleiben. Der Kurfürst wolle ihm den künftigen guten

Digitized by Google

Wandel durch eine ständige Versorgung erleichtern und gewähre darum ein jährliches Gratialgehalt von 400 fl. (also nur 100 fl. weniger als die ehemalige Lehrerbesoldung), wofür er die Arbeiten, die man ihm übertragen werde, nach dem Maße seiner Befähigung willig zu leisten habe, bis eine für ihn schickliche Stelle erledigt sei. Mit dem Auftrag vom 4. Februar 1775, das Generalvikariat habe die Schwarzischen Bücher und Papiere unverweilt verschlossen der geheimen Hofkanzlei einzuschicken, schließt der Prozeß, der einen unschuldigen Mann auf sieben und ein halb Monate in Untersuchungshaft gebracht hatte. Und er schließt gewiß nicht deswegen so überraschend günstig, weil man Schwarz nichts anhaben konnte — das ließ sich auch schon früher erkennen —, sondern weil inzwischen der Sturm gegen die Emmerizianischen Schulen sich gelegt hatte, der neue Kurfürst die Zügel des Regimentes selbst zu führen begann und frömmelnde Nachgiebigkeit gegen die Feinde seines Vorgängers zu zeigen nicht mehr nötig fand: bald bewies sich Carl Friedrich als noch freisinnigerer Herr, denn Emmerich Joseph gewesen war.

Schwarz erhielt eine Stellung als Sekretär am Lehenshofe in Mainz.[1]) Seit dem Herbst 1786 war auch sein einstiger Freund Heinse in den Dienst des Kurfürsten getreten; er, der eine nicht geringe Rolle im Schwarzischen Prozeß gespielt hatte, war Vorleser Karl Friedrichs von Erthal geworden, das deutlichste Zeichen für den Umschwung des Regiments. 1789 und später erschien ein anonymes zweibändiges Werk: „Diether von Isenburg Erzbischof und Kurfürst von Mainz. Eine Geschichte aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Erster Theil mit dem Bildnisse des Kurfürsten Diethers. Zweiter Theil mit dem Bildnisse des Kurfürsten Adolphs.“ [2]) Verfasser ist Schwarz.[3]) Dem zweiten

[1]) Diese Nachricht und das Todesdatum, sowie den Hinweis auf J. v. Müllers Vorrede verdanke ich der Güte des Herrn Landgerichtsdirektors Dr. K. G. Bockenheimer in Mainz.

[2]) Heinsius nennt als Verlagsort und -zeit: Leipzig, Fleischer 1789; Kayser (unter den Romanen!): „Mainz 1789 (Hermann in Frankfurt a. M.); auch Fr. Fleischer in Leipzig“; Heidenheimer findet in der Mainzer Stadtbibliothek zwei Ausgaben: eine von 1789 Mainz bei Tobias Franz Sartorius, die andere: „Frankfurt am Main, bei Johann Christian Hermann 1792.“ Der erste Band der Mainzer Ausgabe ist nach Heidenheimers Prüfung für die Frankfurter neu gesetzt; der zweite Band erhielt nur ein neues Titelblatt. Am Schlusse des Werkes ist, ohne jeden Bezug zu seinem Inhalt und ohne irgend eine Bemerkung, ein Brief des Trierer Kurfürsten Franz Georg an das Speierer Domkapitel vom 5. Juli 1750 abgedruckt, worin der Kurfürst sich sehr entschieden gegen die Jesuitenschulen ausspricht. Diese an ihrer Stelle ungehörige Publication kann doch nur so erklärt werden, daß Schwarz sich freut, eine geistliche Autorität gegen die ihm einst so gefährlichen Jesuiten und ihre Schulen anführen zu können.

[3]) Bockenheimer, Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz 5. Heft S. 71: „der als Biograph Diethers von Isenburg zu Ansehen gelangte Professor Heinrich Joseph Schwarz.“

Digitized by Google

Teile steht eine M. unterzeichnete Vorrede voran, die sich gegen eine in der Oberdeutschen allgemeinen Literaturzeitung von 1789 (St. 79) enthaltene Recension des ersten wendet; sie soll von Johannes von Müller herrühren. Dieser stand damals ja auch in Mainzer Diensten, und Wieland und Heinse waren seine Freunde wie die Schwarzens; so lag die Verbindung beider nahe.[1]) Ueber das den Streit zwischen Diether und Adolf von Nassau behandelnde Werk fällt Menzel in der Allgemeinen deutschen Biographie s. v. Diether von Isenburg das bündige Urteil: „eine ganz ungenügende Schrift". — Am 21. Juli 1790 ist Schwarz in Mainz gestorben. —

Die ganze geistliche Untersuchung gegen Schwarz hätte als Beitrag zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens in Wielands Sinn dienen können. Man sieht auch aus ihr, wie heikel Wielands Stellung in Erfurt war; denn dieselben wühlenden Mächte, die bei Emmerich Josephs Ableben auf den Markt stürmten, machinierten fortwährend gegen seine Professur; es begreift sich, wie ängstlich er oft bedachte, was er nach seines kurfürstlichen Schützers Tod zu gefährden haben werde. Hätte ihn Karl August nicht nach Weimar entführt gehabt, so wäre er bei diesem Sturm vom Juni 1774 gewiß nicht unbehelligt geblieben, einem Sturm, der ja auch seinen Fürsprecher, den Minister Groschlag, wegfegte. Der Weimarische Hofrat war davor geborgen, wegen seines Abulfaouaris und seines Cultus heidnischer Götter verfolgt zu werden; den Erfurter Professor hätte es nicht mehr geschützt, daß ihm der verstorbene Kurfürst ausdrücklich die Mönche preis gegeben und ihm nur die Schonung der katholischen Heiligen auferlegt hatte.[2]) Wenn auch Erhard in seinem Actenauszug Wielands Teil am Prozesse allzu bestimmt faßte, so hat er doch richtig gesehen, daß er Wielandianern galt.

Nachtrag zu S. 388. Der Name Abulfaouaris stammt aus den „persianischen Historien" „Tausend und ein Tag" (deutsche Uebersetzung nach Petis de la Croix, Leipzig, Weidmann 1762 S. 647 ff.), woher Wieland auch Namen (und Motive) für den „Goldenen Spiegel" und „Oberon" genommen hat. Abulfaouaris ist „der berühmte Wandersmann" zubenannt; auch der Wielands ist ein Reisender. Beide treffen zu nackten Völkern; in „Tausend und ein Tag" wird einem Nackten

[1]) In J. v. Müllers Briefen finde ich nichts über sein Verhältnis zu Schwarz und dessen Buch. In die „Werke" ist die Vorrede nicht aufgenommen; M[ägis]' Bibliographie ist mir nicht zugänglich.

[2]) Man beachte, daß die bischöfliche Regierung Würzburgs Wielands Schriften in den Buchläden konfiscieren ließ. Siehe F. G. Mayer im Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels 1892 15, 298 ff.

Digitized by Google

befohlen sich zu bedecken (S. 676); an anderer Stelle (S. 725) wird erwähnt, daß die aus Tüchern bestehende Fracht eines Schiffes verkauft werde; Wieland spinnt dies aus, Abulfaouaris ein Geschäft machen zu lassen durch die Zufuhr von Tüchern zur Bekleidung der Wilden (Geheime Beyträge 1770 1, 161 und vorher). Abulfaouaris ist in „Tausend und ein Tag" Mohametaner und kann darum die geliebte Feueranbeterin Canzade nicht ehelichen; sie heiratet einen andern und will sich nach dessen Tod verbrennen lassen, entzieht sich aber durch Bestechung des Brahminen den Flammen (S. 722); darnach tritt sie zum Mohametanismus über, um Abulfaouaris' Gattin zu werden. Einen Priesterbetrug wie der Brahmine begeht auch Wielands Abulfaouaris, nur einen andern; er führt die geliebte Mazulipa in die Mysterien seiner Religion ein, wie Canzade die des Geliebten annimmt, und feiert dabei eine Hochzeitsnacht, wie sie dem Gatten der bekehrten Canzade bevorsteht. (Nebenbei: dieser in Goethes „Satyros" aufgenommene Vorgang ist in Wielands „Aspasia", der Geschichte des platonischen Mystagogen Alkehest, vorbereitet). Man sieht, was Wieland aus wenigen Fäden zusammenwebte.

Bürger über Dorette und Molly.

Mitgeteilt von Karl Nutzhorn in Bissendorf bei Hannover.

Noch Berger, der letzte Herausgeber von Bürgers Gedichten, sagt in seinen Anmerkungen zu denselben S. 414: „Bürger hat, soviel wir wissen, in der Zeit seines Brautstandes vom Februar bis November 1774 nur vier Briefe geschrieben." Einen fünften und zwar den ausführlichsten und interessantesten dieser Zeit, welcher sich gegenwärtig im Besitze von Bürgers Urenkel, Herrn Apotheker Mühlenfeld in Hoya, befindet, bin ich in der Lage nach dem Originale mitzuteilen. Eigentlich ist er nur eine Nachschrift zu einem Briefe von Dorette Leonhart an ihre Freundin Caroline Bischoff in Hannover. Von Dorettens Briefe ist nur ein Fragment erhalten, was deswegen zu bedauern ist, weil Bürger sich auf den Brief seiner Braut ausdrücklich bezieht. Immerhin ergeben sich aus dem Fragmente interessante Rückschlüsse auf die Beziehungen der Familien Leonhart und Bürger zu Hannover, weswegen das Fragment hier auch mitgeteilt werden mag.

Eine Bemerkung von fremder Hand zu Bürgers Briefe lautet: „Der vorstehende Brief war an Caroline Bischoff, nachmalige Directorin Köppen." Es ist mir gelungen, im Kopulations-Register der

Digitized by Google

Neustädter Hof- und Stadtkirche zu Hannover folgenden Eintrag zu ermitteln: „Den 1. Oct. 1783 wurden copulirt Director bei dem Gymnasium zu Hildesheim Johann Heinrich Just Köppen mit Jungfrau Maria Carolina Charlotte Bischoff." Aus dem Schlusse des Bürgerschen Briefes geht hervor, daß Dorette Leonhart von der Mutter der Caroline Bischoff erzogen ist. Bei den mannigfachen Beziehungen der Leonharts zu Bischoffs und Mackenthuns (worüber ich nächstens in dieser Zeitschrift ausführlicher berichten werde) wird man in der Annahme nicht fehlgreifen, daß Anna, Dorette, und Augusta Leonhart nach dem Tode ihrer Mutter, der Tochter des Landbaumeisters Schädeler zu Hannover († im Jahre 1765), den genannten Familien zu ihrer weiteren Ausbildung bis zur Wiederverheiratung des Amtmanns Leonhart übergeben sind. Wie die Familie Mackenthun, so scheinen auch Bischoffs dem hannoverschen Hofe nahe gestanden zu haben.[1]) Der im Fragment erwähnte Herr Fratz wird in den Taufscheinen der Geschwister Mackenthun als Pate genannt und wie deren Vater als Küchschreiber bezeichnet. Prinz Carl von Mecklenburg-Strelitz, der Bruder der Königin Sophie Charlotte, war damals Statthalter von Hannover.

Bürgers Vergleichung von Dorette und Augusta Leonhart ist für uns deswegen besonders interessant, weil ihre bekannten, von H. F. L. Mathieu gemalten Porträts ebenfalls aus dem Jahre 1774 stammen.

. . . . . würde es dir nicht geraubt seyn, denn ich finde es keinesweges gut daß es dir entrißen worden, mein Gesicht muß doch wol deiner Aussage wiedersprechen, da man dir so gar mein Bild raubt — doch laß es dir wieder zurückgeben, auf meinen Befehl — hörst du?

Wilst du nun wohl die Gewogenheit haben, mir die Schöne zu melden welche daß Hertz deines kranken Bruders gefeßelt hat? gewiß er ist zu bedauern, doch wird sie ihn genungsam ohne mein Mitleid trösten, mach ihm mein Compl: — nebst Anwünschung einer baldigen Beßerung — der Todesfall des Rechtschaffenen HE: Fratz geht mir sehr nahe, ich liebe seine Gemahlin aufrichtig — und bitte dich ihr so bald du sie siehst, 100 Grüße von mir zu geben melde ihr meinen jetzigen Stand — wilst du? wünsche ihr in meinem Nahmen daß beste Glück, welches ihre mannigfaltigen Leyden so wohl verdient haben. Die Geschichte der Dame bey Printz Carl will ich nächstens weitläufiger beantworten, die armen Verliebten! übrigens küße ich dich hunderttausendmahl — und bin ewig

deine Freundin

D. L . . . . .

Bürgers ausführliche Nachschrift lautet folgendermaßen:

Länger kann ich mich nicht enthalten, die liebenswürdige Freundin meiner Dorette auch einmal anzureden. Werden Sie aber den Ton wohl errathen, meine

---

[1]) Nachträglich erfahre ich aus den Neustädter Kirchenbüchern: Geste[illegible] am 2. Februar 1766 der Schloßkantor Heinrich Christoph Bischoff, [illegible] und am 4. October 1800 dessen Ehefrau Rosine Elisabeth geb. [illegible]

wehrteste Demoiselle? Schwehrlich. Ganz gewiß vermuthen Sie den, in welchem man gemeiniglich die Bekanntschaften anlevert. Ganz und gar nicht! Zanken, meine Theureste, zanken will ich mit Ihnen, als ob wir uns schon seit lieber langer Zeit gekannt hätten.

Was? mein auserwähltes Mädchen so auszuhunzen und meinen Geschmack so verdächtig zu machen? — Das ist ja ganz unverantwortlich! Dafür muß ich Ihnen, ob Sie gleich so liebenswürdig und meines Mädchens liebste Freundin sind, ein wenig die Daumenschrauben ansetzen.

Eitel wäre meine Dorette? Wahrhaftig, Sie und das ganze schöne Geschlecht mags mir verzeyhen! nicht um ein Haar eitler, als alle Töchter Evens sind. Wohlan! Welche sich frey davon sprechen kann, die werfe den ersten Stein auf Doretten!

Aber warum finden Sie sie denn eitel, liebste Moralistin? Weil sie eingesehn und gestanden hat, daß ihr Gesicht sich zu ihrem Vortheil verändert habe? Ich weiß nicht, ob dies für einen hinlänglichen Beweiß der Eitelkeit gelten kann. Denn warum sollte man nicht sein Gutes selbst erkennen und beurtheilen? Daß ich, zum Beyspiel, nicht so dumm und ungeschliffen, als der dummste ungeschliffenste Bauer vom Deister, bin, dies mir zuzugestehen, werden Sie hoffentlich die Güte haben. Sollte ich aber diesen Vorzug nicht ohne Vorwurf und Verdacht der Eitelkeit selbst einsehn und auch gegen Andere gestehen dürfen?

Wenn meine kleine liebe Dorette wirklich so eitel wäre, so hätte sie sich gewiß nicht bey so lachender Gleichgültigkeit unter die Augen sagen laßen, daß sie nur eine mittelmäßige Schöne, Gustchen hergegen das vollkommenste Mädchen von innen und außen unter der Sonne sey. Welch eine bittre Wahrheit für ein wirklich eitles Mädchen! Wie viel tausend möchten nicht lieber sonst was, als gar nicht, oder nur mittelmäßig schön heißen. Aber mein geliebtes Mädchen kann, trotz dem Vorwurf, doch noch mit ihrer Freündin aus fröhlichem Herzen scherzen.

Sollte denn aber Dorette so gar mittelmäßig schön nur seyn? Warten Sie, loses Mädchen, über die weibliche Schönheit muß ich noch ein Wörtchen mit Ihnen sprechen. Ob der Geschmack der Menschen gleich so unendlich unterschieden ist, daß die vollkommenste europäische Schönheit, in China, im Mohrenlande unter den Kalmucken oder den Hottentotten vielleicht für die häßlichste gehalten werden dürfte, so glaube ich doch, daß es allgemeine bestimmte und gründliche Regeln der wahren menschlichen Schönheit gebe. Allein nach diesen Regeln ächter Schönheit geprüft, wird vielleicht kein einziger menschlicher Cörper für vollkommen gelten können. Denn das Gebiet der Schönheit muß nicht allein auf dem Gesicht eingeschränkt seyn, sondern sich über den ganzen Gliederbau bis auf den kleinsten Nagel erstrecken. Nun frägt sich, wenn Dorette und Gustchen neben einander gestellt, jedes Glied von ihnen gemustert und eins gegen das andere verglichen, nach den Regeln der wahren Schönheit geprüft würde, welche von beyden das Uebergewicht behielte. Laßen Sie uns einmal nur mit den wichtigsten Theilen einen kleinen Versuch machen. Gustchen hat blonde, aber nicht die schönsten blonden Haare; sie fallen zu sehr in das blaßgelbe, welches der Blondine ein allzu mattes Ansehn giebt. Sollte dagegen das reine dunkelbraune Haar meiner Dorette nicht den Vorzug behaupten? Wie weit überstrahlt das lebendige, feürige schwärzliche Auge der letzten, den matten Glanz von Gustchens viel zu kleinen blauen Augen! Die Augenbraunen müßen immer etwas lebhaft gefärbt seyn und auf der Haut abstechen. Diese Eigenschaft finden Sie wohl an Doretten; allein Gustchens Augenbraunen sind so blaß, daß man kaum ihr Daseyn bemerkt. Gustchens Näßchen[1]) ist freylich viel zierlicher, als das Kalmucken Näschen

[1]) So schreibt Bürger unter die letzte Zeile der betreffenden Seite. Zu Beginn der folgenden Seite schreibt er indeß „Näschen".

meiner Dorette. Allein die Nase ist auch wohl das einzige, worinn Gustchens Gesicht vor Dortchen ihrem den Vorzug behauptet. Dennoch wüste ich aber nicht, daß die Nase meiner Dorette ihr Gesicht verunstaltete. Von dem Munde hat meine Dorette in ihrem Briefe bereits gehandelt. Beyde Gesichter im ganzen betrachtet, hat Dorettens Gesicht viel mehr Leben und Anmuth als Gustchen ihres. Anmuth aber, liebste Mademoiselle, geht oft über alle Schönheit; und die letztere ist, ohne die erste todt, und unfähig zu bezaubern.

Laßen Sie uns weiter herab steigen! Die Busen muß ich wohl überhüpfen, ob ich gleich nicht zweifle, daß Dorette auch bey deren Betrachtung gewinnen würde. Was Arme und Hände betrifft, so kann ich dreüst auf den Ausspruch aller Mahler und Schönheits Kenner mich berufen. Nicht nur vor Gustchen, sondern vor Tausenden ihres Geschlechts muß Dorette hierin den Vorzug behalten. Die wohlgebildeten Füßchen meiner Dorette dürfen sich neben ihren Armen und Händen nicht schämen. Im ganzen hat Gustchen einen sehr feinen und schlanken Wuchs; indessen dürfte Doretten ihrer nicht zu verachten seyn; und es ist eine große Frage: Ob Gustchens Wuchs, da sie noch so jung und in vollem Wachsen begriffen ist, seine jetzige Feinheit und Zierlichkeit behalten werde? Doch hiermit genug, von den Eigenschaften des Cörpers.

Welch eine schöne mit allen liebenswürdigen Tugenden geschmückte Seele besitzt meine Auserwählte? Dreust kann ich es deßfals auf den Ausspruch ihrer Freundin, meiner artigen Gegnerin, ankommen laßen. Auch Gustchen hat das beste Herz von der Welt; aber wie eigensinnig und empfindlich ist sie nicht! Wie kann sie sich ereyfern! Wie kann sie mauen! Ich wünsche mir selber Glück, daß meine Geliebte von diesen Fehlern freyer, als viele ihres Geschlechtes, ist. Dorette liebt auch viel zärtlicher als Gustch. Nun endlich an Eigenschaften des Geistes und Verstandes werden Sie, wehrteste Mademoiselle, doch wohl nicht auch Gustchen über Dortchen setzen? Ja! wenn Sie das thäten, so wollte ich mitten im Wort abbrechen und nicht einen Buchstaben weiter schreiben. Es bedarf wohl keines Beweises, daß der Tag, Tag und die Nacht, Nacht sey.

Wie lang ist meine Vertheydigung schon gerathen! Wie lang wird Ihnen, theüerste Demoiselle, die Zeit dabey werden! Indessen! diese kleine Rache haben Sie an meinem Mädchen wohl verdient.

Es thut mir nur leid, daß ich es zu viel auf des lieben Gustchens Unkosten habe vertheydigen müssen. Denn nächst Doretten, liebe ich Gustchen am meisten, und ich muß es Ihnen nur gestehen, daß sie einmal beynahe mein Herz schon weg hatte. Sie ist ein liebenswürdiges Mädchen, aber daß sie liebenswürdiger, als meine Dorette seyn sollte, das kann ich von nun an bis in alle Ewigkeit nicht zugestehn. Genug, wenn ich ihr die zweyte Stelle in meinem Herzen einräume.

Damit mag nun der Zank von meiner Seite geendigt seyn. Meine finstere Zank-Miene erheitert sich, wie ich fühle, und mit freündlicherm Gesicht begrüße ich die theüre verdienstvolle Freundin meiner Geliebten. Mit aufrichtigem Herzen versichere ich Sie meiner ganzen Hochachtung und Freundschaft. Denn alles, was Dorette liebt und schätzet, muß auch ich um so mehr lieben und schätzen als schon an sich die eignen edlen Verdienste des Gegenstandes den gegründetsten Anspruch darauf machen.

Dürfte ich wohl beym Schluß meines sonderbaren Briefes um meine gehorsamste Empfehlung an Ihre würdige Frau Mutter und wehrten HErrn Bruder bitten. Den letztern habe ich hier in Niedeck kennen zu lernen die Ehre gehabt. Wie herzlich wünschte ich der Erstern genug dafür danken zu können, daß Sie mir in meiner Dorette eine so liebenswürdige Gattin erzogen hat!

Digitized by Google

Mit der größten Hochachtung und Freündschaft habe ich die Ehre beständig zu seyn

Meiner wehrtesten Demoiselle gehorsamster Diener

Niedeck d. 14ten Jul. 1774. G. A. Bürger.

Die Einführung des Mephistopheles in Goethes Faust.[1]

Von Franz Jostes in Freiburg (Schweiz).

IV.

Der Charakter des Mephistopheles hat vielfachen Anstoß gegeben und ist bald von diesem, bald von jenem Standpunkte aus als nicht einheitlich, bald als zu viel, bald als zu wenig „teufelisch" befunden worden. Fischer[2]) hat noch neuerdings seine Ansicht wieder vorgetragen, daß der Mephistopheles der alten und der neuen Dichtung im Grunde zwei verschiedene Wesen seien und man den ersteren gar nicht „in der Hölle zu suchen" habe. Das ist richtig und nicht richtig; ersteres für den Philosophen, letzteres für den Kenner des Volkslebens und der Volksauffassung. Man mag darüber streiten, ob der Teufel sich im 19. Jahrhundert überhaupt noch auf die Bühne bringen läßt oder nicht, wer es aber zugibt, der wird keinen anderen Weg finden als den, welchen Goethe eingeschlagen hat; ein streng einheitlich gedachter Teufel, sei es nach theologischer, sei es nach philosophischer Vorstellung ist poetisch unbrauchbar, das Publikum würde vor ihm davon laufen, im ersten Falle vor Schrecken, im zweiten vor Langeweile. Auch wenn Goethe den Faust aus einer und derselben Stimmung heraus geschaffen hätte, wäre ein Dualismus in der Natur des Mephistopheles unvermeidlich gewesen: erst durch sie wurde er überhaupt darstellbar. Schon die künstlerisch rohen und kirchlich frommen Dramatiker des Mittelalters sahen sich genötigt dem Teufel seinen eigentlichen Charakter bis auf einen kleinen Rest zu nehmen; sie vermenschlichten ihn fast völlig in der Darstellung und hielten die eigentliche Teufelsnatur nur in der Vorstellung fest. Gewöhnlich ließen sie ihn die unter dem Namen Tin-

[1]) Vgl. oben S. 390 ff.

[2]) Goethes Faust. 3. Auflage 2, 243.

Digitized by Google

tinillus oder Tutevillus[1]) eine komische, oft derb komische Rolle spielen oder behandelten ihn als einen durchaus dummen, zuletzt immer betrogenen Teufel. Sie schlossen sich dabei eng an die Auffassung der Teufel im Volke an, das außer solchen noch andere halb oder sogar ganz menschliche Teufel, und zwar als wirkliche Teufel, als thatsächlich existierend annahm. Allein aus Caesarius von Heisterbach lassen sich ihrer eine ganze Reihe anführen. Da erscheint einer, der für einen Korb Trauben einem Knechte nachts den Weinberg hütet,[2]) ein zweiter findet sein größtes Vergnügen darin einem Ritter treu zu dienen,[3]) andere sind so musikalisch, daß sie vor dem falschen Gesange der Mönche davon laufen,[4]) ja einer läßt sich sogar ohne Gegenwehr von einer Nonne eine Ohrfeige geben.[5]) Um das Jahr 1200 war am Rhein und in Westfalen der Teufel Oliver populär, der nicht nur sehr umgänglich und zuverlässig war, sondern sogar einen Gerechtigkeitssinn bewies, der jedem Richter Ehre gemacht hätte.[6]) Man wird sagen, das alles seien im Grunde keine eigentlichen Teufel, sondern Kobolde, keine bösen christlichen, sondern altgermanische gute Geister. Das sind sie ganz gewiß — für uns! aber für jene Zeit, für das Volk waren es wirkliche Teufel, und selbst in den Augen des Cäsarius ist auch der beste von ihnen „unus ex illis qui cum Lucifero ceciderunt."[7]) Der Widerspruch in dem Charakter derselben war bei den damaligen Ansichten gar nicht wahrnehmbar, denn auch in der Theologie nahm man verschiedene Stufen unter den Teufeln an, und indem man das that, gab man die Veranlassung sie zu individualisieren und mehr oder weniger zu vermenschlichen. Waren die Teufel einmal nicht alle gleichmäßig absolut böse, dann wurde es schwer die Grenze festzusetzen, bis zu der man bei der Anthropomorphisierung gehen durfte. Man hat sie in der Darstellung dann auch meistens wirklich überschritten. Von den mittelalterlichen Teufeln ist keiner absolut böse, so wenig wie Mephistopheles, und dieser unterscheidet sich von jenen nur dadurch, daß er Züge von dem Charakter der Menschen des 18. Jahrhunderts trägt, während jene von dem Denken und Empfinden des Mittelalters beein-

[1]) Daß er, der auch die verschluckten Silben oder übersprungenen Sätze im Chorgesange der Mönche in einem Sacke sammelt, in den mittelalterlichen Klöstern seinen Ursprung hat, ist bereits von Creizenach bemerkt worden, er kommt indes nicht zuerst bei Jacob von Vitry vor (Creizenach a. a. O. S. 204), sondern schon (ohne Namen) in den Casus Sti. Galli III 42, wo er die Non aufschreibt, welche Notker an dem Tage zu beten unterlassen.

[2]) Dialogus V 43.

[3]) Ebenda V 36.

[4]) Ebenda IV 54.

[5]) Ebenda V 45.

[6]) Ebenda V 4, V 35.

[7]) Ebenda V 36. Vgl. auch Strophe 54 des unten abgedruckten Gedichtes.

Digitized by Google

flußt sind. Wenn einmal die Hochflut der philosophischen Behandlungen des Faust sich etwas verlaufen hat und man bei der Darstellung der Faustsage nicht mehr den ausgefahrenen Weg von Simon Magus über Cyprian und Theophilus (die zum Teil mit der Entwickelung der Sage nicht einmal etwas zu thun haben) zum Volksbuche nimmt, sondern sich etwas mehr auch in der populär-theologischen Literatur des Mittelalters umsieht, dann wird sich zeigen, wie individuell auch die mittelalterlichen Teufel sind, und daß sie ebensowenig einen einheitlich teuflischen Charakter besitzen wie Mephistopheles. Goethe ist bei der Schaffung derselben dem Geiste der Sage durchaus treu geblieben, und darauf kommt es hier lediglich an.

Man mißt überhaupt dem Mittelalter zu wenig und dem 16. Jahrhundert viel zu viel Einfluß auf die Ausbildung der Faustsage zu: sie war in ihrem Wesen wie in den Einzelheiten bereits vorhanden, nur scheint es, daß die letzteren in verschiedenen Gegenden verschiedenen Persönlichkeiten zugelegt wurden, und die Geschichte einer solchen Persönlichkeit niemals schriftlich fixiert wurde. Zur Zeit des Cäsarius von Heisterbach war ein diesem persönlich bekannter Priester Philipp als Zauberer berühmt; Cäsarius erzählt zwei Zauberstücke von ihm und teilt auch mit, man glaube, er sei „procurante magistro et amico suo diabolo" ermordet worden.[1]) Dieselbe Todesart wie Faust in den Darstellungen des 16. Jahrhundert schrieb schon Jahrhunderte früher die Sage dem Ritter Thiemo von Soest zu, den der Teufel nachts beim Spiele holte .... tollensque illum per tectum traxit, cujus viscera tegulis retrahentibus miserabiliter excussit. Et quid de ejus corpore factum sit, vel in quem locum illud projecerit, usque hodie tam a filio ejus quam a ceteris qui illum noverant, ignoratur. Mane vero viscerum ejus reliquiae tegulis inhaerentes repertae sunt, et in cimiterio sepultae. Bene diabolus suos ministros in hoc mundo sinit prosperari, quos semper in fine decipit.[2])

Die Art der Verschreibung ist mannigfaltig. In den Homilien[3]) erzählt Cäsarius von zwei nach Besançon gekommenen Zauberern, daß sie unter der Achsel zwischen Haut und Fleisch Blättchen getragen, die das mit ihrem Blute geschriebene Homagium enthalten hätten. Ohne dieselben vermöchten sie nicht mehr als andere Menschen. Wahrscheinlich ist dieser mit Blut geschriebene Pakt in die deutsche Sage erst später aufgenommen worden; er war für ein Teufelsbündnis wenigstens nicht unbedingt erforderlich. Ein junger Adeliger in der Nähe von Floresse, dessen Vermögen Turniere und Spielleute aufgezehrt hatten, verschrieb

[1]) Dialogus V 3.
[2]) Ebenda V 34.
[3]) III 58.

Digitized by Google

sich auf Rat seines Meiers dem Teufel, wobei er nur einen Handschlag zu leisten und nur „ein Wörtchen“ zu sagen hatte: „abrenuntio.“[1]) Hier tritt der eigentliche Kern der Faustsage noch sehr deutlich hervor: die Verleugnung des Christentums und die Rückkehr zum Dienste der bei der Taufe verschworenen Götter. Das ist natürlich nur bei einem Christen möglich, die Heiden stehen ja schon durch Geburt im Dienste der Götter (die das Christentum zwar als Teufel erklärte, aber nicht leugnete), und für sie war Gottesdienst, was für den Christen Götzendienst war. Für einen Heiden war ein Bündnis in Folge dessen überflüssig, er brauchte sich nur gewisse Kenntnisse der Religion zu erwerben, um die Götter in seinen Dienst stellen zu können, wie wir das aus der Erzählung von Cyprian sehen. Noch Jahrhunderte nach der Christianisierung waren Teufelsbündnisse dieser Art, eine wenn auch nur zeitweise Zuflucht nahme zu den alten Göttern, natürlich auch praktisch für das Christentum von großer Bedeutung, und eben in diesen Verhältnissen dürfte die Volkssage die Wurzeln ihrer Kraft haben. Zu einem so verstandenen Teufelsbunde war, wie mich dünkt, ein mit Blut beschriebener Pakt nicht erforderlich, es war hinreichend, wenn der Mensch das Homagium so wieder herstellte, wie es bei der Taufe aufgehoben worden war, und dazu reichte das Wort abrenuntio sc. Altissimo hin. So würde die erwähnte Art der Abschwörung gewissermaßen ein Pendant bilden zu dem altsächsischen Taufgelöbnis.

Einzelne Züge der späteren Sage lassen sich auch schon früh nachweisen. Auf die Mantelfahrt das Ritters Gerhard ist schon mehrfach hingewiesen worden.[2]) Ein auffallendes Beispiel für die Zählebigkeit solcher Erzählungen samt ihren Ausschmückungen bildet eine Stelle in der letzten Scene von Simrocks Puppenspiel. Dort sagt Mephistopheles, die Qual der Verdammten sei so groß, daß die armen Seelen eine Leiter von Scheermessern zum Himmel hinaufsteigen würden, wenn sie noch Hoffnung hätten. Ein ähnliches Bild findet sich auch in einigen mittelalterlichen Spielen; es ist aber noch älter, ja geht gewiß noch weit über Cäsarius zurück, bei dem ich es zuerst nachweisen kann. Dort sagt ein Teufel: gäbe es eine feurige Säule von Eisen, die mit den schärfsten Messern und Sägen versehen wäre, ich würde, selbst wenn ich noch im Fleische leiden könnte, bis zum jüngsten Gerichte daran auf und absteigen, könnte ich dadurch zu der Herrlichkeit zurückgelangen, in der ich war.[3]) Es wäre gewiß verfehlt, wenn man bei derartigen Uebereinstimmungen auf diesem Gebiete überall (direkte) Entlehnung annehmen

[1]) Dialogus II 12.
[2]) Ebenda VIII 59.
[3]) Ebenda V 20.

Digitized by Google

wollte, die Erzählungen und Anschauungen waren dem gesamten Volke gemein; sie pflanzten sich, wie schon Bischof Burchard von den heidnischen Vorstellungen bemerkt hat, „gleichsam durch Erbrecht vom Vater auf den Sohn fort“ und bedurften zum Lebenbleiben nicht der schriftlichen Aufzeichnung. Die Sagensammler des Mittelalters wie Cäsarius, Thomas von Chantimpré, Nider und andere schöpften auch vielfach unmittelbar aus der Volksüberlieferung. Anderseits ist aber auch nicht zu verkennen, daß diese Sammlungen dann wieder auf die Volkssage zurückgewirkt haben und einzelne Anekdoten durch Prediger u. s. w. eine weitere Verbreitung erlangten. Herolts Discipulus z. B. war beim Beginne des 16. Jahrhunderts eins der bekanntesten Bücher, und Geiler v. Kaisersberg konnte eine Aufforderung seiner Zuhörer zur Aufmerksamkeit mit den Worten begründen: Das findet ihr nicht im Discipulo! Grade Herolt aber hat den Cäsarius wohl gekannt und stark benutzt, und so konnte denn durch ihn wie durch andere Prediger eine im Volksmunde sich stets umgestaltende Sage, auch in einer viel älteren Fassung wieder unter das Volk gelangen und der Faustsage eingegliedert werden, ohne daß der Bearbeiter die Quelle kannte.

Indes betrifft dies immer nur einzelne Züge; von einem organischen Ausbau der Faustsage ist in der mittelalterlichen Literatur nichts wahrzunehmen. Sollten nicht doch wenigstens Ansätze dazu vorhanden gewesen sein? Es dürfte kaum bezweifelt werden können. Wenn wir sehen, daß bereits um das Jahr 1200 eine Anzahl Zauberstücke an die Person des noch nicht lange verstorbenen Priesters Philipp (er war Professor der Magie in Toledo gewesen) geheftet waren und man ihm auch ein vom Teufel verursachtes Ende zuschrieb, so muß man doch sagen, daß damit schon der Faustroman im Prinzip fertig war. Allein zum literarischen Niederschlage ist er nicht gekommen; nur in den Kreisen der Fahrenden dürfte die Sage mit Vorliebe gepflegt worden sein; daß diese sich aber des Stoffes bemächtigten, stellt ein Gedicht außer Frage, das ich hier zum Abdrucke bringen will. Es zeigt zugleich, daß die Entwicklung der Sage im 15. Jahrhundert bereits weiter gediehen war, als man gemeinlich annimmt.

Dasselbe ist enthalten in einem Sammelbande der Nürnberger Stadtbibliothek Cent. VI 43o, der seinen jetzigen Umfang jener gründlichen Neuordnung verdankt, welcher das Katharinenkloster um 1460 seine Bibliothek unterzog. Das Gedicht folgt als letztes Stück einem Lucidarius, alles Vorhergehende ist rein aszetischen Charakters. Die Handschrift gehört also gewiß noch in die erste Hälfte des Jahrhunderts, die Verderbtheit des Textes an manchen Stellen beweist indes, daß dieser bereits eine ziemliche Anzahl von Händen durchlaufen hatte.

Digitized by Google

Inhaltlich stellt das Gedicht eine Verbindung der Lucidarius- und Fegfeuer-Literatur mit den Teufelssagen dar und kann so als Vorläufer des Faustbuches gelten. Darin beruht sein Wert; poetisch ist es ganz unbedeutend.

Die Situation, welche das Gedicht voraussetzt, ist diese: Ein Fahrender, der auf einem Jahrmarkte steht, oder von Haus zu Haus zieht, hat den Teufel in Gestalt einer Hummel in ein Glas gebannt und läßt ihn Fragen beantworten.[1]) Zu der dramatischen Gestaltung enthielt schon die dialogische Form des Lucidarius den ersten Keim, die Rollen von „Meister“ und „Jünger“ brauchten nur auf den „Teufel“ und den „Teufelsbanner“ übertragen werden. Vielleicht ist das Gedicht mit verteilten Rollen gesungen worden, gewiß mit verschiedenen Stimmen, und insofern war auch Action dabei, als der Teufel in dem verschlossenen Glase vorgezeigt und zum Schluße vor den Augen aller fliegen gelassen wurde. Jedenfalls setzt das Gedicht, auch wenn es rein episch aufgefaßt wird, einen solchen Vorgang als bekannt beim Publikum voraus.

Einen Bund mit dem Teufel geschlossen zu haben, gibt der Zauberer selbstverständlich nicht vor; das Volk, auf dessen Freigebigkeit er spekulierte, wird den »meister in astronomie« schon so wie so etwas bedenklich angesehen haben, und die fromme Miene, die er zeigt, dürfte wohl nur eine wohlbedacht gewählte Maske sein, denn im Grunde setzt ja sein Handwerk einen Bund mit dem Teufel fast notwendig voraus. Vielleicht hat er auch noch andere Saiten auf seinem Instrumente gehabt, und wo das Publikum darnach war, auch anders gespielt und den Teufel auch andere Auskunft geben lassen, welche die Nonnen von St. Katharinen aufzubewahren sich wohl nicht veranlaßt gesehen hätten.

Was die Zuhörer hier vom Teufel erfahren, konnten sie zumeist aus jedem Lucidarius lernen, denn aus einem solchen hat auch er es sich erworben. Auch insofern haben wir hier dieselbe Erscheinung wie im Faustbuche: was der Teufel weiß, war auch damals höchstens in den Augen des untersten Volkes derart, daß es einen Teufelsbund wahrscheinlich machte. Was dieses Spielmannsgedicht an Weisheit und Wissenschaft bringt, ist genau so gut und so schlecht wie die des Faustbuches; der Faust, der alle Höhen und Tiefen ergründen

[1]) Der Teufel in Gestalt einer Hummel oder Fliege war dem Volke (auch Luther) ganz geläufig und das Bannen in Glas ebenso; noch vor 20 Jahren konnte man auf den Jahrmärkten im westlichen Deutschland stets Holländer finden, die im Glase ein „manneken van Amsterdam“ prophezeihen ließen. Die in der Schweiz sehr geläufige Redensart „der Teufel (Jesuit) im Gütterli“ knüpft an dieses Zauberstück an.

Digitized by Google

will, muß sich am Ende des 16. Jahrhunderts mit denselben Quisquilien begnügen, wie die Jahrmarktsgäste des 15. Jahrhunderts. Ein Fortschritt ist da nicht zu bemerken, und daß auch kaum eine neue Idee in die Sage hineingekommen ist, zeigt sich hier deutlich genug. Das einzig wirklich Neue des Faustbuches ist der furchtbare Ernst, mit welchem der Teufel und der Teufelsbund behandelt sind.

Der Text ist anscheinend einer bereits vorhandenen Melodie angepaßt, da im Refrain Form und Inhalt nicht im Einklange stehen.

Hy hebt sich an die frag Inastronomia des meisters.

1) Inastronomei ein meister was,
Mite gotes wort bant er den teufel in ein glas,
das er kam in eins humels weisz.
„Nu wil ich dich fragen,
Auff dein warheit soltt du mir endlichen sagen,
das ich muge furbas dein lob gepreisen,
Wie es umb die werelt sei(n) getan
Oder umb das paradeise,
Umb die hell ist dir wol kunt,
Doch soltu mir hie sagen in kurezer stund,
Von end czu ende soltu mirs underweisen."
2) Der tewfel zornicklichen sprach:
„Mit deinem ban tuest du mir laid und ungemach;
Nu west ich gern, was ich dir hye solt suchen,
Das du mich so vil gefragest;
Mich wundert ser, das du so vil da von gesagest,
Nun vindest du es geschriben in den buchern."
Der meister sprach: „Ich hon gehort,
Erfarn vil der wunder,
Der ich mich halber nicht verstan,
Von dir so wil ich ein wor urkunde han,
Idlichs mustu mir sagen hie besunder."
3) Der gaist der sprach: „Du czwingest mich!
Wes du mich frogest, des musz ich unterrichten dich,
Das machstu mit deines bannes czwingen.
Ist das nicht ein seltsam spil?
Wunderlicher wunder waisz ich also vil,
Ich tet dirs kunt, wolstu mich hie enpinden."
Der meister sprach: „des thun ich nicht,
Du wolst mich leicht betrigen,
Du must mir sagen, was du weist!"
Der teufel sprach: „Des bin ich dein betwungner gaist
Mich reuet ser, das ich dir nicht dar ligen:
4) Dy werlt auff wildem wage stat,
Als der ein kugel auff einen see geworfen hott:
Als swebt di werlt alle in des wages flütte.
Zwelf wasser durch dy werlt gan,
Davon di prunnen iren flusz und ursprung han,
Die kumen der werlt gemeinlich hie zcu gute.

Digitized by Google

Re. Zcwelf licht, di an dem himel sten
Durch di luffte leuchten:
Als hot das wasser seinen ganck,
Geteilt hy weite und tief und brait und lanck,
Das erdgeruste es alles durchfeuchtet.
5) Dy werlt ist scheublet als ein rat,
Do zwu und sibenczig czungen auf gehauset hat,
Ir ein der andern sprach nicht vornymet;
Der sein czwelf cristenleut,
Das ander Juden, heiden, Thaten, ich bedeut,
Ir ein czu der andern nicht enczimet.
Rep. Mit bergen si uberflossen sein,
Mit tieffen wassern braitte,
Und mochten si czu einander komen,
Vil mang herter streit wurd von in vernomen,
Si stifften mort, raub, prant, grosze herczenleite."
6) „Nun sag mir gaist, wi rechte praite
Das mer sey, des gib mir ein unterschaide,
Dy rechten tyeffen, wo es hab ein ende!"
„Das mer das hot keinen grunt,
Als ich dich hie bescheiden wil in kurczer stund,
Es swebt in luften, merck di red behend.
Re. Das mer ist gancz rechte als ein rinck
Und hat di werlt umbfangen;
Kein man wart ny so wol gelart,
Und kont er fligen so schnell als kein vogel ny wart,
E ers erfur, sein tausent wern vergangen."
7) „Seint das dy werlt auf wildem wage stat,
Und si das mer gar creftiglich umbfangen hatt,
Was hot si dan, das sie nicht entfellet?"
Der tewfel sprach: „das weisz ich wol;
Dy erd ist umb und umb grosser locher vol,
Dar um das mer ileusset und swellet;
Re. Wann es ist umb und umb ein wag,
Und anders nicht dar undir,
Es hot so wunderlichen ganck,
Hin und her an manchen enden ist sein wanck,
Das hot die werlt und gotes crafft besunder.
8) Nu hore, meister, merck mich,
Das mer swebt under luften creftiglich,
Das magstu prüfen pey der sunen glencze:
Wann dy sich pirget unters mer,
Tag und nacht und manig stern, nu nemet ler,
Secht, dort als hie haben si all ir grencze.
Re. Der himel gancz ist als ein ey;
Das sag ich für war, der alle dinck begriffen hot
Mer und werlt und alle dinck dar inne stat;
Wer dar an nicht gelaubt, der ist
Ein tore, ich sag euch's gar an argen list.
9) Dy werlt schon in funferley geteilt ist,
Dy drey stend wuest, die czwey sein wol durchpawet.
Im ersten land isz (!) also heisz,

Digitized by Google

Das alle disc werlt musz vermeiden disen creisz,
Und allen tirn vor der hicze grauett.
Re. Das ander lant geheissen ist
Dy wuste romeney
Dar in ist wilder tyre vil,
Tracken, leben treiben also hertes spil,
Man hort si laut mit gelphen und mit schreien.
10) Im dritten land ist also kalt,
Dar um regen und ungewitter treibt so grossen gewalt,
Da von sich manches wildes tyr erczurnett.
In den selben land kein feucht (frucht?) nicht stett,
Wann das holcz, da Noe di archen ausz gepawet hat.
Dasselbe holcz von keinem feur verprinnet,
Re. Wann es ist hert recht als ein stein,
Noch vester dan das eysen
Und ligt bis an den jungsten tag,
Kein regen noch ungewitter ihm geschaden kan (mag),
Das wil ich mit der archen wol beweisen.
11) Dy czwei teil wol durchpawet sein,
Dar auff do mag man vinden mancher muter kint,
Sust und so ir antlucz ist gepilt:
Eins kurcz, das ander lanck,
Sneblet, kropfet, auf einen fusz ist etlichs ganck,
Ein iczlich mensch noch seinem land gemildet.
Re. Solt ich euch von den leuten sagen,
Von etlichem gestalt besundert,
So si sein al in dem mer
Oder auf den inseln, wo si got im her bescher,
Allhie bescheid ich euch vil grosze wunder."
12) „Mich iagen umb di sinnen mein,
Wi es umb di wunderlichen wunder mug gesein,
Das di lewt sein so mangerley.
Pey dem ban soltu mir sagen,
Das mich das grosz irsal [grosz] nicht hie umbiagen:
Nun warn der ersten menschen nicht wan czweie,
Re. Ob es von den landen sei,
Das west ich also gerne,
Oder ob si komen ausz dem mer
Oder aus den inseln, wo si got her bescher,
Aus den planeten oder ausz den sternen"!
13) „Mich czwinget ser dein starker pan,
Das ich dir der warheit nicht versweigen kan,
Das machstu mit deiner meisterschefte!
Do Adam gemachet ward,
Do hat in sein meister also wol gelart,
Das er kant wol aller creutter creffte,
Re. Wo sie auf der erden sten oder in dem paradeise.
Er weste auch aller wurcze macht
Und alles gestein, das der himel ye bedacht,
Als got allein kein man ward nye so weise.
14) Do Adam czu seinen tagen kom,
Do het er ein und sechczig kind, als ich vernam,

Derselben kinde waren dreissig degen.
Dy kinder er czusamen bartt,
Do von menschlich geslecht auf erden gemeret ward,
Do beleib der tohter eine unter wegen.

Ro. Si sprach: „liber vater mein,
Wi sol mir das gevallenn?
Wo ist nu der genosse mein,
Der mir hie mit ganczen trewen sol vor sein?“
Der vater sprach: „such fruntschaft czu in allenn!“

15) Er was in ie mit trewen mit,
Vor rechter libe so mocht er si gelassen nit,
Das aller beste er si weiste und auch larte:
Ein wurcz dy sach er vor im stan,
Da von di fraven namen grossen schaden,
Das sich menschlich gestalt da von verkart:

Ro. Ir tohter, liben tohter mein,
Dy wurcz sollt ir vermeiden,
Vor der so sult ir sein behút
Ich sag euch sicherlich, sie ist euch czu nichte gúte,
Si verkeret euch di frucht czu grossem laide“!

16) Di tohter sprachen all gemein:
„Der selben wurcz des esz wir sicherlich kein“!
Ir was ein teil si (di) sich des gedachten:
Was mocht mir ein wurcz geschaden,
Oder was si so grosz creffte auf sich geladen?
Wi schir si dy czu dem munde brochten!

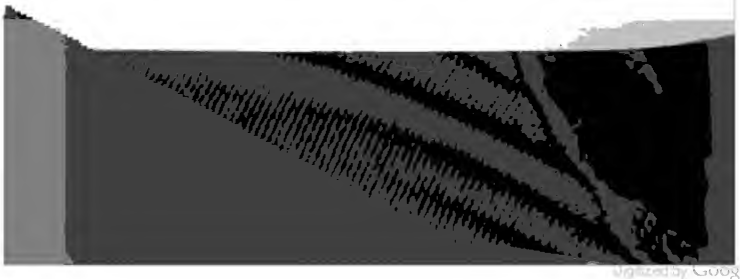
Ro. Do di wurcz verzerett ward,
In also kurczer stunde
Dy kinder dy do wurden geporn,
Menschlich gestalt hatten si zu mol verlorn,
Da wurden wunderliche leute gefunden.

17) Do di kinder czu der werlt komen,
Grosz leit dy muter an in vornamen,
Si begunden sich vor irem vater schemen.
Je eine zcu der andern sprach:
„Gehorsam haben wir gebrochen, das pringt uns ungemach,
Wi woll wir disen ratt hie fur uns nemen“?

Ro. Dy ein di sprach: „ich weisz ein stein,
Das nymand mag ertrincken“!
Den kinden legten sim in den mund
Und wurfen si all in des tieffen meres grund,
Wann vir liessen si ir zcu podem sincken.

18) Der alle dise werlt erschaffen hot
Und unterwegen nye geliesz sin handgetat,
An allen enden richt er di selben vir;
Er nert si all in des wages flute,
Als sich ein wurm unter einem herten stein tut.
Am virden iar wurden ir sechczehen wunder schir.

Ro. Si merten sich von ior zcu ior,
Idlich par besunder,
Da von das mer ist also vol,



Digitized by Google

Und kom si herausz, wir můsten alle komer dolen.
Secht, do von komen alle merewunder"!
19) „O geist, wolstu nicht zornes pflegen,
Von einer froge wolt ich dich also gerne fregen:
Ich sach ein moler molen an einer wende,
Und was wunderlich getan:
Ein visch, ein vogel, ein tyr, also soltusz verstan,
Und was gepildet noch zweier menschen henden,
Ro. Und ist das in dem mer also,
So ist wunders vil beschaffen."
„Meister, dor noch solt ir nicht frogen,
Dy wunder kund ich das tausent teil halt nicht gesagen,
Und konde ir schreibens mer dann alle pfaffen."
20) „O geist, ich wil dir geben preisz,
Bescheid mich, wi stet es umb das paradeisz:
Ist ymand dar inn, das solt du mir sagen"!
„Ins paradeisz ny mensch kam,
Dann der prophet, den der engel pey dem schopf nam,
Der ander fur auf einem fewrein wagen.
Ro. Do gotes gepot geprochen ward,
Dy weil wert nicht lanng:
Der engel in der sibenden stunde kam
Er slug herausz fraven Eva und auch her Adam,
Ein feurein swert wart in dy porten gehangen.
21) Im paradeise dy propheten seind,
Si leben wol in aller hannde swere pein,
Dy[n] lanngen ior si in grossen freuden swenden.
Es ist war, das ich euch sag:
Si werden noch gemartert vor dem iungsten tag,
Enoch und Elias also hort man sie nennen.
Ro. Der entkrist und sein falscher list
Dy werlt gar betorett;
Er gibt sich ausz fur einen got,
Ich sag euch das, da mit wirt er der leut gespott,
Glaubt mir, sein gelaub der wirt zcustorett.
22) Got [hot] das paradeis geczirет schon hot
Mit manchem edeln tausent baum, der dynnen statt,
Sie pluen schon und tragen frucht in saffe.
Das ir mich froget ein ganczes ior,
Und (ich) euchs sagt, so kundet irs halbes nicht erfarn,
Mit kurczen worten ich es uberraffe.
Ro. Was das nicht ein wunder grosz,
Do Adam das erkant?
Ein wurcz die sach er vor sich stan,
Do von er menschlich sterk und edels leben genam,
Und er sich von der slangen nie gewante.
23) Ein brun schon in dem paradeise stat,
Der fleuset nicht ausz von rechter gúte, di er an im hat
Dem ist wol, der sich da mit beguszet.
Der brun ist warm und do pey kalt,
Und wer sein trincket, der wirt sicher nymmer alt,
Aller ungesunt auch vil gar von in flúszet.

Ro. Der Jordan stet an der statt,
Do der prun entspringet,
Der fleusset funfczehen claftern lanng,
Zcu das wasser verleuset wider seinen gannck,
Das mer all sein flusz verdringet.
24) Ich kan es halbes nicht gesagen,
Mit grozzer zir das paradeis ist uberladen,
Ein edell wasser sich dar um ergüsset,
Das ist funfczig meil gar wol erkannt,
Wann er speiset beide leut und auch di lant,
Nur von dem obsz, das ausz dem paradeise fleuset.
Ro. Der sam, der do vellet dor ein
Und auf dem wasser swymmet:
Wem sein wirt ein einigs korn [auf sein zungen]
Der hat den hunger gar verlorn,
Wann er es nur in seinen munde genymet.
25) Es nahet Adam dem ende sein;
Er sprach: „vil liber sun, ich leid gar swere pein:
Thu mir ein deinst, las mich dich hin senden
Al in das frone paradeisz!
Vil liber sun, dar auf leg allen deinen fleisz,
Bring mir das obsz, bisz daran behennde"!
Ro. Er sprach: „mein sun, thustu des nicht,
So mag ich nicht geleben;
Mach dich auf di fart zcu hand"!
Der sun der sprach: „dy reisz di ist mir unbekant."
Der vater redt: „urkund will ich dir geben."
26) „Merk, liber [sun], was ich dir sag:
Do uns der tewfel den selben appfell herbag,
Kam mir und deiner muter gar zcu laide.
Den apfel si mir fur trug,
Dor umb uns der engel gar czornicklichen slug;
Do wurden wir von hohen eren vertriben.
Ro. Er slug uns in kurczer frist
Mit seines swertes orte
gar czornichlichen, wo wir sein gegangen,
Da ist es alczu mol verbrant:
Kumstu an das spor, es tregt dich an dy phorten."
27) Das paradeisz in lúften (lüsten?) stat,
Vir hoh perg es creftiglich umb geben bot,
Mit steigen mag es nymand uberlangen;
Vir grune land stozzen dor an,
In dem ein secht man dy durren fusstapfen stan,
Di Eva und Adam haben herausze gegangen.
Ro. Er zette (Her Seth?) kam auf daz spor;
Wy schir er das erkantte,
Der engel im entgegen kam,
Er proht ein grubsz, do Eva hatt gepissen von.
Wi schir er sich von dem engel want,
28) Der engel zcu im sprach zcu hant:
„Nim hin das obsz, noch dem dich dein vatter hat gesant,
Das soltu im in seiner cranckheit bringen;

Digitized by Google

Dar inn so nim der kerne gawm
O, legs im in den munt, dor ausz so wechst ein edel paum,
Dar nach so mag deinem vater wol gelingen.
Ro. Und wann der paum nun fruchtig wirt,
So gar in hoher mynn,
Wann das geschicht, zcu der selben stund
So wirt dein vater sicherlich gesunt.
Nun merk und hab di red in deinem synne!
29) Do Adams sun kam wider heim,
Er want, er funt den liben vater sein allein.
Er sprach: „auwe, ich pin gewest zcu lang"!
Er daht im laid und gar unwert.
Vor grosem iamer vil er nider zcu der erden,
In den selben dingen was er nohend vergangen.
Ro. „O schoppfer, liber schoppfer mein,
Wie sol ich nu genesen,
Mir ist mein liber vatter tot,
Und hulfen in di grubsz di mir der engel bot,
Villeicht mocht er wider lebendig wesenn!"
30) Der kern er ausz dem grubse nam,
Er legt si seinem vater in den munt, (auch) herren Adam,
Dor ausz sein drey edel eest entsprossen;
Konig Salmon hysz si hawen ab,
Dy zwey zcu einem krucz, das dritt zu einem richterstab,
Dar an hot got sein reines plutt vergossen.
Ro. Pilatus spilt den stab enczwei,
Dar um ein brieff wart gegeben;
Daran Jhesus von Nazareth,
Auf richten si das kreucz fron, do got an laid,
Dar an got starb und gab auf sein leben."
31) Der meister sprach: „Ich find geschriben
Von einem baum, der sei auf Adams grab becliben,
Der trug ein frucht, di hot uns freud erworben."
Der tewfel sprach: „das ist, er wuchs Adam durch seinen mund
Vil manches ior, got was di frucht,
Der ist dor an gestorben.
Re. Hor, wi der pawm gepelczet ward,
Der red soltu gedenken,
Der Adam wuchs auf seinem grab,
Zcu einem pawe hiesz in ein konig hawen ab,
Wi man in masz, er wolt sich nye gelencken.
32) „Nun gib mir urlaub zcu diser stund,
Und slusz mir auf des tyfen herten bannes grunt
Und lasz mich vor deinen augen verswinden."
Der meister sprach: „das wer mir leit,
Du gebst mir dan mit worten vor ein unterscheit,
So wil ich dir den starken pan aufpinden:
Re. Wi ez umb das feur sei getan
Und umb di heissen helle,
Und wi es auch umb den sunder leit,
Der stirbt hie in also kurczer zeit,
So soltu farn zcu andern deinen gesellen."

Digitized by Google

33) „Umb die hell ist mir wol kunt,
Wann si ligt zcu ende der werlt und hot keinen grunt,
Si ist one licht, man mocht di vinster greiffen.
Dor inn ist hicz und grosse not,
Der dor ein kompt, der ist ewichlichen tot,
Von grossenn engsten mocht er wol verflissen.
Ro. Si ist oben eng und unten weit,
Als uns di puch beweisen,
Kein perck ward in [ie] so grosz, dick,
Und vil er dar in, er versmůllcz in einem augenplick,
Und wer(t) er hert als stahel und eysen."
34) „Ist in der hell so grosze not,
Wo komen si alle hin, und di sterben tott
Und alle geben kurczlich auf ir leben?
Komen si in der helle grunt,
Oder leiden si besunder pein? das thu mir hie kunt,
Und wirt in ir sunde dort vergebenn?
Ro. Wann alle di do sterben hie
In also kurczen stunden,
Und den ir end ist beschert,
In wasz fewr wie er gemeinlich fert,
An einen gehen ende wirt funden."
35) „Wer hie noch gotes hulde wirbt
Und zcu den zeiten in den selben dingen stirbt,
Und wi das in sein zeit hie wirt versprochen,
Vil liber er eins rechten tods genese, (gedenkt)
Wirt er erstochen, erhangen, ertrenckt,
Wes mag er des und wi das im sein tag werden abgesprochen?
Re. Wer got hot lib vor alle ding
Und Mariam di sussen,
Und wil auch von den sunden lan,
Ey, so sych got sein unschuldigs leiden an
Lett in sund in dem fegfewr (h)ie buszen."
36) „Du sagst mir vil von hellepein,
Mach hie auf erden also heiszes icht gesein,
Und das dem hellefeure můg geleichen"?
„Ich sag das, und ist auch wor,
Wer alle hicz auf erden ior,
Si wer gen jener hicz ein kelt sicherlichen.
Dy hellepein ist also grosz,
Das si nymand mag vollenden;
Wer dar ein kompt pis an den grunt,
Der wirt sicherlichen nymmermer gesunt,
Ein augenplick mag er sich nicht erwenden.
37) Der hie ein haubtsunden leit,
Dem got vor seinem end ein ware bekantnuse geit,
Der selb mensch darf im gedenken nicht laide;
Der rewe und ware peichte tut
Und im gotes leichnam wirt zcu teil, sein tewres plut,
Der selbe von got wirt nymmer mer geschaiden.
R. Und wy der segen wirt gegeben
Aus eines priesters munde:

Digitized by Google

Die hant legt er im auf den kopf,
All fur di hell strickt er im ein herten knopf
Und weist in das fegfewr zcu der selben stunde.
38) Wer hie der werlt dinen wil
Und auf im hot unrechtes gutes vil
Und doch do pey kein sund wil fliehen,
Der ist in wiczen gar betrogen,
Als einer der da bawet auf einen regenbogen:
Wir wollen in di vinstern hellen zihen!
Ro. Wer in der helle wirt begraben
Der hat leides vil an ende;
Das alle werlt fur in bete,
Laup und grasz das stund in engetlicher wat,
Si kunden im sein leid nicht widerwenden.
39) Ich sags euch gar an argen wan:
Auf erden me [wirt?] kein sund ny so clein getan,
Das sol dem sunder sein auch ungerochen! (ungeraten)
Buszt er hie nicht in der zeit,
Di weil das im got ein ware bekantnusze geit,
So müsz er ewicklich prinnen und braten.
Ro. Mich deuch(t) gut, und solt ichs dem raten.
Er solt di kranken werlt aufgeben
Und nem an sich ein heilig leben,
Wann ee das es wurd vil czu spate."
40) O her schopfer und got, durch deine not, (Gesang eines Chores?)
Durch deinen unverdinten tot
Durch dein barmung, durch dein vil tiefe wunden,
O herre, durch dein namen drei,
Got vater, sun, heiliger gaist, wan uns pey!
Hilf uns, das wir an dem besten werden funden!
Das wir gepeichten, pussen hie
Nach weiser priester lere;
Wann das di sel von hinnen fert,
So lasz uns, liber herr, dein hulde sein beschert,
Hilff ir czu rue durch deiner marter ere!
41) Maria, himelkönigin,
Seint das wir all czu mal dein libe kinder sind,
Des zeig uns, frawe,
Dein muterliche trewe und stee uns pey,
Behut uns, edle junckfraw, vor der helle grunt,
Seint das wir alle auf dein genode pawen.
Ro. Wann unser tag nymmer sei
Und sich das leben ende,
So wirb uns, fraue, umb ein geleit,
Deck uber uns den mantel der drivaltigkeit,
Ich bevilh mein sel in dein sneeweise hennde.
42) „Sag mir, umb eins hab ich vernommen,
Wie stet es umb di kint di [nicht] zcu der tauf nicht komen
Und umb die frauen, di do sein der pfaphen"?
„Di haben hi lange zeit;
Pis auf des (den) tag pis got sein jungster gericht geit,
So weisz nymand, wo si got hin wil schaffen.

Digitized by Google

Ro. Dy messe nymand vergelten mag,
Das sag ich euch fur war;
Welch fraue kompt an di selben stat,
Das man di mesz von ir unterwegen lat,
Di scheidet got von seinem reiche gare.
43) Merk, was ich dir sagen wil,
Der pfaffen der ist in der helle also vil,
Der pischof und der falschen prediger.
Di haben ein wusten romener,
Di hi den leuten tragen pose pilde vor,
Ir pein ist grosz, glaubt mir der mer!
Ir ist auf erden also vil
Der selben gumplpfaffen.
Dy mit frauen der myn pflegen:
Wann si di mesz dar umb lassen unterwegen,
So we in, [wart] das si wurden ie erschaffen!
44) Ein rechter pfaff ist also gut,
Der sich helt stet und ware messe tut,
Der hilffet mancher sel aus heiser pein;
Wann der ist ein liber kneht,
Helt er di priesterschaft in allen dingen recht,
So wol im, das er wart ie kindlein.
Ro. Dy messe und seine gute wort
Di sele ausz hele ziehen,
Gelaubt mir an argen list,
Es wirt nye pessers dann ein reiner priester ist,
Wann alle tewfel müssen vor im flihen."
45) „O geist, ich wil dir urlaub geben,
Bescheid mich hie umb der Juden leben,
Das ir ist so vil der wilden heiden
Umb (und) di sich taufen lan,
Di juden, di sich nemen cristenlich gelauben an."
Der tewfel sprach: „di red ist unterscheiden!
Ro. Ich wais ir aller siten wol,
Da von ich dir wil sagen:
Di Juden haben ein besunder pein,
Ein vinsternusse ist in bereit, da si innen sein,
Man hert si piterlichen iamer clagen.
46) Mich dunckt, si haben keinen trost!
So wen ich das, das ir nie kein ward erlost,
Seit das ist got von seinem tod erstanden.
All umb di grossenn missetat,
Di si haben gegen der meid, di crist gepar,
Dor umb si leben ewicklich in schanden.
Re. Wann alle di, di ir zeit
An tauff vertreiben,
Den dort nymand [nymand] gehelfen mag,
Si müsen leiden pein pis auff den jungsten tag,
Hin noch, weisz ich nicht, wo si beleiben.
47) Hort, meister, der ist gar ein wicht,
Der an sich nympt di tauf und helt den glauben nit,
Dem wer vil weger, er wer ny geporn,

Digitized by Google

Und gotes muter nicht getraut
Und lebt hie als einer, der auf einen zweifel pawet,
Der selbe ist immer ewicklich verlorn.
Ro. Vil weger plib er vor ein Jud,
Wi wol er dar an tete,
Wann das er nympt an sich di tauf,
Ich sag euch sicherlich, er tut jemerlichen kauf,
Und welcher nicht dar innen beleibt stete.
48) Wann sich ein Jud taufen ladt,
Und der dar inn ein rehten cristen glauben hot,
Und dor inn beleibt stet pis an sein ende,
Der mag sich freuen liber mer,
Er darf im nit leid gedencken dort [nich] umb sein sver,
Sein freud wirt im dort wider wenden.
Ro. Hot er got lib, dy muter sein,
So wirt er schon emphangen,
Ein snelle pein ist im bereit,
Di musz er leiden umb di bosen judischeit,
Und di er vor der tauf begangen."
49) Der meister sprach: „nu sag mir
Di rechten warheit, das ich müg gelauben dir:
Get sonn und mon geleich an end und spere?"
Der tewfel sprach: „das mag nicht gesein,
Di sun gibt durch den virden thron ir schein,
Ein zirkel hot der mann besunder kür.
Ro. Und do uns got herab slug mein, uns teufel all,
Und nyndert kein doben liesz,
Seht, das was Lucifer ein grosser widerdriesz,
Do müst wir durch di siben chore vallen.
50) Dy siben kor sein mir wol kunt,
Ich vil dar durch in der tyefen helle grunt,
Und manig engel wurden mein genossen;
Lucifer in dem neunden chor saz,
In ubertrug nicht sein ubermut, sein boszer has
Er wannt, er wolt got selber haben verstozzen.
Lucifers ubermut got nicht lenger wolt leidenn,
Er slug uns iemerlichen hernider,
Wenn unsz keiner komet nymmermer hinwider
Dy hymel músz wir ewicklich vermeiden.
51) Der gotes chor sein newn genant,
Der was mir also reht wol bekant,
Seint das ich dich sein alles musz bericht.
Dy waren alle engel vol,
Sy lebten also wunclichen und was in also wol,
Ir het ein teil zeu Lucifer gephlicht.
Ro. Sathanas und Nazsagan
Di gaben in dy ler
Und einer, hiesz sich Múckenwedel,
Der was unsauber und daucht sich dennoch do pey edel,
Er must herab, er kond sich sein nicht erweren.
52) Do got sant Michel vertrug,
Wi das er Luciferum als iemerlichen slug,

Das im die kron lag vor seinen fussen;
Das was Lucifern ein grosz gewalt,
Dar umb ward er swarcz, krump und ungestalt,
Dy sund dy kan er nymmermer büssen."
Ro. Der meister sprach: „di red steet recht
Ich wil si furbas schreibenn
Herunter mich in mein buch.
Umb di thron ist mir ein teil wol kunt,
Des ich dich entricht. Sag furbas geist, du must lenger bleiben."
53) „Ey, wi dich der virbicz umbgeit,
Nun ich dir hie vor zcu vil hab geseit!
Daz macht dein ban, daz ich mit dir muz kosen
Und dir so vil gesagen musz,
Du fragst mich von der scheitteln hinab pis auf den fuesz,
Schreib furbas, meister, mercke eben di glose!
Ro. Wie es hie in der werlt ist gestalt,
Des hon ich dich bescheidenn,
Ja, beide anderswo hie und dort,
All umb und umb dy woltt sein des mers bort,
Do hinder ich nit enweisz pey meinem aide."
54) Der meister sprach: „ich hon gelesen,
Wi das eur vil der tewfel in den luften wesen;
Ist das war, wi sol ich das gelauben?"
„Eya, ein teil di haben trost,
Ir hofnung stet noch, wi si werden erlost,
Dy selben tewfel kein sel nicht berauben.
Ro. Si thun nymand kein ungemach,
Di auf di genod pauhen.
Der selben was ich keiner nicht,
Zcu Lucifer het ich mich also ser verphlicht,
Dor umb ich got darf nymmer mer getrauen."
55) „Nu sag mir, geist, an argen wan,
Wi reht hoch ist es an des obersten himels thron,
Oder wo ist got in seinem reich geszezzen?"
Dem tewfel tet di rede zorn,
Er sprach: „es ward auf erden ny so weisz geborn,
An got allein, der das konde gemessen.
Re. Dy red lasz ich hie unterwegen,
Zcwor du host sein sund,
Nymand do von reden sol!
Was hie geschicht in diser werlt, das weisz ich wol
Umb gotes heimlichkeit ist mir nicht kundt.
56) Nun hor, meister, und merk mich recht,
Di stern sein mit irem schein der sonnen knecht,
Ir glencz dy müssen gehen dem tag verbleichen;
Dye sonn die hot zcu tag phlicht
Der mon und dy sonn und di planeten wider ein ander streichen
Ro. Und dinen got vil schon in seinem reich;
Ir einer gibt dem andern glancz und leucht schon herwider,
Das man der keusch di himel sein,
Dar inn ist got mit seinem wunicklichen schein,
Wer zcu im kompt, der senet sich nicht herwider."

Digitized by Google

57) Der meister sprach: „du salt mir sagen,
In welchen sachen sich dy himel umbegagen,
Wi vil ir sey, das west ich also gerne,
Wi es umb dy wunder mag gesein,
Das si durch di truben wolkenn geben schein
Und sten an einem thron doch alle sterne."
Ro. Der tewfel sprach: „das waisz ich wol,
Ich pin dar durch gevallenn,
Der mon zcu aller underst stet,
Di sun mit iren speren am virden himel umbgatt,
Der wage stet an dem newnden tron mit schalle."
58) Der tewfel sprach: „ich wil dir sagen,
In welchen sachen sich di himel umb iagen:
Ein augenplick so stent si nymmer stille;
Ir einer gibt dem andern glancz,
Si lauffenn wider einander und beleibenn dennoch gancz.
Das hot got wol geschickt noch seinem willen.
Ro. Siben erczt der werlt sein gegeben
Zcu wurken den planeten:
Das erst ist kuppfer und golt,
Silber, eysen, dem sein dy weisen meister holt,
Zcin und pley, das sibent dy mareten. (?)" etc.
59) „Nun gib mir urlaub und lasz mich farn,
Ich rat dir, du salt dich wol vor mir bewarn,
Grosz ungemach hab ich von deinen schulden,
Und mach mich von den bannen frey,
Ich sag dir sicherlich: mag ich dir komen pey,
Grosz piterkeit mustu von mir duldenn.
Ro. Hutt dich von meiner pruderschafft,
Di warheit ich dir künde:
Du host an dir ein bosen sin,
Dein nigroman[te]tey pringt dich do hin
In iamers pein und in der tyfen helle grunde."
60) Nun habt irs alles wol gehort,
Wi ez in der werlt stet, hie und dort,
Und in dem mer, was wunders ist beschaffenn
Und freuden in dem paradeisz;
Eur zeit di smilzcet hie reht als der snee und eisz.
Ich warn euch hye, ir leihen und ir pfaffen,
Ir huttet euch vor missetat
Und lat euch sunde rewen
Und dinet got hye alle tag,
Mit seiner gütte wil er euch wendenn all eur clag,
Euer grosse freud wil er euch ymmer ewig newen.
61) „Nun hon ich wal von dir vernomen,
Was grosser wunder in die werlt her ist komen:
Var ausz dein bann und pisz von mir entladen!
Du salt farn in ein landt,
Do ny kein mensch auf erden ward in bekant,
Noch keinen soltu nymmermer geschaden."
Ro. Der tewfel sprach: „das ist mir leit,
Pin ich also verstozzen.

Digitized by Google

Sol ich nue hab(n) besunder pein,
Vil liber wolt ich dort pey mein gesellenn sein,
Wann ich mich schaiden sol von meinen genossen."
62) Der meister fürbas zeu im sprach:
„Var ausz dem bann hab lennger leit und ungemach,
Wann ewicklich mustu kumer dolen;
Der frag der hostu mich gewert,
Der ich also lanng hy von dir han begert.
Got geb uns heil, allen gelaubigen seln sein huld!
Und seinen heiligen leichnam herr
Ausz eines priesters hennden."
Rep. Hin fur der tewfel in iamers quall
Uber stok und uber stein, bergg und tal.
Nun hot mein frag in astronomey ein ennde,
Got uns all zeu dem himel sende. Amen. Amen etc.

Et sic est finis etc.

Ernst Moritz Arndts Psychidion.

Von Heinrich Meisner in Berlin.

Ernst Moritz Arndt hat das Glück gehabt, in einer großen Zeit seine Muse in den Dienst des Vaterlands stellen zu können, und Deutschland hat ihm dafür den gebührenden Ehrenpreis gezahlt, indem es ein Jahrhundert lang und hoffentlich noch länger seine Lieder sang und singen wird. Allein grade deswegen, weil seine Vaterlandsgesänge zu Volksliedern im besten Sinn des Wortes geworden sind, geschah es, daß andre Arten seiner Gedichte mehr vergessen wurden, obgleich ihr innerer Wert dem jener nicht nachsteht. Von seinen geistlichen Liedern, die eine Tiefe von Empfindungen eines wahrhaften Christen widerspiegeln, sind nur ganz vereinzelt wenige in die neueren kirchlichen Gesangbücher gekommen; von seinen Liebesliedern sprechen selbst die Biographen des Dichters nicht einmal, so daß deren ästhetische Würdigung und Deutung noch aussteht.

Letztere wäre vielleicht schon eher versucht worden, wenn Arndt nicht grade über sein Liebesleben einen Schleier zu ziehen beliebte, so daß es bisher nicht einmal versucht worden war, die fingierten Namen, unter welchen er seine Liebe besang, zu erklären. Dem Schreiber dieser Zeilen gelang es, die Namen einer Melittion und Furina bestimmten Frauengestalten aus Arndts Kreise zuzuweisen; eine Gruppe seiner prächtigsten Liebeslieder jedoch, welche an eine Psychidion gerichtet sind,

Digitized by Google

bieten in ihrer Deutung besondere Schwierigkeiten. Dieselben zu lösen, sei in Nachfolgendem der Versuch gemacht.

Nach der Schlacht bei Jena hielt sich Arndt, der seinen ersten Teil des Geistes der Zeit gegen Napoleon und die Franzosen in die Welt hinaus gesandt hatte, selbst in dem schwedischen Pommern nicht mehr für sicher und begab sich nach Stockholm, wo er mit Gneisenau am zweiten Weihnachtsfeiertage 1806 eintraf. Die Stadt war ihm von seinem Aufenthalte 1803 und 1804 her bekannt und barg in ihren Mauern treue Freunde, welche sich seiner annahmen. Dienstlich mit der Uebersetzung des schwedischen Rechtes für Pommern beschäftigt, verbrachte Arndt seine Mußezeit in frohem und anregendem Verkehr. Während er aber in seinen Erinnerungen eine ganze Anzahl von Familien nennt, deren Gastfreundschaft er in dankbarer Erinnerung behielt, verschweigt er sonderbarer Weise den Namen einer derselben, der Familie des Obersten von Helvig, dessen Frau unter dem Namen Amalie von Imhoff als Dichterin besser bekannt ist.

Nur in einem Briefe, welchen Arndt an seine langjährige Freundin Charlotte von Kathen damals aus Stockholm schrieb, erwähnt er Frau Helvig, als „eine liebe und fröhliche deutsche Frau, zart, sprudelnd und natürlich, wie eine Saite klingend in Freude und Leid." Amalie Helvig hingegen hat in ihren Briefen mehrfach des innigen Verkehrs mit Arndt gedacht, der mit Gneisenau ein fast täglicher Theegast in ihrem Hause war, der Gesellschaft daselbst aus seinen Schriften vorlas und mit den Kindern seiner Gastfreunde, besonders mit dem zweijährigen Bror Helvig, weiblich sich herumtummelte. Sie erwähnt in den Briefen an ihren oft auf Dienstreisen abwesenden Gemahl wiederholt Besuche Arndts bis zu dessen Abreise aus Schweden im Juni 1809; es war wohl auch ganz natürlich, daß letzterer sich von der Sphäre, welche die geistig bedeutende Amalie Helvig um sich verbreitete, angezogen fühlte, ja daß er, der für Frauenschönheit sehr Empfängliche, auch von dem Zauber umfangen ward, welchen die Anmut der jungen Frau allerorts erweckte.

Um so auffallender ist es, daß Arndt nicht ein einziges Gedicht einer so bedeutenden Frau zugeeignet hat, während er ihren beiden Schwestern Marianne und Luise von Imhoff solche widmet. Andere Lieder aus der Zeit des Aufenthaltes Arndts in Schweden tragen die Ueberschriften an Elisa und an Psychidion. Unter dem ersten Namen kann nur die Frau des Freiherrn Otto Magnus Munck zu Edeby am Mälar, Elisa Maria, Tochter des Kommerzienrates Hebbe in Stockholm, gemeint sein, welche seit 1794 mit Arndts treuem Freunde Munck vermählt, damals, 1807, im vierunddreißigsten Lebensjahre stand. Die Lieder Arndts an sie nehmen durch Rhythmus und Inhalt eine ganz besondere Stelle ein; letztere beide erinnern an die philosophischen

Digitized by Google

Jugendgedichte, in welchen eine schwere Gedankenführung mit logischer Entwicklung von Lebensproblemen die Form in ihrer freien Entfaltung hindert. Wahrscheinlich liegen diesen poetischen Erzeugnissen Arndts Gedanken zu Grunde, welche zwischen ihm und seiner Partnerin in vertieftem Gespräch entwickelt worden waren; ja vielleicht haben wir in einigen Liedern ursprünglich poetische Versuche von Elisa Munck zu erkennen, welche von Arndt umgestaltet oder in neue dichterische Form gebracht worden sind. Nur ein einziges der Elisen-Lieder, ein „Blumengruß an Elisa“ aus dem Jahre 1810 bewegt sich in freieren dichterischen Rhythmen und Gedanken; allein dieses Gedicht ist erst ziemlich spät von Arndt auf den Namen Elisas umgetauft worden, da es 1811 noch an eine M. und noch 1843 an eine L. B. gerichtet ist. Unter beiden Buchstabenbezeichnungen ist Lotte Bindemann zu verstehn, die Tochter eines Arztes in Barth, später verehlichte Copin, die Schwester von Arndts Freund Billroth, der er zeitlebens treue Anhänglichkeit bewahrt hat und die er im Jahre 1804 unter den Namen Melittion besang.

Mit der Familie Munck blieb Arndt in regem Verkehr, auch dann noch, als der Freiherr Schweden verlassen mußte, weil er während des Revolutionsjahres dem alten Herrscher treu geblieben und dadurch seine Stellung und einen Teil seiner Einnahmen eingebüßt hatte. Munck, von Arndt als ein Bild altnordischer Treue charakterisiert, „aber wie es treuen Nordmenschen geht, fast zu heftig,“ lebte nachdem er sein herrlich am Mälar gelegenes Edeby hatte verlassen müssen, in Brandshagen bei Stralsund, und konnte noch 1812 seine feste Treue dem Freunde Arndt beweisen, indem er ihm bei seiner Flucht vor den Franzosen behülflich war. Die Verhältnisse der Munckschen Familie wurden durch die kommende Kriegsnot immer schlechter, der Freiherr starb und seine Wittwe zog nach Karlsruhe, wo sie, von Arndt nie vergessen, noch bis 1840 lebte.

Ein bleibendes Denkmal seiner Verehrung hat Arndt dieser Frau in den „Briefen an Psychidion, oder über weibliche Erziehung“ gesetzt, welche, im Jahre 1811 geschrieben, erst 1819 veröffentlicht wurden. Daß diese Briefe wirklich an Elisa Munck gerichtet sind, daß diese also unter dem Namen Psychidion hier zu verstehn ist, geht klar aus dem Inhalte hervor, welcher auf familiäre und örtliche Verhältnisse eingeht, die eben nur auf die Mucks passen. Dadurch wäre nun die Deutung der Psychidion-Episode in Arndts Gedichten leicht gegeben, wenn nicht einige innere Gründe dem gegenüberständen.

Das erste der Psychidion-Lieder fällt in den Herbst 1807, während dessen Helvig, der Gemahl Amaliens von Imhoff, größtenteils in Berufsgeschäften abwesend war. In ihrem Landhause bei Stockholm hatte Amalie einen Kreis um sich versammelt, wie sie ihn für ihre ästhetischen

Digitized by Google

Unterhaltungen brauchte. Musikvorträge, Vorlesungen, gemeinsame Studien, dichterische Improvisationen wechselten mit Ausflügen, Wasserpartien und ländlichen Festen ab; ein frohes inniges Zusammenhalten Gleichgesinnter und Gleichstrebender, wobei das Herz aufgehn und geben mußte, was es fühlte, in unbeschränktem Austausch der Gedanken. Seit Anfang Oktober war Arndt, von einem Ausflug zurückgekehrt, wieder in Stockholm und hatte gewiß diesen Kreis der Freunde bald aufgesucht. Sein Herz, das leicht empfängliche, fühlte den Pulsschlag Gleichgesinnter, in deren Mitte Amalie als Königin herrschte, und gab sich offen im Liede hin.

Zittre nicht, mein Liebling, vor den Flammen,
Die in deinem Busen selig glühn.
Darf der Himmel neidisch das verdammen,
Wodurch Sonnen sich zu Sonnen ziehn?

Es ist dies die erste Offenbarung jener schwärmerischen Liebesromantik, welche im Leben Arndts später wiederkehrt und sich besonders in seinem Verhältnisse zu Johanna Motherby am Deutlichsten ausprägt. Einer „Laidion" widmete er dieses Lied, und bald folgten neue, die nicht einmal alle in die spätere Sammlung der Gedichte Arndts aufgenommen worden sind. Andere fingierte Namen treten in den Ueberschriften auf, eine Mellina, eine Mathildis und daneben der Name der Psychidion; aber alle diese Lieder gehören ein und derselben Liebesepisode an, welche man in ihrer Entwicklung verfolgen kann. Das frohe Aufjauchzen der Liebe, die Wehmut und das ernste Denken an die Zukunft, Begleitlieder zu kleinen Geschenken, Geburtstagsgrüße, dichterische Gestaltung eines von der Geliebten geforderten Wahlspruches, dann die Wonne, sich erhört zu sehn, und endlich ein jäher Sturz aus der Seligkeit, ein Abschied voll Trauer und süße Nachklänge des genossenen Glückes, — dieses alles finden wir in den Liebesliedern wieder, welche Arndt in den Jahren 1807 bis 1809 während seines Aufenthaltes in Schweden dichtete. Neben ihnen gehn scharf getrennt die Freundschaftslieder für Elisa Munck, Marianne und Luise von Imhoff und für Maria Nestius, deren Vornamen der Dichter nicht verbirgt. So klar es nun ist, daß den erwähnten Liebesliedern eine wirkliche Herzensneigung Arndts zu Grunde liegt, so undenkbar ist es, daß letzterer neben seinem vertrauten Verkehr in den Familien Munck und Helvig, wie er oben geschildert ist, ein Liebesverhältnis gehabt hat, welches er so zu hüten wußte, daß wirklich nichts in die Oeffentlichkeit drang, so daß also Amalie Imhoff in ihren Briefen an alle Welt nichts ausplandern konnte. Sie, die Vielgefeierte, ahnte wohl, daß die stille schwärmerische Neigung des Dichters ihr selbst galt und ließ sie sich, wie die Huldigung so vieler andern, wohl gefallen, da sie nur ihrem

Digitized by Google

eigenen feinen Gefühl merkbar ward. Ja Amalie hat vielleicht sogar absichtlich, um ihrer beider äußerliche Stellung zu kennzeichnen, den guten treuen Arndt manchmal zum Gegenstande leichter Neckereien gemacht, die aber die geistige Zusammengehörigkeit nicht beeinflussen konnten. Es wird erzählt, daß Arndt einst in dem Helvigschen Freundeskreise seinen „Geist der Zeit" vorlas und dabei im Feuer der Begeisterung so heftig gestikulierte, daß die Bank, auf welcher er mit einer Anzahl seiner Zuhörer saß, auseinander brach und die darauf Sitzenden an den Boden warf. Da habe Amalie ausgerufen: „Der Geist der Zeit ist zu Falle gekommen, möchten wir sein Aufstehen erleben!" Nicht bloß gesellige Unterhaltungen und Freuden verbanden den Dichter mit der geistreichen Frau, sondern es finden sich Spuren gemeinsamer ernster Studien beider. Amaliens Vorliebe für Erforschung alter Sagen und Volkslieder, die sie später in dem Taschenbuch der Sagen und in einer Sammlung schwedischer Volkslieder zusammenfaßte, weckte den gleichen Sinn bei Arndt, der aus seiner Jugendzeit herrliche Märchen aus Rügen niedergeschrieben besaß und nun zu erneutem Sammelfleiß, ja wohl auch zu Uebersetzungen aus dem Schwedischen sich um so lieber bewegen ließ, als er eine verständige Zuhörerin, Beurteilerin und Lehrerin in ein und derselben Person besaß. Es ist vielleicht möglich, den Einfluß Amaliens auf Arndt noch über die Studien der volkstümlichen Literatur in Schweden hinaus zu verfolgen.

Die Dramen, welche Arndt geschrieben hat, sind beide während seines Aufenthaltes in Schweden 1808 bis 1809 entstanden. Das erste derselben, „Die Geister im Walde", fällt mit seinen Elfen, Berg- und Seegeistern, mit seiner Waldromantik und Liebeslust ganz in den Ideenkreis, welchen Amalie Imhoff um sich verbreitete.

Aus diesem Kreise heraus wurde Arndt durch politische Verhältnisse gerissen. Hauptsächlich die Thronänderung in Schweden, wo an Stelle des franzosenfeindlichen König Gustav IV. dessen Oheim Karl XIII. zur Regierung kam, machte Arndts Stellung in diesem Lande unhaltbar. Da er sich heimlich von Spionen Napoleons umgeben glaubte, rüstete er zur Abreise und gelangte, während man ihn auf der Fahrt nach England glaubte, Ende Sommer 1809 nach seiner alten Heimat Pommern. Und der Abschied von Psychidion? Kein Wort in den Lebenserinnerungen und in den Briefen Arndts giebt nähere Kunde davon; nur in seinen Gedichten, aber auch in denen, die er nicht mehr später anerkennen wollte und aus der Sammlung ausschied, webt das Andenken an eine herrliche Liebe sich weiter.

In einer „Erinnerung an Psychidion" singt der Liebende noch:

Was blickst du sehnend so zurück?
Der Tag, er geht geschwind,

Digitized by Google

Und Menschenleben, Menschenglück
Verwehen gleich dem Wind.

Doch wann die Zeit vergangen ist
Und die Erinnrung kömmt,
Wie alles dann so freundlich ist,
Was jetzt das Herz beklemmt!

Und nicht lange darauf klingt es, als ob ein tiefer Schmerz die Liebenden für immer getrennt habe:

Und Du konntest den Gott vernichten, den du geschaffen?
Das mir brannte in dir, löschen das liebliche Licht?
— — — — — — — — — — — — — —
O ich verdamme dich nicht, ich will der Geliebten nicht fluchen,
Andre, Mächtige, sind, welche mich rächen an dir:
Die Erinnrung, die still und trauernd die Blumen zur Erde
Schüttet, die einst in den Schooß wir ihr in Wonne gelegt;
Auch die Reue, die mahnt — denn wahrlich, so liebet kein Mann dich
Wieder, Mathildis, als ich, hat kein Mann dich geliebt."

Solch innigen Tönen liegt ein wahrer Seelenschmerz zu Grunde, eine wahre Trennung von einer Geliebten, seiner Psychidion.

Will man nun Amalie Imhoffs und Arndts Beziehungen weiter verfolgen, so findet sich nach der Abreise Arndts kein einziger Brief, keine einzige Erwähnung, kein Wiedersehn mehr, sondern sogar ein geflissentliches Meiden. Denn als Amalie Imhoff im Mai 1810 auch Schweden verließ, um ihre nach der Geburt eines Sohnes angegriffene Gesundheit in Deutschland wieder herzustellen, hat sie, wie es eigentlich natürlich gewesen wäre, die Hülfe des reisekundigen Arndt nicht in Anspruch genommen, ja sogar ihn, der damals in Greifswald war, während ihres Aufenthaltes in Stralsund und ihrer Weiterreise über Loitz, welches nur etwa vier Meilen von Greifswald entfernt ist, gar nicht gesehen, während vielleicht sogar der bessere Weg sie über Greifswald selbst geführt haben würde. Auch später wäre eine Begegnung Arndts und Amaliens möglich gewesen, als ersterer im September 1817 die Vermählung mit Nanna Schleiermacher in Berlin feierte, wohin in demselben Monate Frau von Helvig aus Dresden zurückkehrte. Noch befremdlicher aber ist, daß Gneisenau in seinen Briefen an Amalie, die beinahe vollständig vorliegen, nicht mit einer Silbe Arndts erwähnt, trotzdem beide Männer in Amaliens Hause in Stockholm die treuesten Besucher gewesen und nachmals in freundschaftlichen Beziehungen geblieben waren. Nur Helvig, der seitdem als General in preußische Dienste getreten war, hat im Jahre 1822 von Engers aus, wohin ihn eine Dienstreise gerufen, Arndt in Bonn besucht, den er sehr gealtert, aber von einer angenehmen Frau gepflegt und durch nette Kinder erheitert fand. Amalie, welche ihrem Manne nach Engers

Digitized by Google

folgte und den ganzen Sommer dort zubrachte, hat trotz alledem die Beziehungen zu ihrem einstigen Freunde Arndt nicht wieder aufgenommen.

Dieses absichtliche Meiden deutet wohl ziemlich sicher auf einen Bruch der früheren Freundschaft beider hin, und da von keiner Seite ein besonderes Ereigniß als Grund dafür bezeichnet wird, muß eine innere Ursache vorhanden gewesen sein, als welche wir eine Herzensneigung mit ihrem Glück und ihrem Leid annehmen dürfen. Um nach dem Abbrechen jeglicher Beziehungen auch die letzte Spur seiner Liebe zu Amalie Imhoff für Mit- und Nachwelt zu verwischen, hat Arndt den Namen, unter welchem er vorwiegend gern die Geliebte einst gefeiert, auf eine andere Frau später übertragen, welche ihm, wenn auch nicht die Treue der Liebe, so doch die Treue der Freundschaft zeitlebens gehalten hat, auf Elisa Munck. Ihr widmete er im Jahre 1819 unter dem Titel der Briefe an Psychidion die Ansichten über weibliche Erziehung, welche ihre Entstehung dem Umgang mit dieser stillen, denkenden Frau in Schweden während derselben Zeit verdanken, in welcher er das Feuer der Liebe für Amalie Imhoff im Innersten seines Herzens glühen fühlte. So ist aus Amalie-Psychidion Elisa-Psychidion geworden.

Miscellen.

Zwei geflügelte Worte des 16. Jahrhunderts.

I. Es ist eyn gens glauben.

1. Praeterire hic silentio non possum in gratiam nostratium ac praesertim Vindelicorum, si quibus ea res forte ignoratur, Bohemis sua lingua anserem dici Huß. Atque inde ex Joanne Haeresiarcha apud Bohemos, qui patrum memoria cognomento dicebatur Hus, quandocunque hodie vulgus Vindelicorum ac nationum circumiacentium vult aliquid dicere falsum, vanum sive etiam suspiciosum, inquit: Es ist eyn gens glauben. Quod valet: est fides anserina, quasi dicas *Hussitica*. Adeo eam haeresin nostra natio habuit invisam & abominabilem.

Wolfgang Hunger,[1]) Linguae Germanicae Vindicatio (1586), *P.* 6.

2. Es ist ein Gansglauben. Fides Hussitica, anserina. Bohemi enim anserem Hus vocant.

Henisch, Thesaurus, Sp. 1348 (1616).[2])

---

1) Geboren 1511 zu Wasserburg (östlich von München am Inn), Professor des Rechts in Ingolstadt (1540—1548), † 1555 als Kanzler des Hochstifts Freising. Die Vindicatio edierte Hungers gleichnamiger Sohn. — Die Stelle ist bei Schmeller 1, 925, ganz unvollständig freilich, angezogen.

2) Seine Quelle (Hunger natürlich) hat er nicht angegeben; Sp. 1349 steht „Gänsglaube. Pr. & col. 383 (?)". Bei Grimm 4, 1270 wird nur Henisch erwähnt. — Henisch (und daher Grimm) giebt auch noch anderes aus Hunger, ohne ihn zu nennen.

Digitized by Google

Hungers Angabe über die damalige Verwendung der Redensart ist ein wertvolles Zeugnis für deren Alter und Verbreitung. Noch um 1700 ist sie nachweisbar. Eine Beziehung auf Huß ist völlig ausgeschlossen; sie ist vielmehr erst von dem bayerischen Juristen und Dichter, der alles etymologisch zu erklären unternimmt (siehe meine Einleitung zu den „Uebersetzungen griechischer Epigramme") frei erfunden.

II. Du mußt in den ring.

Ring pro quovis circulo atque adeo & hominum turba in coronae formam consistentium[1]) toti Germaniae notum et usurpatum est. *Inde* abhinc annis fere quindecim[2]) tumultu servili inter agricolas *Suevorum Francorumque* coepit quodam modo proverbialiter dici: du mußt in den ring, id est, oportet te ingredi circulum sive coronam, cum vellent significare: et tibi capitis supplicium subeundum est. Quia iam cognitum ac vulgatum erat non nisi authores et coryphaeos eius belli captos in militum coronam protrahi ac protractos citra ullam causae dictionem capite multari.

Hunger, ebendort, Q 8.

Berlin. M. Rubensohn.

Drei epilogische Witze.[3])

I.

Clarissimo viro domino Bonifacio Amorbachio, V. J. doctori celeberrimo etc. amico dulcissimo.

Salve frater! Bene habet, quod adhuc vivis; verebar te mortuum, id quod novissimis ad te literis scripsi (IV. Non. Dec. 1526), quae tamen, ut video, te non contigerunt ..... Quod tu recipis adfuturum te ad festa natalia, solita est spei assentatio: saepe venis, & venis tamen numquam. Verba bona sunt, sprach der Tufel, do warf er ein Pfalter die Steg ab.[4]) Praesta aliquando, quod amico polliceris; ne advocatus mentiendo prius esse incipias, quam practicando .....

Ex Friburgo. Vigilia Concept. Mariae, anno &C.XXVI.

Tuus Zasius.

(Udalrici Zasii J. C. Friburgensis epistolae; collegit J. A. Riegger us. Ulm 1774. II. Ad Bonif. Amorbachium J. C. Basileensem, p. 162).[5])

---

1) Vergleiche Grimm VIII unter Ring.

2) Die Stelle ist also um 1540 geschrieben.

3) Witze, „in denen irgend einem Ausspruche die Person, von der, und die Situation, in der er gethan wurde, hinzugefügt, und dadurch diesem ein neuer, überraschender und meist komisch wirkender Sinn verliehen wird" C. Bürger, Hermes 27 (1892), 359.

4) Steg = Stiege, Treppe; der Accusativ ist adverbial zu fassen (vergleiche das schweizerische de Rhin, de Baum ab).

5) Ueber Lehrer und Schüler vergleiche die ausführliche Darstellung Stintzings, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft, S. 155 bis S. 209. — Deutsche Wendungen finden sich sehr selten in Zasius' Briefe eingestreut; hier will er natürlich den Volkswitz wörtlich wiedergeben. An einer anderen (übrigens längst beachteten) Stelle verwendet er das heimische Idiom, um seiner Emporung über des Oecolampadius Bestrebungen einen möglichst drastischen Ausdruck zu geben: „Wolte Got, daß ich den schelmischen, mörderischen, tüfelischen Bestwicht Oecolumpenman mit min henden zerrißen solt: also ist mir sin „opus doctum, disertum, elaboratum." (13. Cal. Sept. 1526).

Digitized by Google

II.

a) Monstra vocabulorum & carcinomata irrepunt occulte, ad quae genuinus aliquis Germanus quandoque vix indignationem, quandoque nauseam vix tenet ..... Jam a Latinis, jam Gallis, Hispanis etiam ac Italis mutuamur, quod domi nascitur longe elegantius. Vidi quoque, qui ne a Graecis quidem se abstineret. Talis illa vox, quae sine risu non excipiebatur: Jungfraw, ſie muß auch das τὸ πρέπον (decorum) obſerviren. En cor Zenodoti, en jecur Cratetis!

Martin Opitz, Aristarchus (1618), S. 93 (Witkowski).

b) Man mus hier das τὸ πρέπον obſerviren, ſagte jener Schoßhans zu ſeiner Liebſten, die es von dem Topffbrete verſtand.

Andreas Tſcherning, Lob des Weingottes (Roſtock, 1636), Außlegung von Z. 193 „das mittelmaß iſt gut.“[1])

III.

„Vil geſchrey vnd wenig woll, ſprach der Teuffel, da er — die ſaw beſchor.“

Jo. Thuilius, Mariaemontanus Tirol.: Andreae Alciati Emblemata cum commentariis (Padua, 1621), S. 22.[2])

Berlin. M. Rubenſohn.

---

1) In ſeinen „Frühling Deutſcher Gedichte“ (Breslau 1642, S. 104) wagte es Tſcherning nicht, jene burſchikoſe Bemerkung aufzunehmen. Sein Gönner und Landsmann Opitz hatte offenbar dieſelbe Quelle (Schwankbuch?) benutzt, aber den Witz ſelbſt unterdrückt oder als bekannt vorausgeſetzt (jetzt verſteht man erſt „non sine risu“). Die Parecheſe (τοπ = Top, πρεπ = bret) und die vorauszuſetzende Situation bedarf, denke ich, keiner weiteren Erklärung.

2) Thuilius, der Profeſſor der Humaniora in Freiburg und von 1623 ab in Padua war (geſtorben 1630), hatte „in ſeiner Jugend einen Ackersmann auf ſeines Vaterr Gütern abgeben ſollen“. Deutſche Wendungen verwendet dieſer Zeitgenoſſe Zinkgref mit Vorliebe „zur Erheiterung ſeiner Leſer“.

Digitized by Google

Recensionen und Referate.

Hirzel R., Der Dialog. S. Hirzel, Leipzig 1895, 2 Bände. 16 ℳ.

Für eine literaturhistorische Monographie läßt sich kaum ein Thema erdenken, das dankbarer zugleich und schwieriger wäre als der Versuch, die Entwickelung des Dialogs durch die Weltliteratur zu verfolgen. Nach allen Seiten ergeben sich Beziehungen und Verzweigungen, zum Drama wie zum Roman, zur Geschichte der „Gesellschaft" wie zu der der großen Probleme.

Glücklicherweise ist die große Aufgabe diesmal einem Würdigen in die Hand gefallen. Wir haben so eine Biographie des Dialogs erhalten, die für die allgemeine Literaturgeschichte von allergrößter Bedeutung, aber auch für jede einzelne Literaturgeschichte fruchtbar und aufschlußreich ist.

Vor allem imponiert die ungeheuere Belesenheit des Autors. Klassischer Philolog und in allen Einzelfragen der antiken Literatur zu Hause, verfügt Hirzel gleichzeitig über eine sichere Kenntnis fast aller neueren Literaturen, die ihm überall lehrreiche Analogien reicht. Es soll nicht geleugnet werden, daß besonders im ersten Band auch recht gezwungene Parallelen vorkommen, so (1, 91) die schiefe Zusammenstellung von Albrecht v. Haller mit Livius Andronicus. Wenn Kritias ein Romantiker war (1, 96 Anmerkung 1), so kann man ihn schwerlich mit Machiavell (1, 64) vergleichen; Nietzsche darf wohl kaum „ein moderner Kyniker" heißen (2, 251 Anmerkung 4) und Schleiermacher ist von F. Schlegel ganz anders abhängig als Niebuhr von Perizonius (1, 48 Anmerkung 2). Gelegentlich begibt sich auch wohl Hirzel aus lauter Lust am Citieren allzusehr des eigenen Urteils, wie wenn er nur O. Ludwig und Kuno Fischer zu liebe (2, 267 Anmerkung 4—5) das Verhältnis zwischen Monolog und Dialog im Drama dem im Leben entgegengesetzt sein läßt. Unendlich viel häufiger sind aber seine Analogien und Citate überraschend sicher und überzeugend. Ich nenne nur als Beispiele die Vergleichung der epikureischen Propaganda mit der Thätigkeit der Apostel (1, 356), die der Entwickelung des sokratischen Dialogs zur Menippischen Satire mit dem Herabgang von Lessing zu Börne (1, 380), die Mimen und Gozzi (1, 437), Horaz und Lessing (2, 14), die beiden Flügel der Kyniker und der Hegelianer (2, 93 Anmerkung); oder den hübschen Satz: „Wie Voltaire und Heinrich Heine behandelte Lucian die Philosophie belletristisch" (2, 328).

Digitized by Google

Auffallend, aber bei einem deutschen Gelehrten doch begreiflich ist es, daß der in englischer und französischer Dialogliteratur so bewanderte Verfasser am ersten noch — in der deutschen Lücken der Kenntnis zeigt. Wundert man sich schon, neben Aspasia und Ninon de l'Enclos (1,81) nicht wenigstens Caroline als weibliches Orakel genannt zu finden, sind Hirzels Behauptungen über Goethes Stellung zum Dialog (1,89; 2,425) schon entschieden anfechtbar, so ist die mittelhochdeutsche Literatur (2,383 f.) vollends stiefmütterlich behandelt. Von der Blüte des Zwiegespräches im „Wechsel" der Minnesinger, von den Streitgedichten der Lyriker und den Minnedialogen der Epiker erfährt man nichts und ein aus Jena datiertes Buch verschweigt den Wartburgkrieg so gut wie die altnordischen und angelsächsischen gereimten Dialoge! Auch in der neuhochdeutschen Literatur sind Prachtstücke wie Kleists Katechismus übergangen; und mit Befremden sieht man (1, 52) als „die beiden Classiker unter den modernen Pamphletisten" nicht Courier und Görres, sondern Courier und — Niebuhr genannt. Es ist auch nicht ganz richtig, daß die schöne Tenzone zwischen Uhland und Rückert vereinzelt geblieben sei (1, 19); neben dem allerdings nicht von den drei Kämpfern selbst verfaßten Wettgesang zwischen Kugler, Simrock und Wackernagel wäre an die Liederbeantwortungen zu erinnern, wie sie z. B. Gottfried Keller auf Justinus Kerners Dampfgedicht oder Herwegh auf Freiligraths Ablehnung der „Partei" verfaßt hat. — Von den Engländern scheint Hirzel nur den durch Brandes herrlich charakterisierten Landor zu wenig zu kennen, denn dieser kommt (2, 406 Anmerkung) doch zu kurz fort (1, 203 vermißt man seinen Namen ganz).

Wir haben diese Ausstellungen vorangeschickt, um nun ohne jede weitere Reserve unsere volle Bewunderung ausdrücken zu können. Ist Hirzel auch in der Geschichte, Analyse und Deutung des antiken Dialogs — wie es sich gebührt — weitaus am ausführlichsten, so fällt doch reiches Licht auf die Natur des Zwiegespräches überhaupt. Die Vorbedingungen des Dialogs im wirklichen Gespräch (2, 442) und im juristischen Auskragen (1, 78), die Arten seiner Aufzeichnung (1, 351), typische Züge wie die (von Hirzel vielleicht doch überschätzte) Neigung zum Anachronismus (1, 468. 491. 511. 519) und zum *σποιδογέλοιον* (1, 365; 2, 7 u. ö.), die typische Entwicklung von der begründeten Form zur Schablone (1, 308), das Verhältnis zur Komödie (1, 182) und zum Drama überhaupt (1, 199. 294), zum Brief (1, 304. 354 u. ö.), zum Monolog (1, 7. 446), zur Novelle (2, 153) und zum Roman (2, 41) sowie zum Essay (1, 243) werden in ebenso scharfsinniger wie ergiebiger Weise beleuchtet. Beständig achtet Hirzel nicht bloß auf den Inhalt, sondern ebenso gut auf die Form: auf die Scenerie der Dialoge (1, 197 f.), wonach er z. B. die „Villendialoge" (1, 430 f. 2, 352), die „Badedialoge" (2, 226) und die „Tempeldialoge" (2, 359) als charakteristische Gattungen ausbebt; auf das Ausgehen vom Gelegentlichen als Wurzel des echten Dialogs (1, 245) und auf effektvolle Schlüsse (1, 534); er schildert die absichtliche „Nachahmung"

Digitized by Google

in Platons Dialogen (1, 249) und charakterisiert die unbewußte Abspiegelung des Lebens in der Haltung der Zwiegespräche (1, 550). Neben solchen allgemeinen Fragen kommen aber die individuellen voll zu ihrem Recht. Da treten Platon, Lucian (2, 269 f.), Augustin (2, 376 f.) und besonders anschaulich Dion (2, 88) vor unser Auge; der Dialog des Platon wird mit dem des Aristoteles verglichen (1, 297), der griechische mit dem römischen (1, 491) die Symposien (1, 15. 359) und Disputationen (2, 42) verschiedener Zeiten werden neben einander gestellt. Poetische und historische Darstellung werden (2, 155) abgewogen, die Bedeutung der Titulaturen im neueren Gespräch (2, 420) und des französischen „plaisir d'interrompre“ (2, 428) finden ihren Platz. Wir sehen an den Typen des Alexander und Diogenes (2, 75) einen psychologischen Gegensatz von ewiger Bedeutung auftauchen und durch die Weltliteratur wandern. Tief greifen auch die Betrachtungen über die Selbstbeschauung in der Literatur (2, 264) und vor allem in dem groß angelegten Rückblick (2, 438 f.) die Auseinandersetzungen über den Charakter der Blütezeiten des Dialogs, über das, was Sophisten, Humanisten und Aufklärern (2, 447) gemein sei. Ganze unserer deutschen Lektüre fast verlorene Gebiete hat Hirzel gleichsam neu entdeckt. Den englischen Dialog, den er so begeistert hervorhebt, daß er Berkeley (S. 404) mit Platon vergleicht, wird man auch in Deutschland wieder anfangen müssen zu lesen; und ebenso Diderots prächtigen „Jacques le fataliste“ (S. 2, 415), obwohl man stutzig wird, wenn man sowohl Diderot (2, 416) als auch — Johnson (2, 400) mit Sokrates verglichen findet.

Eine Art der Dialoge hat Hirzel fast konsequent übergangen: die religiösen. Er erwähnt die alten indischen Religionsgespräche so wenig wie das Buch Hiob oder aus dem Neuen Testament die Unterredungen Christi mit der Samariterin, mit den Pharisäern oder den Aposteln. Auch hätten gewisse erst moderne Formen des Dialogs vielleicht eine beiläufige Erwähnung verdient z. B. das Zwiegespräch als Vorrede (bei Lichtenberg u. A.), und gewiß hätte die dialogische Anekdote einen Platz beanspruchen mögen. Wer aber ein solches Werk an den Tag fördert, wie Hirzel, der darf verlangen, daß man auch bei dem, was er scheinbar übersah, geheime Ursachen vermutet; denn vor dieser in Inhalt und Form glänzenden Leistung verliert man den Mut, unbefangen zu vermissen.

Berlin. Richard M. Meyer.

Weise O., Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Leipzig, Teubner 1895. 2.40 ℳ[1])

Vorliegendes Buch ist in der neuerdings wieder üblicher gewordenen Art, sprachwissenschaftliche Gegenstände einem größeren Kreise durch populäre

1) Die inzwischen erschienene 2. Auflage konnte nicht mehr eingehend berücksichtigt werden. Formale Besserungen wären fast auf jeder Seite zu verzeichnen; von unseren Ausstellungen sind die mit (*) versehenen berichtigt.

Digitized by Google

Darstellung zugänglich zu machen, geschrieben. Der Verfasser wurde zur Abfassung einmal durch den Erfolg, den er mit seiner Charakteristik der lateinischen Sprache (ebenda 1891) erzielte, und sodann durch ein Preisausschreiben des allgemeinen deutschen Sprachvereins ermuntert. In ihrem Hauptteile scheint die Arbeit den gestellten Anforderungen Genüge zu leisten. Der hierin enthaltenen Charakteristik der deutschen Sprache geht eine kurze Geschichte derselben voraus, deren skizzenhafte Art der Verfasser dadurch rechtfertigt, „daß dieser einleitende Abschnitt durch alle folgenden Abschnitte ergänzt wird." Trotzdem kann sich Referent mit diesem Teile weniger einverstanden erklären. Wichtige Dinge fehlen ganz, anderes hätte ausführlicher dargestellt werden können, manches deutlicher und richtiger. So vermißt man S. 2, wo von der germanischen Lautverschiebung die Rede ist, die Darlegung des Vernerschen Gesetzes, wofür der Hinweis auf S. 132 nicht entschädigt; S. 4 fehlt die Verschiebung von $3 > s$ wie auch schon vorher Störungen der ersten Lautverschiebung unberücksichtigt geblieben sind. Die kontinuierliche Entwicklung vom althochdeutschen zum mittelhochdeutschen wird S. 10 f. nicht gekennzeichnet, nicht erst mit der Entstehung der höfischen Dichtersprache „ging der deutschen Sprache ein gut Teil sinnlicher Kraft und Klangfülle verloren." Bei der Besprechung der Kanzleisprachen S. 20 f. konnte auf ihre bald eintretende Verknöcherung als Grund für den Verlust ihres Einflusses hingewiesen werden. S. 21 wäre auch an andere Schriftsteller des 16. Jahrhunderts außer Luther zu erinnern gewesen (§ 29 ist davon nur in anderem Zusammenhang die Rede). § 22 fehlt die Darlegung des Einflusses der mitteldeutschen Mundart auf die Schriftsprache Luthers. Daß Otfrid den Stabreim durch den Endreim *ersetzt* habe, ist wol zu viel gesagt (S. 7). Kero § 8 hätte besser wegbleiben sollen wie auch die Verlegung der Heimat Walters ins Eisackthal S. 11. Jungiro und wissagunga (S. 7) sind nach einem andern Prinzip aus dem Lateinischen übertragen als heidan und zwelfboto. Unter die Beispiele für Wahrung alter Kürze S. 14 gehört bärfuss nur bedingungsweise. S. 22 Zeile 11 ist unklar; es soll wohl heißen „starke Nom. Pl. wie tugende, meinunge." Das S. 32 gefällte Urteil über den Abstieg der Sprache des 19. Jahrhunderts von der durch die Klassiker erreichten Höhe gehört zu jenen aprioristischen und unhistorischen Behauptungen, die doch endlich verschwinden sollten: nicht bloß die wissenschaftliche, auch die Dichtersprache hat sich in einer Richtung fortentwickelt, die nicht zum Verfall führt.

Die nun folgenden Kapitel, die der Schilderung des Wesens unserer Muttersprache dienen, sind durchweg recht instruktiv und anregend. Nach dem Grundsatz, daß Sprache und Art eines Volkes Hand in Hand gehen, beleuchtet der Verfasser vom Gegensatz zwischen Deutschen und Romanen ausgehend die unserem Wesen entsprechende größere Härte und Schwere unserer Sprache in Lautentwicklung, Tonverhältnissen und Verskunst, den

Digitized by Google

in der Wortbildung hervortretenden Zug zur Volkstümlichkeit und Deutlichkeit, die aber auch oft in Kleinlichkeit ausarten kann (Ueberfluß der Satzzeichen!), und wendet sich schließlich zu den Wortmaterialien, die besonders geeignet sind das Volksgemüt zu charakterisieren (Pflanzen und Tiere; Wertschätzung des Weibes, Treue, Liebe, Gastfreundschaft, Mut; Personennamen; Bilder und Gleichnisse u. a.). „Starr und steif wie die Tanne des heimischen Bodens, aber dabei auch weich wie die sanften Linien der zarten Birke, knorrig und fest wie die Eiche des germanischen Urwaldes, aber auch mild wie die duftige Linde, so ist der Deutsche, so ist auch seine Sprache: in rauher Schale ein edler Kern." Panegyrische Stellen wie diese Schlußworte des Kapitels finden sich in dem Buche reichlich, und wir wollen sie gern gelten lassen, wennschon nicht überall die Klippe der Uebertreibung glücklich umschifft ist. Im einzelnen dürfte nur die S. 46 beigebrachte Begründung für die Einführung der Majuskel zu beanstanden sein: nicht Scheidung von Haupt- und Eigenschaftswörtern, sondern Betonung des Wesentlichen war — abgesehen von der Setzerwillkür — ursprünglich maßgebend, wie ein Blick in die Drucke lehrt.

Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit dem Gegensatz von Ober- und Niederdeutschland; es wird nachgewiesen, wie der Süden mehr in den Künsten, der Norden im Staats- und Kriegswesen sich hervorgethan, wie dort das Leben der Sprache reichere Entfaltung, hier strengere Regelung zeigt, und wie schließlich auch hier wieder der Wortschatz für die Stammesart kennzeichnend wird. Eine Parallele zwischen Goethe und Lessing versinnbildlicht am Schlusse des Abschnittes diesen Gegensatz. Zu weit geht die Vergleichung aber z. B. S. 62, wo dem Süden die Schöpfung der „drei Blüteperioden um 600, 1200, 1800" zugesprochen wird, und S. 68 kommt Mitteldeutschland überhaupt etwas zu kurz weg.

In dem die Standesunterschiede behandelnden Abschnitt war eine schärfere Scheidung des eigentlich „Mundartlichen" (vgl. das Bild auf S. 73) von den Gassendialekten, wie ich das städtische Slang nennen möchte, zu erstreben. Gerade diese fordern immer mehr zu gesonderter Betrachtung heraus. (So dürften hierher einige der S. 76 verzeichneten Beispiele gehören). Auch war hier der Ort, auf die Sprache der verschiedenen Berufsstände näher einzugehen. So wird aber nur Volkssprache und Dichtersprache der der Kanzlei und Gelehrten entgegengesetzt, wobei wieder die Schriftsprache nur unvollständig beleuchtet wird. Einzelnes: Die Wandlung von ä>au ist auch altbairisch (S. 75). Soll sich (S. 76) wirklich in den Endungen von duchesse und ‚Müllersche' ein Vergleichspunkt finden lassen? (*)

Die beiden folgenden, eng zusammenhängenden Abschnitte decken die Beziehungen zwischen Kultur und Sprache auf: an reichen Wortmaterialien (in den löblicherweise sonst so zahlreichen Literaturangaben hätte gerade hier Kluges Etymologisches Wörterbuch, das sorgfältig benutzt ist, genannt werden

Digitized by Google

sollen) werden Einrichtungen, Sitten und Gebräuche dargestellt, und sodann die Entwicklung des Stils an der Hand der Kulturentwicklung nachgewiesen. — An die Verbindung von Wonne und althochdeutsch wunnea = Weide, althochdeutsch wini und gotisch winja S. 90 f.) möchte Referent nicht glauben, auch ist nicht klar, wie „Krug" und „Tonne" auf die Grundbedeutung „lederner Schlauch" (S. 93) zurückgehen sollen. S. 113 treten nur die Schäden, die der Humanismus unserer Muttersprache gebracht hat, hervor; doch ist — ganz abgesehen von der geistigen Hebung, die doch auch der Sprache mit der Zeit zu gute kommen mußte, — der formale Nutzen keineswegs gering anzuschlagen. Die pessimistische Anschauung von dem sprachlichen Niedergang (S. 125) in unseren Tagen entspricht dem oben schon über die Poesie des 19. Jahrhunderts vorgebrachten.

Nachdem so die Zusammenhänge der deutschen Sprache mit Wesen und Kulturverhältnissen des Volkes aufgedeckt sind, wird aus dem äußern und innern Leben der Sprache an sich ihre Charakteristik gezogen. Das Kapitel über Lautwandel konstatiert die wichtigsten Erscheinungen im Konsonantismus und Vokalismus, soweit sie nicht schon in dem geschichtlichen Abschnitt dargestellt waren, läßt aber teilweis eine nähere Begründung, namentlich nach der physiologischen Seite hin, vermissen, wofür sich nur S. 137 am Ende eine allgemeine Andeutung findet. Der Wandel der lenes in fortes im Auslaut durfte S. 131 nicht unerwähnt bleiben. S. 134 war auf die Analogiewirkung der Dehnung von im Plural offenen Silben auf den Singular hinzuweisen. Hübsch ist S. 135 die Erklärung für die Entstehung des Dehnungs-h. „Ekel" hängt wohl kaum mit englisch irk zusammen (S. 129) (*). Bei der Erläuterung des Zusammenfalls der Endung der 3. Sg. -et mit dem auf -t auslautenden Stamm (S. 132) ist der Ausdruck mißraten: Fällt da die tieftonige Endungssilbe mit der vorangegangenen gleich oder ähnlich lautenden Silbe zusammen?

Dem Absatz über Wortbeugung, der ausgehend von starker und schwacher Flexion den allmähligen Verfall des alten Formenreichtums und die Ausgleichung behandelt, folgt im Kapitel „Wortbildung" Besprechung der Ableitungsendungen und Wortzusammensetzung. Zu S. 170 sei bemerkt, daß bei der Ausbreitung des unorganischen Genitiv-s in der Kompositionsfuge ursprünglich wohl nicht nur die Analogie, sondern dentale Nachbarschaft mit gewirkt hat. — In lebendiger Darstellung bietet eine reiche Materialsammlung das Kapitel „Fremdwörter." Daß der Verfasser als Anhänger der sprachreinigenden Bewegung recht kräftig gegen die Fremdwörtersucht ankämpft, ist natürlich und gut; daß man aber besser thut, in der Grammatik wie überhaupt zum Ausdruck vielgebrauchter wissenschaftlicher Begriffe die alte Terminologie beizubehalten, wird man immer und immer wieder betonen müssen. — Durch sehr unterrichtende statistische Angaben (die auch sonst nicht fehlen) zeichnet sich der folgende Abschnitt aus, der die Schicksale

Digitized by Google

der heimischen Wörter zum Gegenstande hat. — Dem innern Leben der Wörter sind die drei letzten Kapitel „Geschlecht, Wortbedeutung, Satzfügung“ gewidmet. Die Deutung des Geschlechts wird, wo der Hinweis auf das natürliche Genus und die Analogie versagt, immer ihre Schwierigkeiten behalten und der Phantasie Thür und Thor öffnen. Kann man auch mit dem von Weise gebotenen fast durchweg übereinstimmen, so berühren doch Deutungen wie die des g. fem. der Bäume „weil sie sich nicht vom Platze bewegen können“ (S. 210) oder die verschiedene Art, auf die S. 213 das g. neutr. von „Kamel“, „Feuer“, „Mensch“ erklärt wird, seltsam. — Sehr anregend ist die folgende Darstellung der Bedeutungsentwicklung und -Wandlung der Wörter, etwas kurz geraten der letzte das Satzgefüge behandelnde Abschnitt, obschon sich doch aus der Syntax unserer Sprache gewiß viel für ihr Wesen charakteristisches ziehen läßt.

Weitere Einzelheiten können unerwähnt bleiben: der Gesamteindruck, den das Buch macht, ist ein günstiger. Auch Ausstattung und Druck ist angemessen und ziemlich korrekt (woher kommt es aber, daß der Verfasser der Geschichte der schwäbischen Mundart fast durchweg um ein f zu kurz kommt?). Möge Weises Schrift nicht blos den Fachgenossen Anregung, sondern auch andern, die ein Interesse für die deutsche Sprache haben, Belehrung bringen.

Gera. Friedrich Weidling.

Wunderlich H., Unsere Umgangsprache[1]) in der Eigenart ihrer Satzfügung dargestellt. Weimar und Berlin, Felber 1894. 4.50 *M.*

Die wissenschaftliche Erforschung der Sprache des täglichen Lebens, soweit sie nicht dialektisch begrenzt ist, ist erst in den Anfängen begriffen, sowohl nach der lexikalischen, als besonders nach der grammatischen Seite hin. Es ist daher lebhaft zu begrüßen, daß ein Forscher wie Wunderlich, der durch seine bisherigen grammatischen Arbeiten seinen Beruf zur Behandlung besonders syntaktischer Probleme bewiesen hat, sich in vorliegendem Buche des schwer zu fassenden Stoffes unserer Umgangssprache bemächtigt und die Art ihrer Satzfügung darstellt.

Quelle ist ihm in erster Linie mit Recht der Dialog; zu Belegen wird besonders das Schauspiel, „das den Konversationston pflegt“, herangezogen, so Goethes Götz und Egmont und sodann das neuere Schauspiel des jüngsten Deutschlands. Des weiteren kommt eine Auslese mundartlicher Literatur in Betracht. Ohne Zweifel ist ein solches Verfahren, die Beweisführung nur auf gedruckte Materialien zu stützen, sehr berechtigt: einer allzu subjektiven Behandlung des Stoffes wird so vollkommen vorgebeugt, vorausgesetzt, daß

1) Sic. Wunderlich verpönt das historisch unberechtigte Genetiv-s da, wo es graphisch störend wirkt; er schreibt „Gesellschaftschicht“, aber „Erscheinungsform“, — ein offenbar zweckloses Verfahren: entweder schreibe man das -s da, wo es grammatisch berechtigt ist und lasse es in den übrigen Fällen weg, oder man folge durchweg der Aussprache, die es auch wohl da fordert, wo das zweite Kompositionselement mit f anlautet.

Digitized by Google

wieder von den Willkürlichkeiten der Quellen (und man kann bestreiten, daß „die Dramen des Fischerschen Verlags“ durchweg treue Bilder unserer Umgangssprache liefern) abstrahiert wird. Und der Verfasser hat dies wohl überall gethan, wie auch die andere Gefahr, Beispiele zur Erläuterung eines Gesetzes zu pressen, glücklich vermieden ist. — Von großer Wichtigkeit nun ist offenbar die Methode, nach der das Material gruppiert, die Gesichtspunkte für die Behandlung des Stoffes aufgestellt werden, und hierin liegt auch die besondere Schwierigkeit unseres Gebietes. Faßt man die Umgangssprache als das, was sie wirklich ist, als lediglich gesprochene Sprache, die im Verkehrsleben gilt, wobei sich die Reflexion des Redenden nur auf den Inhalt, nicht auf die (und dies am allerletzten) kunstmäßige Form richtet, so tritt sie allerdings in den lebhaftesten Gegensatz zur Schriftsprache (sofern diese nicht jene nachzuahmen, schriftlich zu fixieren sucht) und aus diesem Gegensatz müssen sich alle ihre Eigenheiten ergeben. So bildet das einleitende Kapitel „Rede und Schrift“ die Grundlage für die folgenden Betrachtungen. Nach der einen Seite hin charakterisiert eine größere Fülle und nach der andern eine größere Knappheit gegenüber der Schriftsprache die Umgangssprache. Diese Doppelseitigkeit bietet eigentlich den allgemeinsten Einteilungsgrund für die Syntax der letzteren; diesem sind die Kapitel III und IV („Der sparsame Zug, der verschwenderische Zug der Umgangsprache“) gewidmet. Zeigt sich hierin mehr die Art, wie die Wortmaterialien, die den Rohstoff liefern, zum Ausdruck der Gedanken zusammengestellt werden, so lehrt uns die Wandlung und Entwicklung der Werte, die die Formen in Funktion und Bedeutung gewinnen, einen andern, höchst bedeutsamen Charakterzug der Umgangssprache kennen (Kapitel V. Der Tauschwert unserer Formen und Formeln). Es ist vor allem eine Summe von Neubildungen, die hier ihre Darstellung findet. Andererseits tritt innerhalb der „Flut der Neubildungen“ eine Anzahl von Erscheinungen zu tage, die wieder zeigen, wie die Umgangssprache auch am alten festhält. In dem einschlägigen Kapitel VI „Altertümlichkeit der Prägung“ wird freilich sehr Verschiedenartiges zusammengebracht. Die Abneigung gegen Beobachtung der Kongruenz und eine gewisse Abundanz im Gebrauche zeigt die Neutralform des pron. pers. 3. ps. Sehen wir hier Kapitel IV mit hereinspielen, so wird man wie für Kapitel V so auch für Kapitel III die Neigung des plur. pron. pers. 3. ps. auf nicht genannte Personen hinzuweisen, in Anspruch nehmen. Altertümlichkeit zeigt sich weiter in der Satzverknüpfung und ihren Mitteln; bei der Parataxe springt dies ohne weiteres ins Auge; bei der Besprechung des Gebrauchs der Bindepartikeln wie auch der Wortstellung hätte Verfasser vielleicht dem Thema des Kapitels entsprechend etwas ausführlichere Nachweise bieten können.

Nach zwei Hauptgesichtspunkten und zwar hier wieder nach der

Digitized by Google

positiven und der negativen Seite hin (Sparsamkeit: Verschwendung; Streben nach Neubildung: Streben nach Konservierung alten Gutes) sahen wir also den Stoff gruppiert und man muß bekennen, daß sich mit den hier festgelegten Prinzipien entschieden vorwärts kommen läßt. Scharfe Abgrenzungen sind ja im vorliegenden Gebiete besonders schwer zu erzielen und man wird gar manche Erscheinung unter verschiedene Gesichtspunkte bringen können. Alle genannten aber treten sehr deutlich in den Eröffnungsformen des Gespräches hervor, und wenn Wunderlich diesen einen besonderen Abschnitt widmet (Kapitel II), so führt dieses Verfahren zwar aus dem Rahmen methodischer Disposition heraus, ist aber aus praktischen Gründen gut zu heißen, da eben der grundlegende Unterschied gesprochenen und geschriebenen Ausdrucks hier am besten offenbar wird. Die Reflexe der Empfindungen, die sich hier zumal in Interjektionen und Partikeln spiegeln, mit denen die Umgangssprache ihre Aeußerungen einleitet, und die Art der Verbindung dieser einleitenden Formen mit dem zunächst folgenden Gedanken lassen schon die verschiedenen für die Umgangssprache charakteristischen Züge erkennen.

Kann man so dem Bestreben des Verfassers, „die Zusammenhänge fest und sicher abzugrenzen, in die sich die Einzelheiten einreihen lassen", den Erfolg zugestehen, so bleibt auch in der Ausführung im einzelnen, die bei trefflicher Eleganz des Ausdrucks selten nur die wünschenswerte Genauigkeit und Deutlichkeit vermissen läßt, wenig zu beanstanden. Einige Bemerkungen seien noch gestattet. S. 28 und 29 ist von dem „Wechselverhältnis", in dem Stimmeinsatz und Empfindung, und den „Wechselwirkungen", in denen Interjektionen mit gewohnheitsmäßig ihnen angeschlossenen Worten stehen sollen, die Rede, während doch hier nur eine einseitige Wirkung der zweiten Elemente auf die Gestaltung respektive Bedeutung der ersten gemeint sein kann („he!": „eh!" — „ach, wie schade!"). Zu S. 53 und 56: Die Formeln „Sie entschuldigen" und „höre", „laß" (scil. „sein" oder „ab") sind doch nicht blos dem pfälzischen respektive schweizerischen Dialekt eingewurzelt, — auch Beispiele für die Gemeinsamkeit der Dialekte in gewissen Fügungen gegenüber dem wechselnden Lautstand! Dasselbe gilt für die auch mitteldeutsch sehr häufigen „weisde" (S. 59) und „geh", „geh nur" (S. 62). Wie die Abundanz im Gebrauch der Verba des Sagens nicht blos mundartlich beschränkt ist, beweist ein Gassenhauer, der zu dem Beispiel auf S. 54 eine Parallele bietet: „In Berlin, sagt er, mußt du sein, sagt er, denn da hamm se, sagt er, viel Verstand." — S. 93: Die Stufe III des Prozesses der Sparsamkeit gegenüber dem Verbum: Unterdrückung der Copula, gehört doch wohl mehr zu den Fällen S. 84, wo das Prädikat durch Nomina ersetzt wird. — Auf S. 103 ist nur an die oberdeutschen Dialekte gedacht; vgl. dagegen sächsisch „sagsde" zu bairisch „sagst." — S. 104 zeigt das Beispiel aus Anzengruber „no jo, geh' schon" doch sicher Verwitterung des

Digitized by Google

Subjektswortes. — „Apositopese" (S. 113) ist doch wohl nur bei „subjektiven Hemmungen" (S. 117) anzunehmen. Was Wunderlich S. 147 f. für die Erklärung des Konjunktivs als eines Jussivs beibringt, wird auch jetzt noch keinen Anklang finden: das Hilfsverb „müssen" hat doch wohl in den angeführten Stellen von seinem ursprünglichen stark imperativischen Bedeutungsgehalt eingebüßt. — Die Konjunktive in dem Citat aus Heine (S. 205) „er lasse sich nur die Form bezahlen und den Stoff schenke er" haben noch die Nebenbedeutung der Beanstandung der Wahrheit durch den Berichtenden, sind also nicht blos funktionell für die Anführungszeichen gebraucht. — Auf derselben Seite zeigt das erste Beispiel für die Bedrängung des Konjunktivs durch den Indikativ eben große Willkür, während die beiden folgenden sehr natürlich sind: also auch hier nur teilweise Verschiebungen, wie überhaupt gerade in der Umgangssprache die Gesetze sich nur so locker formulieren lassen, wie jene selbst gefügt ist.

Zum Schluß: das anregende Buch möge Benutzung und Dank von seiten der Fachgenossen erfahren, und der Verfasser uns bald mit Fortsetzung der Durchforschung des so anziehenden Gebietes erfreuen.

Gera. Friedrich Weidling.

1) Studentensprache und Studentenlied in Halle vor 100 Jahren. Neudruck des „Idiotikon der Burschensprache" von 1795 und der „Studentenlieder" von 1781. Eine Jubiläumsgabe für die Universität Halle-Wittenberg, dargebracht vom „Deutschen Abend" in Halle. Halle a./S. Niemeyer. 1894. 3 M.

2) Meier J., „Hallische Studentensprache". Eine Festgabe zum zweihundertjährigen Jubiläum der Universität Halle. Halle a./S. Niemeyer. 1894. 2 M.

3) Kluge F., „Deutsche Studentensprache". Straßburg. K. J. Trübner. 1895. 2,50 M.

Es ist kein Zufall, daß in weniger als einer Jahresfrist drei wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht worden sind, die in das Gebiet des Studentenlebens einschlagen; die äußeren Anlässe, die teilweise mitwirkten, treten vielmehr zurück hinter der Thatsache, daß das Studentenleben von den verschiedensten Ausgangspunkten her der Forschung nahe rückt. Die Literaturforschung konnte seit geraumer Zeit nicht mehr mit bloßen Seitenblicken an dem feuchten Erdreich vorbeigehen, aus dem so viele Wurzeln bis in die Kronen der deutschen Dichtung hinauf ihre Keime treiben. Ebenso mußte die Erstarkung des biographischen Momentes in der Literaturforschung die Blicke auf dieses „Milieu" lenken, das doch mehr als einen Dichter recht lange umstrickt hielt. Auch die innigere Fühlung, die der akademische Lehrer über den Hörsaal hinaus mit seinen Schülern zu gewinnen sucht, hat nach

Digitized by Google

dieser Seite hin ihre Früchte getragen, und so ist es nicht zu verwundern, daß Erich Schmidt schon früh diesen Boden angebaut hat, daß ihm Burdach in der Darbietung des Deutschen Abends eine so ansprechende Gabe entlockt. Ein anderer Weg zum Studentenleben führt von der deutschen Sprachforschung aus. Die Verkehrsgemeinschaft als Faktor der Sprachschöpfung und Sprachveränderung wird immer eindringlicher in Untersuchung gezogen und in den einzelnen Berufs- und Standessprachen ausgebeutet. Die wachsende Energie, die sich hier geltend macht, läßt sich am besten in unseren neueren Wörterbüchern belauschen, bei Heyne und in den verschiedenen Auflagen des Etymologischen Wörterbuches von Kluge. Hatte dort schon in der ersten Ausgabe bei dem Worte Bursche die Bedeutungsentwicklung Gelegenheit gegeben, Parallelen hiezu auch aus der „Studentensprache" beizubringen, so zeigt doch gerade die fünfte Auflage, die den Artikel zu einem kleinen Ueberblick über die Burschensprache ausweitet, charakteristische Aenderungen. Es machen sich eben jene Studien geltend, zu denen Kluge in Jena auch vom „genius loci" angeregt worden war und die als vorläufiges Ergebnis den Vortrag „über deutsche Studentensprache" vom 20. Dezember 1892[1]) gezeitigt hatten. Hier finden wir den Wortschatz der Burschensprache nach seiner Bedeutung für die wissenschaftliche Erkenntnis gewürdigt, wir finden sein Wesen durch eine gefällige Gliederung in Gruppen veranschaulicht, sein Werden in Beziehung gesetzt zur Entwicklungsgeschichte des Studentenlebens und unseres Volkstums überhaupt.

Es war ein Entwurf, aber dem Leser mußte sich die Empfindung aufdrängen, daß hier für die Skizze auch schon die Farben flüssig seien, um die Zeichnung abzurunden und zu beleben. Mit dieser Empfindung scheint auch der Verfasser des Aufsatzes bei seinen Lesern gerechnet zu haben und deshalb läßt sich die Ueberraschung verstehen, der er Ausdruck gab, als unter den oben angeführten Gaben zum Jubiläum der Universität Halle die „Hallische Studentensprache" erschien, die einerseits die Selbständigkeit ihrer Arbeit betonte, andererseits aber doch vorwiegend aus dem Acker erntete, den Kluge erstmals umgepflügt hatte. Hier darf wohl das persönliche Moment, dürfen die kleinen Versehen und Mißverständnisse übergangen werden, die sich an diesen Zwischenfall knüpfen, für uns hat das Ergebnis allein Interesse, das daraus hervorging. Denn mit der Absicht, sein Eigentum zu wahren und voll zum Ausdruck zu bringen, ist Kluge an seine „Deutsche Studentensprache" gegangen.

Diese längere Vorgeschichte ist der notwendige Untergrund, auf dem sich unser Urteil über die einzelnen Leistungen aufbauen muß. Sie allein ermöglicht uns den unbefangenen Blick für die Selbständigkeit, die John Meier seiner Forschung zuerkennt und die er Kluge gegenüber in der reicheren

[1]) In der Jahresversammlung des deutschen Sprachvereins zu Weimar; abgedruckt in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1892, Nr. 297.

Digitized by Google

Verwertung der literarhistorischen Momente bethätigt. Allerdings ist er hier dafür um so abhängiger von den Darbietungen des Deutschen Abends, denen das Vorwort von Burdach eine weite Perspektive, einen Hintergrund voll Leben und Bewegung gegeben hat. Dieses Vorwort gilt freilich auch nicht blos dem Neudruck eines Idiotikons sondern zugleich einer Ausgabe von „Studentenliedern“[1]) und so war damit von vorneherein für die Sprachbetrachtung, die im lexikalischen Rahmen leicht das Körperliche abstreift, die Fühlung mit einem so wichtigen Träger des Sprachlebens, wie das Studentenlied es ist, gewahrt.

Das „Idiotikon der Burschensprache“ von 1795 nun, als dessen Autor Christian F. Bernhard Augustin (nicht Kinderling) dargethan wird, giebt Gelegenheit, dem Verbleib der dort verzeichneten Ausdrücke nachzuspüren. Die Schicksale der vor 100 Jahren in Halle als studentisch geltenden Ausdrücke sind das Hauptproblem, das den Deutschen Abend beschäftigt (Einleitung S. XII). In der gewählteren Literatursprache, in der Umgangssprache und in den vulgären Formen des Verkehrs lassen sich einzelne dieser Worte belegen, andere dagegen sind dem studentischen Sprachgebrauch treu geblieben oder sie sind in ihm ausgestorben, verkümmert oder umgebildet. Für die Ermittlung der Schicksale dieser zweiten Hauptklasse ist nun im Besondern der Deutsche Abend in Aktion getreten. Durch Meinungsaustausch, gelegentlich geradezu durch Abstimmung, wurde festgestellt, daß „honorig“, „pereiren“, „pro poena trinken“ in Halle noch studentisch weiterlebe, daß dagegen „anpetzen“, „klemmen“, „schassen“, „schießen“, die Begrüßung mit „Prost“ u. a. schon in den Niederungen des Studententums, in der pennalistischen Sprache der Gymnasien angekommen ist. Neben ausgestorbenen Worten werden auch „Sproßbildungen“ erwähnt, für die besser noch eine Scheidung hätte getroffen werden sollen zwischen Ergebnissen des Verwitterungsprozesses („Mappe“ aus „Kollegmappe“, „Skandal“ aus „Bierskandal“, „Schmaus“ aus „Doctorschmaus“) Umbildungen („auswichsen“ in jüngeres „durchwichsen“) und Häufungen, wozu z. B. „kreuzfidel“, „sackfidel“ für älteres „fidel“, „pikfein“ u. a. gehören würde.

Wie schon hervorgehoben, ist es in erster Linie die neuere Entwicklung, die der Deutsche Abend ins Auge faßt und so giebt er auch in der Ausgabe des Idiotikons selbst hauptsächlich nach dieser Seite seine Literaturbelege: „Es ist eine der interessantesten Fragen der neuhochdeutschen Sprachgeschichte, welchen Anteil die Kastensprache, die sozusagen technische, absichtlich exclusive Redeweise bestimmter socialer Kreise und Berufsklassen, an der Ausbildung und Bereicherung des Wortbestandes der gebildeten Schrift- und Umgangssprache und welche Beziehung die einzelnen Schriftsteller zu jenen haben“ (Einleitung S. XIII). Diese letzteren Be-

1) Wir müssen uns hier auf die Würdigung des sprachlichen Teils beschränken.

Digitized by Google

ziehungen konnten freilich in diesem Rahmen nur flüchtig skizziert werden. Ebenso ist die Vorgeschichte für die einzelnen Bestandteile des Idiotikons nicht aufgerollt worden. „Die Quellen der Studentensprache im Einzelnen genauer zu sondern, wird die künftige Forschung nicht versäumen dürfen" (Einleitung S. XIV). „Von Dr. John Meier hat die wissenschaftliche Welt umfassendere und eindringendere Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Studentensprache zu erwarten, deren erste Probe voraussichtlich mit diesen Blättern ans Licht treten wird (Einleitung S. XIV/XV)." Nichts konnte den Untersuchungen Meiers empfindlicheren Schaden bereiten, als diese Stelle des Vorwortes, die namentlich, wenn man sie mit den wenigen Bemerkungen über Kluge (S. VII) zusammenstellte, hochgespannte Erwartungen erregen mußte.

Der Kernpunkt von Meiers Untersuchungen wurzelt in einem sorgfältigen Studium der Gaunersprache nach Avé Lallemant und älteren Quellen. Von hier aus gelingt es ihm, den Einfluß dieser Sprache auf die studentische breiter und eindringender darzulegen; er ist freilich auch geneigt, diesen Einfluß eher zu überschätzen als zu unterschätzen. Immerhin aber gelangt er in dem Bestreben, diesen Einfluß nun auch zu erklären, zu einer anschaulichen Kennzeichnung der Berührungen zwischen dem Bruder Studio und den niedersten Schichten des Volkes. Außer den Trinkstätten der Universitätsstadt selbst bot die Landstraße vor allem Gelegenheit, und hier darf auch an die Form erinnert werden, in der früher die Studiosi zur Hochschule wanderten. Von den protestantischen Reichsstädten des Südens wurden ganze Schwärme gerade nach Halle entsandt, die auf dem weiten Wege vollauf Muße hatten, in den Herbergen, in denen sie auf neuen Zuzug warteten, auch die tiefer stehenden Elemente der Fahrenden kennen zu lernen. Als Gegenstück dazu mag F. L. Jahn dienen, der als Hallischer Student durch die deutschen Lande wanderte, auch bei ihm tritt als Ergebnis dieser Wanderungen in erster Linie die Bereicherung des Sprachschatzes in den Vordergrund, freilich nach anderer Richtung als bei seinen Kommilitonen.

In der sonstigen Darstellung bietet Meier mehr Aufsätze als Ausführung, namentlich geht ihm, nachdem die Anleihen, die die Studentensprache bei anderen Ständen und bei fremden Sprachen (Latein, Griechisch, Französisch) macht, abgehandelt sind, für die Gliederung des übrigen Stoffes ein leitendes Prinzip verloren. Auch die Hauptpunkte, auf die sich die Diskussion heutzutage richtet, die Erklärung der Worte „Fidibus", „Fuchs", „Philister",[1]) „Salamander" konnte wenig neue Beleuchtung erhalten, immerhin belegt er „Fuchs" um 100 Jahre früher als Kluge, und die Deutung von „Smollis" als einer 2. Person Singularis zu dem niederdeutschen Verbum „smollen" = „saufen" („schlemmen") hat Meier meines Erachtens überzeugend gegen Kluge verteidigt. Im Anhang giebt auch Meier einige Proben aus der

1) Vgl. Kluge in der Allgemeinen Zeitung 1895 Beilage 7.

Digitized by Google

Studentenliteratur in Poesie und Prosa und belebt dadurch, so spärlich auch diese Gabe ist, seine Ausführungen. Aus den Anmerkungen, die den Eindruck der Ungleichartigkeit des Gebotenen verstärken, möchte ich die Anfangsworte hervorheben: „So machen sich schon vor der Reformation stärkere Ansätze zu einer freieren Lebensführung geltend, allein erst die religiöse Revolution brachte hier entscheidende Aenderungen. So haben die Studenten in den Burſen sehr oft kein eingezogenes und klerikales Leben geführt — wir hören sogar vielfach von tollen Streichen — allein das Prinzip war da, und wird auch in der Hauptsache thatsächliche Anerkennung gefunden haben." Meier durchbricht hier wenigstens in der Theorie jene heutzutage in der deutschen Literaturgeschichte so häufig zu beobachtende, im Grunde mehr auf äußeren Verhältnissen beruhende Gewohnheit, mit dem 16. Jahrhundert einen Einschnitt zu machen, der zwei getrennte Welten auseinanderhält. Auch in den Forschungen über deutsche Studentensprache dürften die Vagantenlieder und das Volkslied des 15/16. Jahrhunderts ihre Rolle spielen.

Das Studentenlied nun kann auch für die rein sprachliche Erforschung des Studentenlebens nicht entbehrt werden. Kluge hat in seiner „Deutschen Studentensprache" das Lied sehr weit zurücktreten lassen hinter dem Gerippe der Wörterbücher und das hat sich schon an dem zweiten Teile seines Werkes, dem „Wörterbuche der Studentensprache" gerächt. Daß diese Sammlung natürlich nicht gleich erschöpfend ausfallen konnte, mußte jedem Sachverständigen einleuchten, ebenso daß aus neuen Quellen neue Belege, neue Zeitgrenzen für einzelne Worte geschöpft werden konnten. Das thut der Bedeutung der Arbeit in keiner Weise Eintrag. Aber das reichhaltige Material, das Erich Schmidt in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (1895 S. 10—28) nach dieser Richtung beisteuert, zeigt uns so manches Wort, das uns aus dem Studentenliede vertraut ist und das um deswillen schon vom Laien bei Kluge gern nachgeschlagen würde. Und auch für die Verwertung des Materials, für die historische und grammatische Gliederung, der Kluge im ersten Teil seines Buches eine sorgsame, liebevolle und aufhellende Behandlung hat angedeihen lassen, wäre es immer noch von Gewinn gewesen, wenn der Verfasser das Leben dieser Sprache auch im Liede belauscht hätte. Die freie Handhabung der Sprache, die bald burschikose, bald dialektische Behandlung des Formensystems z. B. tritt uns im Liede bald als Nothehelf, bald als bewußtes Mittel der Komik im Reim[1]) entgegen.

„Von den erschrecklichen Sachen
Die der zu schmecken bekommt
Der ganze Semester durch pompt." (S. 217.)

1) Da hier bekannte Thatsachen nur in die entsprechende Beleuchtung gerückt werden sollen, mag es genügen, die Verse nach dem Tübinger Kommersbuch zu citieren, das unter den deutschen Kommersbüchern am meisten noch an älteren und im speziellen Studentenjargon gedichteten Liedern festhält. Ich habe die 4. Auflage, Tübingen 1874, benützt.

Digitized by Google

„Ephorus und Professoren
Sind uns alle scheußlich wurst,
Leben wie die wilden Mohren
Frei allein ist nur der Burst." (S. 259.)

Die Komik des Liedes „In dem Lande Mesopotanien" ist ja fast ganz auf diese Wirkung der Reime gestellt. Nicht ganz unwichtig ist auch, daß die bei Kluge und Meier berührte eo-Sprache ebenfalls gewissen Reimen entgegenkommt:

Ist man aber draußen auf dem Museo
So geht's Einem fast eben so schleo. (S. 217.)

Und wenn im Studentenliede der Handwerker wegen seiner Sprache, vor allem wegen der Unbehülflichkeit verspottet wird, mit der er den lateinischen Brocken der Burschensprache gegenübersteht, wenn der Bruder Straubinger sagt

Doch mit den Aquademicis
Konnt ich mir nicht vertragen (S. 250),

so giebt uns auch das Fingerzeige für manchen vulgären Zug der Studentensprache, sowohl als noch mehr für die Verstümmelungen der lateinischen Bestandteile.[1]) Spöttische Nachahmung fremder Unart rächt sich auch in der Sprache gerne dadurch, daß sie die bespotteten Züge schließlich dem Spötter selbst anhängt.

Auch für die Namen der Trinkgefäße hätte das Studentenlied den Verfasser zu einer reichlicheren und vielseitigeren Liste anregen können. Namentlich das Stiefelglas mit seinen Abarten und Bräuchen und das mit dem deutschtümelnden Liede in Verbindung stehende Horn hätten manigfache Einblicke in das Kneipleben eröffnet. Ebenso würden die verschiedenen Arten des Gesangs (Rundgesang, Lumpidus) und die Bierspiele (Pereat, Rams) im Wörterbuche wohl nicht fehlen, wenn die Rolle, die das Lied diesen Bräuchen zuweist, dem Verfasser lebendig vorgeschwebt hätte. Die Tiernamen hätten sich um den Gaisbock mit dem der Bruder Straubinger angeredet wird, um das Kameel, das auch auf die „Philister" sich überträgt und den Igel, den man bürstet (S. 143), vermehren lassen. Unter den lateinischen Lehnworten in hybrider Bildung dürfte namentlich der Genetiv „Cerevisiams" („hast ja erst 19 Schoppen verwerflichen Cerevisiams ausgerottet" S. 262) Interesse erregen, weil er zeigt, daß auch hier das Nomen in der Accusativform herangezogen wird. „Dedicieren" ist im Wörterbuch ungern zu entbehren, nicht blos wegen des

Drum sei nun auch der Nachmittag
Dem Bierstoff dedicirt (S. 106)

1) Vgl. die kacketremi für akademie beim Pickelhering in Schochs Comoedie vom Studentenleben (S. 14).

Digitized by Google

sondern auch wegen der üppigen Blüte, in der es noch heute im Studentenbrauch steht. Vive la compagneia (S. 173) hätte vielleicht auf die eigenartige Verwendung dieser Wortsippe in der Burschensprache führen können.

Zur Deutung der Worte, die Kluge beibringt, liegt wenig Veranlassung vor, dem Verfasser des etymologischen Wörterbuches zu widersprechen, nur für das collegium quintum möchte ich die bescheidene Vermutung wagen, daß diese Benennung nicht einfach bloß der Arithmethik angehöre. Da Kluge einen so starken Zusatz niederdeutschen Sprachlebens in der Studentensprache nachweist, wäre es doch wohl möglich, daß quinten (holländisch kwint), das im Göttingischen Dialekt mit seiner Bedeutung von „Losen Streichen" (Schambach S. 165) vielleicht auf obscönere Beziehungen hinweist, hier mit von Einflusse gewesen ist, vgl. quintipse (Kluge S. 114). Und wenn die Bezeichnung des Postillons mit „Schwager" mit Recht allgemeiner aus den Verbrüderungstheorien bestimmter Zeiten erklärt und studentikos im Besonderen durch bedenkliche Verwandschaftsbeziehungen gestützt wird, die der Bursche auf dem Lande stiftet, so verdient vielleicht doch auch die oberdeutsche Ableitung von der schwaige, „Schwaiger Schwoager" Erwähnung, das meiner Ansicht nach bei Schmeller 2, 627 noch nicht genügend erklärt und abgegrenzt ist.

Doch das sind Vermutungen, die keinen Anspruch darauf machen, neben die Forschungen Kluges in Reih' und Glied zu treten, sie sollten nur ein Zeugnis dafür sein, daß Kluge durch das reiche Material, das er mit kundiger Hand vor uns ausbreitet, den Leser allenthalben anregt, den Faden weiterzuspinnen.

Heidelberg. H. Wunderlich.

Schmitz W., Die Misch-Mundart in den Kreisen Geldern (südlicher Teil), Kempen, Erkelenz, Heinsberg, Geilenkirchen, Aachen, Gladbach, Krefeld, Neuß und Düsseldorf, sowie noch mancherlei Volkstümliches aus der Gegend. Für Freunde deutscher Volkskunde, insbesondere für die Lehrer obiger Kreise beleuchtet und zusammengestellt. Dülken, F. W. Kugelmeier. o. J. (1893). 1.80 ℳ.

Breit und umständlich, wie der Titel, so ist das ganze Buch angelegt. In den Einführungen und Erläuterungen zu den einzelnen Abschnitten geht der Verfasser weit über das Nötige und Nächstliegende hinaus. Da er als Laie ohne fachmännische Vorbildung und ohne entsprechende Hilfsmittel — er scheint nur Schleichers „Deutsche Sprache" zu kennen — an die Darstellung der Mundart geht, so gelingt es ihm nicht ein klares Bild von ihr zu entwerfen und mit seiner Besprechung der Lautverhältnisse der Wissenschaft zu dienen. Doch die praktischen Zwecke, die der Verfasser anstrebt, wird er sicher durch sein Buch kräftig fördern. Er will nämlich damit den Volksschullehrern ein Mittel an die Hand geben, wie sie die Uebungen im Unterricht der deutschen Schriftsprache an die heimische Mundart anschließen sollen. Mit richtigem Urteil über die Beziehungen zwischen Schriftsprache und Mundart gibt er auch im Einzelnen zahlreiche praktische Winke und gute Beispiele. „Wir haben nun einmal in der Schule mit der Mundart zu

Digitized by Google

rechnen, stellen wir uns daher nicht so, als ob dieselbe für uns gar nicht da sei.“ Dieses vernünftigen Gesichtspunktes wegen verdiente das Buch weite Verbreitung und vielfache Nachahmung. Nicht nur in plattdeutschen, auch in oberdeutschen Gegenden vertreten die Volksschullehrer häufig den falschen Standpunkt, als ob die Mundart eine ganz und gar rohe und verwerfliche Sache sei, mit der man sich weiter gar nicht beschäftigen dürfe.

Der wertvollste Teil des Buches aber ist das Zwischenstück S. 33—135, worin der Verfasser als Probe der Mundart eine Fülle von Redensarten, Sprichwörtern, Spitz- und Hausnamen, Rätseln, Kinderreimen und Liedern gibt und aus eigener Anschauung frisch und eingehend die Spiele und Feste, Sitten und Bräuche seiner Landsleute (mit Angabe der darauf bezüglichen mundartlichen Ausdrücke) schildert.

Prag. A. Hauffen.

Norddeutsche Sagensammlungen.

1. Gander K., Niederlausitzer Volkssagen vornehmlich aus dem Stadt- und Landkreise Guben gesammelt und zusammengestellt. Berlin. Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 1894. 3 *M.*
2. Voges Th., Sagen aus dem Lande Braunschweig gesammelt. Mit einer Karte. Braunschweig. Benno Goeritz 1895. 4 *M.*
3. Weichelt H., Hannoversche Geschichten und Sagen gesammelt und herausgegeben. Norden, Diedr. Soltaus Verlag. o. J. Vier Bände à 1.50 *M.*

1) Gander hat vornehmlich im nördlichen, schon lange germanisierten Teil der Niederlausitz seine Sagen gesammelt, darum bietet er auch nur verschwindend wenig wendisches Gut. Im Allgemeinen sind die Motive und mythischen Anschauungen dieser Sagen dieselben, wie im unvermischt norddeutschen Gebiet westlich der Elbe. Von den mitgeteilten 339 Sagen sind 279 unmittelbar dem Volksmunde entnommen und mit großer Gewissenhaftigkeit schlicht und treu nacherzählt. Obwohl der Herausgeber bescheiden „den Namen einer wissenschaftlichen Arbeit für seine Veröffentlichung nicht beansprucht“, muß seine Sammlung doch als durchaus wissenschaftlich und verläßlich bezeichnet werden. Schon die Anordnung in einzelnen Gruppen ist sehr übersichtlich. Verwandtes steht immer beisammen. So ist dem Sagenforscher die Benützung sehr erleichtert. Zahlreich sind die mythischen Sagen, besonders die vom Nachtjäger ohne Kopf; dann folgen Sagen von Teufeln, Zauberern, Hexen, Drachen, Heinzelmännchen, Irrlichtern, Nixen, Kirchen, Glocken, Schätzen, Gespenstern. Geringer an Zahl sind die Ortssagen, die sich an einzelne Namen, Steine, Wahrzeichen u. a. anknüpfen, und die historischen Sagen.

Viele Berichte gewinnen sehr an lebendiger Anschaulichkeit dadurch, daß sie von den Erzählern selbst oder deren nächsten Vorfahren angeblich erlebt worden sind. Einzelne Sagen sind jüngeren Ursprungs, die meisten sehr alt, die historischen erstrecken sich über weite Zeiträume. Die Kriegsfahrten Kaiser Heinrich I., die Raubzüge der Hussiten, die bis in die Niederlausitz vorgedrungen waren, das Elend des 30jährigen Krieges, Karl XII. von Schweden, der alte Fritz, die napoleonischen Feldzüge leben in den Sagen des Volkes noch fort.

An Einzelheiten sei hervorgehoben Nr. 44. Hier wird von einem Passionsspiel erzählt, das 1519 zu Guben auf dem Markte aufgeführt worden war. Zu den neun Teufeln, die hier von Bürgersöhnen gespielt wurden, gesellte sich plötzlich ein zehnter, der wirkliche Teufel, trieb arge Possen und ging endlich in Feuer auf. Aehnliche Ereignisse werden wiederholt erzählt, z. B. Nr. 48 der Sammlung

Digitized by Google

von Voges. Ueber die Teufelsszenen in älteren geistlichen Schauspielen vgl. man jetzt Creizenach, Geschichte des neueren Dramas 1, 202 ff. und Janssen, Geschichte des deutschen Volkes (14. Auflage) 6, 348 ff.

Nr. 121 erzählt eine Parallele zu dem Stoffe von Goethes Hochzeitslied. Ganders Anmerkungen sind sehr rühmenswert. Sie geben sachliche, zumeist mythische oder historische Erläuterungen, ferner ein reichhaltiges Verzeichnis der (vorwiegend norddeutschen) Parallelen; dabei beschränken sie sich auf das Wichtigste und sind sehr knapp gehalten. Sorgfältig, wie die ganze Sammlung, sind auch die (Orts- und Sach-)Register angelegt.

2) Bemerkenswerte, alte Volksüberlieferungen in treuer Darstellung bringt auch die Braunschweiger Sammlung von Voges. Die mitgeteilten Sagen sind vom Herausgeber und dessen Freunden nach dem Volksmunde aufgezeichnet worden; bereits gedruckte Sagen sind nur dann aufgenommen worden, wenn ein neuer Zug beigebracht werden konnte. Die Anordnung ist nach den Motiven erfolgt, ähnlich wie bei Gander: der wilde Jäger, verwünschte Jungfrauen, Riesen, Zwerge, die Seele als Maus oder Vöglein, Teufel, Hexen, Bannen, Gespenster und Marten, Werwölfe, Irrlichter, Schätze, Glocken, alte Burgen und Kirchen, bestimmte Bäume und Steine, Namen- und geschichtliche Sagen. Jeder Gruppe ist ein Verzeichnis der bereits gedruckten verwandten Sagen Braunschweigs beigegeben. Anmerkungen fehlen.

Nr. 153 erzählt von dem Ritter „Thedel von Wallmoden mit dem Zunamen Unverfehrt." Näheres über diese sagenumwobene Gestalt bringt P. Zimmermann, Thyms Gedicht Thedel von Wallmoden (Braunes Neudrucke Nr. 72). Zahlreich sind uralte Züge erhalten. So berichten Nr. 32 und 40 von Zwergen, die erst sichtbar werden, wenn sie die Hüte verlieren. In Nr. 106 f. verwandeln sich Menschen durch Anlegung eines Riemens in Wölfe. Nr. 122. Der Alp hat hier eine marderähnliche, rauhhaarige Gestalt u. a. m. Seltsam ist der Ausspruch in Nr. 39 „eck bin so olt as Böhmerwohld."

3) Weichelt hat 400 Erzählungen, Rittergeschichten, historische Novellen, Sagen, Anekdoten, Schwänke u. a. nach älteren Sammlungen, Zeitungsnotizen, Chroniken und, wie es scheint, auch aus ungedruckten Quellen zusammengetragen. Sicher läßt sich der Ursprung nicht ersehen, da die Quellenangaben nur ungenau sind, und da Vorwort und Anmerkungen, die Aufschluß hätten geben können, fehlen. Die eingestreuten Sagen sind je nach dem Erzähler schlicht volkstümlich oder romanhaft ausgeschmückt wiedergegeben. Die Anordnung ist sehr bunt geraten; wie es scheint, wurde sie nur nach dem Grundsatz möglichster Abwechslung durchgeführt. Das mitgeteilte Material ist sehr reichhaltig und in der Zusammenfassung auf hannöversches Gebiet interessant, doch ihrer ganzen Anlage und Durchführung nach ist die Sammlung berechnet, der Unterhaltung vielmehr, als der Wissenschaft zu dienen. A. H.

Holder A., Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung mit vielen Bildnissen mundartlicher Dichter und Forscher. Offenbarungen unseres stammheitlichen Volks- und Sprachgeistes aus drei Jahrhunderten. Heilbronn, Kielmann 1896. 4 *M.*

So absonderlich wie der Titel ist auch das Buch selbst, und nur die Person des Verfassers macht dasselbe verständlich. Ein württembergischer Dorfschullehrer mit Begeisterung für deutsche Literatur und Sprache hat sich gewisse Kenntnisse auf deren Gebiet angeeignet. Unter seinen Verhältnissen ist dies um so respektabler, und man hat ihn zunächst mit Recht von verschiedenen Seiten ermuntert. Nun ist ihm aber die Anerkennung zum Verderben geworden, er

Digitized by Google

hat alles Maß seiner Leistungen verloren und macht sich jetzt mit unbefugtem Dareinreden auf Gebieten breit, wo ihm alles Wissen und Urteil fehlt. In dem vorliegenden Buche hat er ein erhebliches Material mit viel Mühe zusammengetragen und dies wird man ihm gerne als Verdienst zurechnen. Aber Urteil und Reflexion ist ungenügend, unverständig, verdreht. Es ist unmöglich sich im einzelnen mit ihm auseinanderzusetzen.

Tübingen. K. Bohnenberger.

Osborn M., Die Teufelliteratur des XVI. Jahrhunderts. (Sonderabdruck aus Acta Germanica III, 3.) Berlin, Mayer und Müller. 1893. 5 M.

Die vorliegende Schrift, die hier leider später zur Besprechung kommen muß als es dem Referenten lieb ist, füllt eine längst empfundene Lücke in dankenswerter Weise aus. Mit großer Sachkenntnis und Umsicht hat der Verfasser einen kultur- wie literarhistorisch wichtigen Zweig der satirischen Literatur des 16. Jahrhunderts herausgegriffen und in ansprechender Weise dargestellt. Die Personifikationen der einzelnen Laster und ihre Vorführung unter Teufelsgestalt verkörpern so charakteristisch einen der bezeichnendsten Züge des Reformationszeitalters, daß eine monographische Behandlung des literarischen Niederschlages dieser Richtung durchaus gerechtfertigt ist. Ein einleitendes Kapitel orientiert gut über die Entstehung dieser Literatur: nach einem Rückblicke auf ähnlich geartete Personifikationen des Mittelalters und des 14. und 15. Jahrhunderts wird des verwandten Verfahrens gedacht, durch welches seit dem Ende des 15. Jahrhunderts die Laster in Narrenkleider gesteckt werden. Gewiß ist nun diese Einkleidung in manchen Zügen für die Teufelsliteratur vorbildlich gewesen; äußere Zeugnisse dafür bringt der Verfasser freilich nicht; aber es ist dem Referenten nicht zweifelhaft, daß solche noch an den Tag kommen werden. (Der umgekehrte Vorgang, wie die Teufelsmaske in die Narrenkappe übergeht, wird S. 18 aus dem endenden 15. Jahrhundert belegt.) Einen breiten Platz nimmt dann in der Entwickelung naturgemäß Luther ein, bei dem die wichtigsten Typen bereits ausgebildet sind. Freilich die von ihm herausgegebene Epistola de miseria Curatorum seu plebanorum (1489 zuerst erschienen) hat den großen Einfluß auf das Zustandekommen dieser Literatur, den man ihr zuschreiben wollte, nicht gehabt (S. 30, wo eine Nachahmung der Epistola von 1557 aufgeführt wird, die aber aus dem eigentlichen Rahmen der Teufelsschriften herausfällt). Wohl aber haben gelegentlich von Luther ausgesprochene Teufelspersonifikationen den größten Einfluß gehabt und der breiteren Darstellung vorgearbeitet; zuerst bringt Chrysäus (1544) den Hofteufel auf die Bühne; dann folgt, unabhängig von Chrysäus M. Friederich mit seinem Saufteufel, in welchem er unmittelbar an eine bekannte Aeußerung Luthers anknüpft; hierauf A. Musculus, vielleicht unter Friederichs Einflusse, mit seinem Hosenteuffel (1555), dem er dann noch einen Fluchteuffel, Eheteuffel und eine summarische Charakteristik des Teufels und seines Wesens folgen ließ (1556). Sowohl Musculus, der eine Art Liste der Laster aufstellte, die noch in gleicher Weise zu personificieren und auszumalen seien, als namentlich auch Cyriacus Spangenberg haben am meisten für die weitere Bearbeitung dieser eigentümlichen Literaturgattung gewirkt; Spangenberg ebenso durch seine beiden Teufelsschriften: Jagteuffel (1560) und: Die bösen Sieben ins Teuffels Carnöffelspiel (1562) wie durch die persönliche Anregung, die er gab, und die brauchbaren Notizen, die seine übrigen Schriften lieferten. Teils der bequem zu verarbeitende und zu verbreiternde Stoff, teils die Form der Predigt oder wenigstens der predigtähnlichen Abhandlung reizte zahlreiche Pastoren zur Bearbeitung des Gegenstandes, und da diese Literatur sich großer Beliebtheit erfreute, so faßte der Buchhändler Feyer-

Digitized by Google

abend die zahlreichen gleichartigen Schriften unter dem Namen: Theatrum diabolorum zu einer Sammlung zusammen (1569), die er noch zweimal (1575; 1587 und 1588; die dritte Ausgabe umfaßt zwei Bände) erscheinen lassen konnte — ein Zeichen, wie sehr das Unternehmen dem Geschmack des Publikums entsprach. Eine sehr anziehende Betrachtung hat der Verfasser im zweiten Kapitel den Teufelsbüchern gewidmet, die einen etwas allgemeineren Charakter tragen. Zunächst wird die unter dem Namen: „Der Teuffel selbs" (1568) von J. Hocker († 1566) und H. Hamelmann († 1595) verfaßte Monographie behandelt, die in ihrer zweiten Hälfte den Zauberteufel (1563) von L. Milichius († 1575) benutzt. Wertvoll ist namentlich noch der Nachweis des großen Einflusses, den J. Wierus' bekanntes Buch: De praestigiis daemonum (1563) selbst auf die hier behandelte Literatur ausgeübt hat. Hocker und Hamelmann stehen ersichtlich unter seiner Einwirkung. Milichius konnte ihn im Zauberteufel noch nicht kennen, da Wierus und sein Buch in dem gleichen Jahre erschienen, dagegen zeigt seine spätere gleichartige Arbeit, der Schrapteufel (S. 145 ff.), wie seine Anschauungen durch Wierus' freiere Gedanken umgestaltet worden sind. Außer Hocker, Hamelmann und Milichius gehören in diesen Zusammenhang noch A. Musculus mit seinem anschaulichen und lebendigen Traktat: Von des Teuffels Tyranney und Hockers polemische Schrift gegen die gaunerischen Teufelsaustreibungen: Wider den Bannteufel (1564). Das dritte Kapitel ist der Betrachtung der dämonischen Personifikationen einzelner Laster und Sünden gewidmet: des Neides, der Schmeichelei, der Lüge und üblen Nachrede sowie der Melancholie. Die in diesem Abschnitte zusammengefaßten Schriften sind von sehr ungleichem Werte; leblos und trocken ist der Geiz- und Wucherteufel des Edelmanns Albrecht von Blankenburg (1562), während die dem Traktat vorausgeschickte Vorrede von Andreas Theobald Mercker aus Eisleben frisch und lebhaft einherschreitet; der von Feyerabend nicht aufgenommene Geizteufel Joh. Braudmüllers (1579) steht ungefähr auf dem Standpunkte der Arbeit Blankenburgs. Durch anschauliche Schilderung und lebendige Vergegenwärtigung erfreut dagegen Joh. Rhode in seinem Neidhard oder Neidteufel (1582), während er in einer früheren Teufelsschrift: Schmeichel- oder Fuchsschwentze-Teufel (1581) wenig Interesse zu erwecken versteht. Die zuletzt erwähnte Arbeit Rhodes nahm daher Feyerabend auch nicht auf, sondern er wählte anstatt ihrer den Schmeichelteufel von Hermann Heinrich Frey (1544 bis 1599, erster Druck nicht nachgewiesen; Frey verfaßte auch einen Geldnarren). Diesem schließt sich der Lügen- und Lästerteufel von Conrad Porta an (1581), ein ohne sonderliches Geschick entworfenes Buch, dessen Vorrede durch die Benützung von Erasmus' Schrift: de lingua bemerkenswert ist (vgl. auch S. 67 der Einfluß des gleichen Erasmischen Buches auf J. Pollicarius). Ganz auf den von Luther ausgebildeten Vorstellungen beruhen die Sorgeteufel und melancholischen Teufel; übermäßige Sorge im Hab und Gut erschienen ebenso wie Melancholie als Eingebungen des Satans. Auf diesem Anschauungskreise beruhen der Sorgetenfel von Andreas Lang (1573), die beiden Predigten von Laurentius Drabitius: „Herzenstrost wider den Sorgenteufel" (1585) und der „melancholische Teufel" von Simon Musäus (1572), ein in seiner Anschauungsweise philisterhaftes Buch, das auch nicht eine Spur von jener Großheit und Tiefe der Auffassung aufweist, die wir in Dürers bekanntem Stich, der Melancholie (1519) bewundern, aber sich durch eine muntere und lebhafte Darstellung auszeichnet. Abhängigkeit des Drabitius von Lang, die auch wahrscheinlich ist, wird behauptet; ebenso soll Lang durch Musäus angeregt sein; ein etwas näheres Eingehen auf den angeblichen Zusammenhang zwischen den beiden zuletzt genannten Männern wäre recht erwünscht gewesen, da der Verfasser für die S. 70 ausgesprochene Vermutung keine weiteren Anhaltspunkte giebt. — Direkt oder indirekt

Digitized by Google

mit dem Wirtshausleben beschäftigt sich die Literatur, die der Verfasser in seinem vierten Kapitel behandelt; neue Farben für dieses Lieblingsthema des 16. Jahrhunderts haben die besprochenen Schriften allerdings nirgends beigesteuert, sie wirtschaften fast durchweg mit dem herkömmlichen Material. Friedrichs Sauftenfel (1551) ist durch Joh. v. Schwarzenbergs allerliebstes „Büchlein wider die Zutrinker“ (1512) angeregt, das Friedrich später auch, allerdings verunstaltet, seiner Schrift anfügte und das auch Eustachius Schildo zu seinem Spilteufel (1557) die Anregung gab. Den Tanzteufel behandelte Florian Daule (1567); hervorzuheben sind hier die vorausgeschickten Bemerkungen über die Stellung der Geistlichen des 16. Jahrhunderts zum Tanze, durch die Böhmes auch sonst vielfach erweiterungsfähige Darstellung in einigen Punkten ergänzt wird. Musculus' Fluchteufel (1561) und der Faulteufel von Joachim Westphal (1563) werden im Anschluß an die Wirtshausliteratur behandelt. Die populärsten aller Teufelschriften, dem ausgezeichneten Hosenteufel von Musculus (1555) führt das vierte Kapitel mit den notwendigen kulturhistorischen Erläuterungen vor; dem Hosenteufel nahe verwandt ist der Kranzteufel von Johannes Strauß (1581), während die im Theatrum Diabolorum aufgenommene Predigt von hoffertiger ungestalter Kleidung u. s. w. von Lucas Osiander (1586) eigentlich nicht in das Sammelwerk gehört, da ihr die Teufelseinkleidung fehlt. Einen breiten Raum nimmt die Schilderung der Mode auch in dem geschickt ausgeführten Hoffarthsteufel des oben bereits erwähnten Joachim Westphal ein. (1565, mit einer anziehenden Einleitung von Cyriacus Spangenberg, die im Theatrum diabolorum weggefallen ist.) Einen ähnlichen innigen Zusammenhang mit den beliebtesten Typen der Volksliteratur wie die im vierten zeigen die im nächstfolgenden Kapitel behandelten Schriften. Den Teufelsbüchern, die die Ehe und die Frauen behandeln, stand in der weiberfeindlichen Literatur ein reiches, dankbares und im 16. Jahrhundert immer wieder gern vernommenes Material zu Gebote. Den bei Rebhuhn zuerst belegten, wahrscheinlich aber schon früher geschaffenen Eheteufel führt Musculus (1556) näher auf. Er wandte sich hauptsächlich gegen die Ehemänner, während Nicol. Schmidt: Von den zehn Teufeln ꝛc. 1557 hauptsächlich die Frauen geißelte, Adam Schubart in seinem Hausteufel (1565) die Vorwürfe gleichmäßig auf Männer und Frauen verteilte. Die beiden zuletzt genannten Schriften heben sich aus der Masse der übrigen Teufelsschriften durch die Verwendung der poetischen Form heraus, die Schmidt übrigens sehr unglücklich, Schubart mit größerem Geschick handhabt. Auch nach Komposition und Darstellungsgabe verdient Schubarts Werk vor dem Schmidts durchaus den Vorzug. Feyerabend nahm beide Werke nicht auf; außer Musculus' Eheteufel weist aus unserem Gebiete das Theatrum diabolorum den Hurenteufel von Andreas Hoppenrodt (1558) auf. Nicht ganz in diesen Zusammenhang gehört der von Osborn diesen Schriften angeschlossene GesindTeufel von Peter Glaser (1564); der Verfasser hält die Einwirkung von Musculus' Ehetenfel auf dieses Buch für wahrscheinlich; wie denn Musculus' Schrift nach S. 120 auch auf Schubart gewirkt haben soll; gern sähe man dies etwas näher ausgeführt. Den breitesten Raum in dem: Theologisches überschriebenen sechsten Kapitel nimmt die vortreffliche satirische Schrift von Cyriacus Spangenberg ein: Wider die bösen Sieben ins Teuffels Carnöffelspiel 1562 (wuchtige Streitschriften gegen sieben papistische Gegner Pius IV., Dominicus Limpricius, Friedrich Staphylus, Stephan Agricola, Kardinal Contarini, Jaspar von Gennep und der Bischof Johannes Hosius), über deren Einkleidung der Verfasser hübsch berichtet. An Kraft des Ausdrucks und ungestümer Wut gegen die Gegner kommt Johannes Schütz in seinem Sakramentsteufel (1581) Spangenberg nahe; das Buch ist für die Geschichte des Sakramentsstreites und der Art der damals üblichen theologischen Kampfesweise ein bezeichnendes, leider keines-

Digitized by Google

wegs vereinzeltes Zeugnis. Außer diesen beiden Schriften sind diesem Stoffgebiet noch zuzuzählen der Heilige Kluge und Gelehrte Teufel von Andreas Fabricius (1567), von dem auch ein bisher unbekannter, handschriftlicher Nachtrag zu dem Buche auszugsweise mitgeteilt wird (über etwaigen Einfluß Spangenbergs wäre jetzt der Briefwechsel zwischen Georg und Andreas Fabricius, ed. Peter, Meißen 1891/92, Nr. 83 ff. zu vergleichen); der Sabbathsteufel von Kaspar Faber (wahrscheinlich 1567, gegen Entheiligung des Sabbaths gerichtet) und der Pfarr- und Pfründbeschneiderteufel von Christoph Marstaller (1575; gegen die Mißstände, die sich aus der Einrichtung der Landeskirche und dem Patronatswesen ergaben). Eine etwas bunte Gesellschaft lernen wir im siebenten Kapitel näher kennen. Des bereits erwähnten Milichius Schrapteufel (1556) hat in der Tendenz mit Marstallers Buch eine gewisse Berührung; es wendet sich hauptsächlich gegen die an Höfen herrschenden Unsitten und Mißstände. Den gleichen Gegenstand, aber mit weiser Beschränkung und unleugbarem dramatischen Geschick behandelt Johannes Chrysäus in seinem, überall Anregungen Naogeorgs aufweisenden und auch von Rebhuhn beeinflußten protestantischen Tendenzdrama den „Hofteufel“ (1545), dem Osborn eine ansprechende Würdigung zu Teil werden läßt. Mit gegen die höfischen Kreise wendet sich auch der recht gelungene Jagteufel von Cyriacus Spangenberg (1560). Ganz schematisch trocken und mehr eine juristische Abhandlung, die das dem Verfasser vorschwebende Ideal der Gestaltung der Rechtsverhältnisse ausmalt, ist der „Gerichtsteufel“ von Georg am Wald (1580), während der Eydteuffel von Christoph Obenhin (1574) doch mehr auf die realen Verhältnisse eingeht und hauptsächlich den Mißbrauch des Eides geißelt. Mit den gartenden Landsknechten, die, wie bekannt, seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts eine allgemeine Plage Deutschlands geworden waren, beschäftigt sich (wenn auch nicht ausschließlich) der „Bettel- und Garte-Teuffel“ von Ambrosius Rape (1586/87). Die Schrift von Hermann Strack: Wider die Zween Pestilenzteuffel Deber und Cheteb genannt (nur im Theatrum diabolorum) ist durch die furchtbaren Volkskrankheiten des 16. Jahrhunderts veranlaßt, zu deren Bekämpfung er sowohl religiöse als auch sanitäre Mittel empfiehlt; daß Andr. Musculus' Schrift: Gewisse und bewerte Artzney wider die Seuche der Pestilenz den Verfasser zu seiner Arbeit angeregt, ist nicht unwahrscheinlich, hätte sich aber vielleicht noch näher darthun lassen. Das vorletzte Kapitel stellt sehr lehrreich die gemeinsamen Motive, den Charakter und Stil der Teufelsbücher auf und liefert dadurch einen besonders wertvollen Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Es lehrt uns die pessimistische Stimmung kennen, aus der heraus die Verfasser der Teufelsbücher schrieben, zeigt sie in ihrem Haß gegen die beiden Genossen des Satans, den Türken und namentlich den Papst, ebenso wie in ihrer Verehrung für Luther; es weist den Einfluß von Luthers Ausdrucks- und Darstellungsweise auf die Teufelsschriften nach und stellt die dogmatischen Anschauungen fest, die den Teufelsbüchern zu Grunde liegen und die natürlich streng lutherisch sind. Besonders anziehend ist das Verzeichnis der citierten Schriftsteller und der benützten Quellen. Ferner wird auf den Patriotismus, die konservative Gesinnung der meisten dieser Schriftsteller aufmerksam gemacht; die Gleichartigkeit der Komposition bei den verschiedenen Teufelsbüchern wird dargethan, ebenso das geringe Geschick, mit dem häufig die Einkleidung bewerkstelligt ist; was durch diese Mängel der Teufelliteratur an literarischem Wert abgeht, das ersetzt sie reichlich durch das reiche Material, das sie dem Kulturhistoriker für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts bietet. Die Ausläufer der Teufelliteratur im 17. Jahrhundert kommen im letzten Abschnitt zu ihrem Rechte (nachgeahmt wird namentlich Musculus' Hosenteufel zur Bekämpfung des Alamodewesens, weiter besonders Glasers Gesundteufel; gelegentlich auch andere).

Digitized by Google

Es kam dem Referenten vor allen Dingen darauf an, einen genauen Ueberblick über den Inhalt des reichhaltigen Buches zu geben, um damit vielleicht dem einen oder anderen Leser, dem Zeit und Gelegenheit zum Einsehen der Schrift fehlt, nützlich zu sein. Da der Referent seit vielen Jahren für den gleichen Gegenstand gesammelt hat, so wäre es ihm wohl möglich, im Einzelnen manche kleinen Nachträge und Hinweise zu geben. Er verzichtet aber darauf, zumal wohl der Verfasser selbst manche Notizen bei Seite gelegt und stillschweigend der Oekonomie des Ganzen geopfert hat.

Berlin. Georg Ellinger.

Goethes Werke. 30. Teil. Aufsätze über bildende Kunst und Theater. Herausgegeben von A. G. Meyer und G. Witkowski. — [Deutsche National Literatur. Band 217]. Stuttgart, Union. 2.50 M.

Es ist merkwürdig genug, wie lange wir auf eine gute Ausgabe von Goethes Aufsätzen über bildende Kunst haben warten müssen. Für die Beurteilung der ihnen zu Grunde liegenden Absichten und für ihre innere Anordnung, für ihre Sammlung und Sichtung, für ihre Erklärung war von verschiedenen Bearbeitern Manches gethan; dennoch hatten der Kunsthistoriker und der Literarhistoriker, die sich diesmal zur Arbeit vereinigt haben, nicht bloß in jedem dieser Punkte viel nachzutragen, sondern sie haben auch als die Ersten alles dreies zusammenfassen und aus dem einen Gesichtspunkt den andern kontrolieren müssen.

Schon dadurch wird ihre mit großer Sorgfalt und entschiedenstem Geschick vorgenommene Ausgabe ihren dauernden Wert behalten. Sie haben von und in Goethes Kunstschriften kleineren Umfangs manches wieder entdeckt und haben energisch den „Plan“ betont, der gleichsam als leitender Geist hinter all diesen Einzeläußerungen steht (S. LX f.). Man wird deshalb natürlich doch nicht in allem Einzelnen ihrer Meinung sein. Zu einigen Punkten sei es gestattet, abweichende Ansichten zu äußern.

In den Einleitungen, die die Entwickelung von Goethes Geschmack und Urteil in den bildenden Künsten vorführen, haben beide Herausgeber sich bemüht, besonders die ersten Einwirkungen zu verfolgen: die der Leipziger Kunstsammlungen z. B. (S. XI). Ausgezeichnet sind die Bemerkungen über Goethes Studium in Italien (S. XXI f.). Dagegen kann ich mich nicht mit ihnen dem Urteil Anerbachs anschließen, K. Ph. Moritz habe vor seiner Bekanntschaft mit Goethe schon fast dieselben Anschauungen wie nachher vorgetragen (S. 3 Anmerkung); dies scheint mir keineswegs bewiesen und auch nicht wahrscheinlich. — In Witkowskis Einleitung befremden (S. 665) die Worte, Goethe habe bald „das Unwahre und Handwerksmäßige der Schauspielkunst“ erkannt. Sieht man auf die große Masse, so trifft diese starke Verurteilung den Maler oder Romanschreiber nicht weniger; sieht man auf die Meister, so trifft es einen Iffland oder Fleck nicht mehr als einen Dannecker oder Cornelius. Richtig ist ja, daß Goethe schon im Wilhelm Meister den Schauspieler typisch als den Mann der halben Lebenswahrheit darstellt, richtig auch, daß er sich von der Bühne immer mehr abwandte und zuletzt sehr hart über ihr Treiben urteilte. Aber die Schuld daran trugen die Künstler, nicht die Kunst — und sie trugen sie großenteils in seinen Augen um solcher Sünden willen, die wir ihnen zur Tugend anrechnen. Für Goethe fiel eine Theateraufführung entschieden in das Bereich der bildenden Künste, und ich kann deshalb nicht mit Witkowski Koch recht geben, der die Theater-Aufsätze zu den Literaturschriften statt zu denen über bildende Kunst gerechnet haben will; ich billige hier die Anordnung der Herausgeber in einem Punkt, in dem sie selbst sie preisgeben. Das gesamte Bühnenbild und die Sym-

Digitized by Google

phonie der deklamierenden Personen war für Goethe die Hauptsache. Nun aber strebt die schauspielerische Individualität, sich stärker geltend zu machen, und es entstand hier der gleiche Conflikt, wie gegenüber neuen Regungen auf andern Gebieten; Goethe urteilt über das Leipziger Theater wie er über Heinrich v. Kleist urteilt. Hieraus ging denn beim Theater wie bei Malerei und Skulptur sein entschiedener Mißerfolg (S. XXXI) hervor, der ihn gegen die Schauspieler erbitterte; wären sie dem, was jetzt uns unwahr und handwerksmäßig scheint, dauernd treu verblieben, so hätte er an ihrer Kunst so viel Freude gehabt wie an der der Weimarer Olympioniken Kolbe und Genossen.

In Bezug auf Sammlung und Sichtung haben die Herausgeber im Ganzen wohl das Richtige getroffen. Zweifelhaft scheint mir die Autorschaft bei den Miscellen (S. 123), und bei dem Aufsatz über Majolika-Gefäße (S. 225); bestimmt möchte ich Goethe das Archäologische Gutachten (S. 148) absprechen und in der Nachricht von altdeutschen Kunstschätzen (S. 257) doch Wustmanns Behauptung mehr Zutrauen schenken als die Herausgeber. Ganz sicher halte ich mit ihnen das wichtige Schlußwort (S. 275) für Goethisch.

In der Erklärung endlich hatte ich besonders in dem kunsthistorischen Teil fast nur zu lernen. Mit dem Urteil, daß Goethes Einfluß auf die Gestaltung von Schadows Blücherdenkmal nur als ein ungünstiges bezeichnet werden kann (S. 294 Anmerkung) muß ich übereinstimmen; dagegen würde ich beim „Sammler" nicht so kategorisch erklären: „Der Philosoph ist Schiller" (S. 93 Anmerkung); benutzt sind ja sicher Schillersche Ideen und Worte. — Hat Goethe in der Kunstübersicht (S. 167) absichtlich „Schole" geschrieben, wie die Herausgeber nach den Propyläen drucken? denkbar wäre es, aber ich glaube doch eher an einen Schreib- oder Druckfehler. — Die Bibliographie ist überall reichhaltig, ohne mit überflüssigen Titeln zu prunken. Zu dem von Minor und schon früher von Hirzel für Goethe entdeckten „Alten Gemälde" wird (S. 236 Anmerkung) dem Goethe-Bearbeiter der zweiten Auflage von Goedeke wieder einmal eine Behauptung nachgewiesen, die der Wahrheit nicht entspricht.

Man sieht, es ist nicht eben viel, was wir anzumerken haben; im Ganzen haben wir den bedeutenden Fortschritt über frühere Ausgaben, auch über die verdienstliche bei Hempel, dankbar anzuerkennen. Nur ein Inhaltsverzeichnis nach Schlagworten hätten wir sehr gern gesehen; aber sein Fehlen wird dem Gebrauch der vorzüglichen Bearbeitung hoffentlich keinen Schaden thun!

Berlin. Richard M. Meyer.

Poppenberg F., Zacharias Werner. Mystik und Romantik in den „Söhnen des Thals." (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie Nr. 2.) Berlin 1893, E. Vogts Verlag. 8°. 1.80 *M.*

Zu Zacharias Werners Gesamtpersönlichkeit ist der Hauptschlüssel noch nicht gefunden. Was an biographischem Material in größeren und kleineren Stücken von Hitzig, Schütz, Carlyle, Düntzer und anderen aufgebracht wurde, gibt nur teilweise Aufschluß über diesen brünstigen Thyrsosträger der Romantik und sammelt seine widerspruchsvollen Züge nicht zu einem Gemälde. Einen interessanten Versuch, dem Verständnis für Werner durch die Analyse seines ersten und umfänglichsten Werkes einen neuen Weg zu bahnen, macht Poppenbergs Arbeit, eine Berliner Dissertation. Sie unternimmt es, mit der Fackel einer modern geschulten Kritik die Schachte und Teufen dieses seltsam zerklüfteten dramatischen Bergwerks abzuleuchten und das Kreuz und Quer der Einwirkungen zu fixieren, unter deren Macht es Gestalt gewonnen hat. Ein einleitender Ueberblick sondiert das Verhältnis zwischen Aufklärung und Romantik. Ein zweiter

Digitized by Google

Abschnitt geht auf Werners bizarre Persönlichkeit ein und sucht den Generalnenner seines geflickten und gefleckten Charakters zu bestimmen. Der Einfluß Böhmes und Rousseaus, mehr noch der Zeitgenossen Johann Jakob Mniech und Christian Mayr wird dem idealisierten Neukatholizismus Werners, dieser gnostisch-mystischen Gefühls- und Kunstreligion, als Voraussetzung unterlegt. Den eigentlichen Kern der Arbeit bildet eine sehr subtile Untersuchung des zweiteiligen Opferflammendramas „Die Söhne des Thals“, in dem maurerischer Altruismus, religiöse Ekstase und überreizte Flagellantenwollust zu einer höheren Einheit verschmolzen werden sollen. So weit es überhaupt möglich ist, in der arg verquollenen Masse der zwölf langen Akte einen leitenden Faden zu finden und zu verfolgen, hat Poppenberg diese Aufgabe mit Geschick und Verständnis gelöst: freilich muß auch er am Schlusse seiner Analyse zugeben, daß nur „als psychologisches Denkmal“, nicht als poetisches Kunstwerk die Wernersche Dichtung einer so eingehenden Betrachtung wert erscheine. Ein anschließender Exkurs über die erotische Mystik in der deutschen Literatur faßt die verschiedenen Erscheinungen zusammen, die sich am Kreuzungspunkte von Religion, Wollust und Grausamkeit begegnen, von Scheffler und Spe bis zu Novalis und Hebbels Holofernes. Den Abschluß bildet die äußere Geschichte der „Söhne des Thals“ und eine Prüfung ihrer technischen Beschaffenheiten. Im Ganzen faßt Poppenberg Werner mit Recht weniger als Dichter im besonderen, denn als Vertreter einer geistigen Strömung auf, dem die poetische Form seiner Werke nach Frau von Staëls Ausspruch mehr Mittel, als Endzweck war. Es wäre sehr erwünscht, wenn die vorliegende, gut abgerundete Untersuchung seines charakteristischen Werkes sich später zu einer zusammenfassenden Betrachtung von Werners Leben und Streben überhaupt erweiterte: freilich dürfte sie sich nicht so sehr in kleine Einzelheiten verlieren, wie es bei diesem specimen dissertationis der Anspruch auf die wissenschaftliche Gründlichkeit des Verfassers anders nicht zuließ.

Berlin. Josef Ettlinger.

Cardauns, H., Die Märchen Clemens Brentanos (Schriften der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.) Köln, 1895. Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem. 1.80 ℳ

1. Cardauns' Untersuchung.

Die Märchen Clemens Brentanos sind eins derjenigen Werke, an welchen er von seinen poetischen Anfängen bis zuletzt gearbeitet hat. Gelegentliche Aeußerungen in Briefen weisen darauf hin. Zwei Märchen wurden fast wider seinen Willen in den zwanziger Jahren von Freundesseite veröffentlicht. Das Gockelmärchen eignete er selber 1838 Frau Marianne von Willemer zu. Schließlich sind die Märchen doch unfertig nachgeblieben und von Guido Görres unvollkommen herausgegeben worden. Ich berühre dies alles nur obenhin, weil Cardauns' neues Buch darüber jeden wissenswerten Aufschluß gibt.

Im allgemeinen hat mich die Erfahrung gelehrt, daß mit der nachträglichen Veröffentlichung nicht vollendeter Werke, wenn sie in größerem Umfange geschieht, dem historischen Gesamteindruck eines Schriftstellers öfter geschadet als genützt worden ist. Das Unvollendete stellt sich doch allmählig

Digitized by Google

neben das Vollendete. Es verlangt mitbeurteilt zu werden und zieht notwendig den allgemeinen Wert des Autors nieder. Es stellt meistens mehr „Probleme", als das Abgeschlossene, und lenkt demgemäß die literarhistorische Forschung in erhöhtem Maße auf sich. Die Literatur über nicht vollendete Werke wächst dann unverhältnismäßig an, und die Hauptschriften stehen leicht zurück. Wir pflegen, wie sich besonders an Rekonstruktionen oder Kompletierungen erkennen läßt, in solchen Fällen von dem Ueberkommenen wie von einer festen Grundlage auszugehen, und können doch nicht wissen, ob nicht vielleicht der Autor im Fortschritt seiner Arbeit jede Zeile hätte ändern oder umgestalten müssen. Die neuere deutsche Literaturgeschichte hat eine größere Anzahl solcher Aufgaben behandelt und zu lösen gesucht. Ueber die Unsicherheit des Ergebnisses wird sich niemand täuschen dürfen.

Auch über Brentanos Märchen, die nun einmal durch Guido Görres da sind, werden wir schwerlich ganz ins Reine kommen, und Cardauns' glücklich zusammenfassendes wie selbständig förderndes Buch nehme ich auch hierfür als eine neue Bestätigung, welcher er sich freilich, nach S. 2, selber nicht verschließt. Cardauns will möglichst tief in das Wachstum der Märchen eindringen und ihre Wurzeln frei legen. Hauptsächlich arbeitet er mit gedrucktem Material. Doch stand ihm auch aus Friedrich Böhmers Nachlaß ungedrucktes (S. 2. 57) zu Gebote, wenn es ihm auch nur wenig Nutzen bringen konnte.

Wie in Brentanos Jenenser Anfängen alle Keime seiner späteren Thätigkeit sich regen, so sehen wir ihn schon damals deutsch-epischen Stoffen und italienischer Novellendichtung zugewandt. Dies sind die beiden Quellgebiete für die Märchen. Sie teilen sich in solche, die man nach ihrer Herkunft als „italienische" oder als „deutsche Rhein-Märchen" bezeichnet hat. Jene stützen sich besonders auf Basile und Madame de Villeneuve, fast nicht auf Carlo Gozzi, diese ruhen auf dem Grunde volksmäßiger deutscher Sagenbildung. Aus dem Bereich der älteren deutschen Literatur, den Liedern des Wunderhorns und eigenen persönlichen Erlebnissen sind allerlei Motive entlehnt und eingewoben worden. Ohne Zweifel hat Cardauns unsern Blick in diese Dinge vertieft. Aber das bleibt bestehen: die ganze Art der Dichtung, das Um- und Neugestalten älterer Stoffe macht die Märchen doch zu den ureigensten Phantasiegebilden Clemens Brentanos. Dies Verschmelzen der italienischen Erzählungen in deutsche Märchenseinfachheit war nur einem Dichter möglich, dem diese wunderbare Mischung italienischen und deutschen Wesens gleichsam schon im Blute lag.

Literarische und persönliche Beziehungen hat Cardauns in großer Zahl behandelt oder neu aufgewiesen. Da er selbst zu einer Nachlese auffordert, so will ich noch einiges notieren, was ich mir bei früherer Lektüre ohne planmäßige Absicht in meinem Exemplar angemerkt habe. Wo im Gockelmärchen Gackeleia tüchtig die Rute erhält und sie schreit:

Digitized by Google

Mutter, halt! o Jemine!
Halt sie auf, sie thut sich weh!

und Gockel immer zuschlägt und schreit:

Fitze, fitze, Domine,
Thut die ganze Woche weh!

liegt doch eine Erinnerung an ältere literarische Formen zu Grunde, deren eine wir, wie H. Grimm bemerkte, z. B. in Musäus' Moralischer Kinderklapper, Gotha 1788, auf S. 14 treffen, wo des Spiegels Hinterwand gegen das vorwitzige Kind gleichfalls der Hauszucht strenges Werkzeug darbietet:

Du böses Stück!
Fit, fit, fit, fit!
„Ach das thut weh!
„Her Je! Herr Je!
„Ach! das thut weh!

und Carbauns hat nur darin Recht, daß er für den Ausdruck „Fitze, fitze, Domine" auf die seiner Zeit sehr bekannte Konditorei mit Lesekabinet von Vicedomini (Berlin, Königstraße) hinweist. Im Fanferlieschen spielt von S. 382 an die Leonorendichtung Bürgers oder des Wunderhornes mit. Der „gütigst teilnehmende Gesangverein", ebenso der „anwesende Zezellerie-Singverein" (S. 359. 363) soll die Zelterische Liedertafel sein, und natürlich ist „unser Besserdichianischer gefeierter Sänger" Arnim, wie ja Carbauns (S. 54) das „besonders gedichtete Nationallied" richtig in Arnims Erneuung der drei Erznarren Christian Weises, im Wintergarten, aufgewiesen hat. Dazu schickt es sich vortrefflich, daß die sich durch das Fanferlieschen ziehenden Reime „Juch! Juch! über die Heide, Fünfzig Messer in einer Scheide!" gleichfalls aus Weise entnommen sind (vgl. E. Schmidt in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1895, S. 356), dem Brentano z. B. auch im Wunderhorn 1, 251 folgt. Der „Superintendent und Gardestadtwehrbürgermilitärlinienschützenkorpsbischof Schleicher" dürfte auf Schleiermacher deuten, dem Brentano nie recht gewogen war, und vielleicht wird dort auf seine Einsegnung des Landsturms 1813 angespielt. Die Schilderung des „Erziehungsinstituts" könnte auf Erfahrungen zurückgehen, die Brentano im Heidelberger Verkehr mit Caroline Rudolphi, die auch seine Tochter Hulda erzog, gemacht hatte. Im Klopfstock (S. 68) regt sich, wie im Philister, der Widerspruch gegen die Berliner Sprachreiniger, und kurz zuvor (S. 62) klingt der Fischer Goethes an. Gegenüber dem im Wunderhorn (2, 282) modernisierten und gestörten Reimpaar „weh: mehr" ist in den Märchen (1, 399) mit „weh: meh" die echte Form gewahrt.

Ueber die Blätter aus dem Tagebuch der Ahnfrau hege ich indessen eine andre Meinung als Carbauns. Er spricht ihnen, freilich nicht allein, gegen Brentanos eigenes Zeugnis die frühe Entstehung ab und rückt sie bis 1838

Digitized by Google

hinauf, in welchem Jahre sie, dem Gockelmärchen angehängt, zuerst erschienen. Brentano sprach sich über diese Blätter in der Zueignung an Frau von Willemer aus. Sie seien flüchtige Skizzen aus dem Umfange jener Chronika, d. h. natürlich der Limburger Chronika, der er seine Chronika eines fahrenden Schülers, 1803 (1818), nacherzählte. Er habe jedoch die Skizzen noch nicht in die harmonische Haltung mit dem Tone derselben bringen können. Also: die zugestandene, aber übrigens nicht so arge, Verschiedenheit des Tones berechtigt uns nicht, die gleichzeitige Entstehung zu bestreiten. Wir können nicht ausmachen, wie Brentano das Ganze, das ihm vielleicht nur dunkel vorschwebte, eingerichtet haben würde. Nur eine ordentliche Studie über die Limburger Chronik hülfe weiter. Das glaube ich jedoch zu empfinden, daß z. B. die rührende Festbetrachtung zum St. Sophientag (Schriften 4, 71) seiner ersten Frau Sophie gelte, und wenn ich die gewiß dort nicht bedeutungslose Anspielung auf das Rotkehlchen, das gar einfältiglich in Mutterforgen überlege, wo und wie es sein Nestchen am sichersten bauen solle, mit dem verbinde, was er in froher Hoffnung dem sehnsüchtig erwarteten Arnim (S. 137) entgegenschreibt, so meine ich, daß dies Stück des Tagebuches der Ahnfrau im Frühling 1805 in Heidelberg gedichtet ist. Dergleichen schreibt man nicht über dreißig Jahre später. Wenn ich auch nicht leugne, daß Einiges vielleicht für den Druck 1838 geändert oder zugesetzt worden sei, so halte ich doch, bis zum klaren Beweise des Gegenteils, daran fest, daß das Tagebuch der Ahnfrau der Hauptmasse nach eine Jugendarbeit Brentanos ist.

Was wir jetzt Dank Cardauns' Untersuchung über die Märchen besser als vorher wissen, läßt uns doch noch keine völlig gesicherte, oder ich will sagen: bis auf den Grund dringende Resultate über das Vorrücken der Arbeit gewinnen. Für den vom Verfasser gern festgehaltenen Entstehungsabstand zwischen den „italienischen" (1806) und den Rhein-Märchen (1811) würde ich nicht eintreten. Die Aeußerungen zwischen Brentano und den Grimms scheinen mir die Thatsache zu enthalten, daß er neben der italienischen Quelle auch schon dänische und deutsche, gesammelte und noch zu sammelnde, Märchen in seinen Bereich zu nehmen strebte. Cardauns äußert sich an vielen Stellen auch über den poetischen und ästhetischen Wert der Märchen wie über ihre Gesamtkomposition. Sein Urteil ist in Lob und Tadel zwar scharf, aber eigentlich nie ungerecht. Hätte jedoch Brentano selbst sein Märchenbuch uns fertig vorgelegt, so würde er das Einzelne notwendig unter den künstlerischen Zwang, den das Ganze forderte, haben stellen müssen; und ich denke mir, daß er dann den einzelnen Märchen in einem sie alle umspannenden Rahmen ihren festen Platz gegeben hätte.

2. Zu den Beilagen in Cardauns' Buche.

Die Beilagen, die Cardauns am Schlusse seines Buches von S. 93 bis 116 abgedruckt hat, bestehen aus lesenswerten Erinnerungen der Frau

Digitized by Google

Charlotte von Ahlefeld an Clemens Brentano und Sophie Mereau in Weimar 1803 (vgl. Euphorion 2, 313 ff.), der Mitteilung einer älteren Fassung des Märchens vom Fanferlieschen nach der Abschrift Böhmers vom Jahre 1831, und zwei Briefen Arnims an Böhmer und den Bürgermeister Thomas in Frankfurt, 1827. Zu den beiden letzteren bemerke ich Folgendes.

Böhmer hatte Arnim durch Bettina um Auskunft über etwa in Wiepersdorf vorhandene Manuskripte Clemens Brentanos gebeten, und Arnim entsprach der Bitte in dem, bei Cardauns S. 100 gedruckten kurzen Brief vom 28. Februar 1827. Böhmer war mit Brentano 1823 in Frankfurt bekannt geworden. Nach fünfzehnjähriger Abwesenheit, seit 1808, hatte Brentano endlich seine Heimatstadt wieder besucht, und in einem umfangreichen Schreiben aus Dülmen, 9. Januar 1824, schilderte er Arnim die Frankfurter Familienverhältnisse; darin heißt es (ungedruckt):

Einen sehr sinnvollen und gelehrten, äußerst gefälligen, regsamen jungen Mann habe ich an einem Doctor juris Friedrich Böhmer gefunden, manche anmuthige vertraute Stunde auf seinem Stübchen zugebracht und ihn bei den Brüdern (Franz und Georg Brentano) und (Schwager) Guaita eingeführt, was er jedoch nicht besonders sucht. Er wollte mich bis hieher begleiten, ward aber in Koblenz krank und kehrte zurück. Er praktizirt nicht, wohnt zwei Häuser von Göthens Haus bei seiner Mutter im alten Familienhaus, und hat sich ganz dem Studium der Kunst und zwar gründlich ergeben. Er war ein Jahr in Rom und alle die neuen dortigen Mahler und die neuen jungen deutschen Künstler sind seine ergebenen Freunde; er steht in lebhafter Correspondenz mit ihnen und ist ihre Hülfe und ihr Rath. Daher ist seine Stube, die viel wie der ganze Mann vom Wesen der Grimm (nur mehr Milde und weniger Schärfe) hat, voll Mappen, Skizzen, Probedrucken, Erinnerungsblättern. Er redigirt außerdem die Herausgabe von historischen Scriptoribus und hat eine große Freude an den Gedichten seiner poetischen Freunde, besonders Rückerts, die er meist handschriftlich besitzt.[1]) Er hat Dich und Deine Werke lieb, und wenn Du wieder nach Frankfurt kömmst, wirst Du einen Freund an ihm finden, der Dir ungemein viel Freude machen wird. Er ist bei dem Städelschen Institut, und der noch immer in der Hand ribelnde Kästner sein Collega,[2]) ich sah dieses wohlgetrocknete Weisheitsexemplar mehrmals zur ledernen Consultation bei ihm. Böhmer kennt ihn, weiß sich in Achtung bei ihm zu halten und benutzt ihn als Stimme bei Vorschlägen. Böhmer ist Freund von Schlosser.

Der Inhalt dieses Briefes war wohl Arnim aus dem Gedächtnis geschwunden oder mochte ihm doch nicht mehr genügen, als Böhmer drei

1) Böhmers Verhältnis zu Rückert ist bekannt. Er hat Rückert und seinen Freunden von der Bekanntschaft mit Brentano 1823 Mitteilung gemacht. Ein Nachklang ist es, wenn Carl Barth, Rückerts Freund, im Dezember 1823 an Böhmer schreibt: „Tadle mir nicht mehr auf solche Weise meinen lieben Rückert; lieber lasse alles, was ihn angeht, auf sich beruhen, bis er einmal so glücklich ist, wieder etwas zu machen, was Dir besser zusagt als das Bisherige. Hierbei kömmt mir der Herr Brentano in den Sinn: Sieh ihm doch scharf auf die Füße, ich habe manchmal Träume von Schlingen und Angeln. Nicht wahr, es ist ja der, der katholisch geworden ist?“ Die Stelle entnehme ich Friedrich Reuters wertvollen Arbeiten über Rückert (Altona 1895, S. 10).

2) Gemeint ist Arnims und Brentanos Universitätsfreund Theodor Friedrich Arnold Kestner, Lottens Sohn.

Digitized by Google

Jahre später seine Bitte aussprach. Arnim fühlte sich jedenfalls zu einer intimen Auskunft nicht berechtigt. Böhmer suchte daher Thomas' Vermittlung nach, der sich in der Angelegenheit jetzt schriftlich an Bettinen wandte. Als Erwiderung an Böhmer hat sich nun ein Briefkonzept Arnims erhalten, das ich hier mitteile (ungedruckt):

Berlin, d. 7. April 1827. Seit einigen Tagen bin ich wieder in Berlin und finde ein Schreiben von Thomas an meine Frau, worin wiederum die Angelegenheit wegen der Manuscripte von Clemens in Anregung kommt, worüber ich gern Ew. Wohlgeboren eigne Ansicht nach denen von mir darüber mitgetheilten eiligen Nachrichten empfangen hätte. Da ich die Manuscripte noch einmal bei meiner Anwesenheit durchlaufen habe, so eile ich inzwischen Ihnen das weiter ausgesprochene Resultat meiner Untersuchung mitzutheilen. Das einzige bedeutende Werk darunter Der Comingo hat außer seinen vielen andern schon gerügten Vernachläßigungen noch mit etwas zu kämpfen, was jezt jede Bearbeitung von Seiten des Clemens hindern würde, wo das katolische Fieber noch in ihm fortwirkt, es ist nämlich eine Apologie der Camisarden hineinverwebt, die ohne das Ganze aufzulösen nicht hinausgeschafft werden kann. Er würde das ganze Buch verachten und dies scheint auch wohl der Grund zu sein, warum er es zurückgelassen, da er sonst nur Unbrauchbares mir zur Bewahrung übergeben hat, ich meine Dinge, die er von sich abgeschüttelt hatte, nämlich

1) Ein Drama, die Bearbeitung des wunderthätigen Puppenspiels nach der Ueberſetzung von Bertuch, worin alle jezt mir selbst schon unverständlichen Scherze einer Gesellschaft, in die ich ihn hier eingeführt hatte, in mancherlei versteckter Art berührt sind.

2) Ein Drama aus Frankfurt ähnlicher Art, worin mancherlei Sandgäſſerscherze enthalten sind, sehr flüchtig für einen Tag geschrieben.

3) Eine Fortsetzung des Bürgergenerals, ein Scherz über Schmalz und dessen Denunziazionsschrift, aber leider nicht das vollständige Manuscript, sondern lückenhaft. Wohin das eigentliche Manuscript gekommen, wird Clemens wissen, ich dächte nach Cassel.

4) Eine Masse politischer dramatischer Versuche aus Wien, sämtlich unvollständig, eine Art Lobgedicht auf Schwarzenberg, unvollständig und nicht eben unterhaltend, nach meiner Ueberzeugung das Schlechteste, was er je geschrieben hat, mehr aus dem Wunsche, sich in Wien ein Schriftstellerschicksal zu bilden, hervorgegangen, als aus innerem Triebe.

5) Aus derselben Zeit mancherlei Kritisches über Theater, woraus sich ein Excerpt von Einfällen machen ließe, die wenn auch zuweilen nur aus dem Lusten hervorgegangen, sich seltsam der Mehrzahl gegenüber zu stellen, doch manches von der Seite artig beleuchten.

6) Mancherlei Entwürfe zu gedruckten Sachen, z. B. zu seiner Victoria, mehr durchstrichen als geschrieben.

7) Einige Scenen zu einem Gespensterdrama, das er nie weiter geschrieben, die Erzählung dazu fand er im Gespensterbuche von Apel.

8) Was ich an Liedern vorfand, hat er viel besser und vollständiger bei sich gehabt in einer mitgenommenen Mappe, es sind einzelne Verse meist oft ohne Zusammenhang, wie er sie in der Arbeit niederschrieb, ehe er das Rechte gefunden.

Ich bitte nun mir zu schreiben, was Sie abgeschrieben wünschen, mein Schulmeister wird mit den Abschriften nicht so theuer sein.

Diesen für Böhmer bestimmten Entwurf hat Arnim offenbar zu dem, bei Cardauns S. 101 abgedruckten, Briefe an Thomas, gleichen Datums,

Digitized by Google

umgestaltet. Das Konzept bietet inhaltlich mehr als der Brief. Im Einzelnen bemerke ich: Das Drama Comingo ist durch Varnhagens Benehmen 1811 in Prag für uns verloren gegangen (Arnim und Brentano S. 303 f.). Die Bearbeitung des wunderthätigen Puppenspiels von Cervantes kenne ich nicht; die „Gesellschaft, in die Arnim ihn in Berlin eingeführt hatte," war Arnims christlich-deutsche Tischgesellschaft. Die Fortsetzung des Bürgergenerals ist in der That einmal in den Händen Wilhelm Grimms gewesen, der das Stück 1816 (Stengels Hessische Beziehungen 1, 157) beschreibt: „Es heißt ‚der geheime Rath Schnaps' und ist eine Fortsetzung des Göthischen ‚BürgerGenerals'; es ist voll Witz und guter Einfälle, gedruckt kann es nicht wohl werden." Auch die Scenen zu einem Gespensterdrama werden, da Laun und Apels Gespensterbuch seit dem Jahre 1810 erschien, in Berlin entstanden sein.

Böhmer hat daraufhin von Arnim Brentanosche Schriften erbeten und empfangen. Denn am 7. Dezember 1828 schrieb Clemens aus Frankfurt an Arnim (ungedruckt):

Böhmer, der Deine Sendung erhalten, wird Dir nächstens schreiben. Was den Philister angeht, so kann ich für seinen Wiederabdruck in Berlin meine Einwilligung nicht geben: erstens, weil ich selbst mein Gewissen dadurch neuerdings durch meine Beistimmung würde belastet fühlen, indem er in geselliger Vertraulichkeit ausgelassen, manches allgemein und speciell einzelnen Heilige mit einer schwächere Gemüther verletzenden Ironie behandelt, ich will aber mit Einwilligung kein Aergerniß mehr geben, wo ich es verhindern kann; zweitens ist er ja in Berlin damals verboten und bei Wittich durch die Polizei gesucht worden; drittens will Görres ihn mit der gehörigen Durchsicht und Ergänzung und Besserung in München herausgeben, wo dann ohne Mühe alle Lust tragen[1]) sich befriedigen können.

Arnims Entwurf an Böhmer erwähnt „mancherlei Kritisches über Theater" und dementsprechend bei Cardauns S. 102 der Brief an Thomas ein „Convolut Theater-Kritiken, meist aus Wien, für eine dortige Zeitschrift geschrieben." Es sind natürlich hier Vorarbeiten, Manuskripte und Einzelnummern von und zu Bernards Dramaturgischem Beobachter gemeint, und da der verehrte Herausgeber des Euphorion, im Ergänzungsheft des zweiten Bandes von S. 64 an, über dieses Journal eindringlich berichtet hat, so gestatte er mir freundlich, daß ich zunächst an ihn die folgenden Bemerkungen als eine

3. Zugabe

zu der Anzeige des Cardaunsbuches richte. — In Bernards Dramaturgischem Beobachter wird, wie Sie festgestellt haben, Beethoven von Clemens Brentano gefeiert. Beethoven war der gesamten Brentano- v. Birkenstockschen Familie freundschaftlich zugethan. Es wird Ihnen aber auch willkommen sein zu hören, daß Beethoven mit Bernard in näherem Verkehr gestanden

1) So steht in der Handschrift. Vielleicht ist zu verstehen: alle die Lust tragen — oder: alle Lusttragende ꝛc.

Digitized by Google

hat. In seinen zu Leipzig 1861 erschienenen Wander-Studien bringt Robert Waldmüller (Edouard Duboc), freilich an einer Stelle, wo die Beethoven-Biographen es nicht gesucht und gefunden haben, Mitteilungen „Aus Beethovens spätern Lebensjahren", hauptsächlich auf Grund eines Tagebuches, das die Tochter eines Herrn del Rio, der zu Wien ein Erziehungsinstitut leitete, geführt hat. Im Jahre 1816 kam Beethoven zum ersten Male in ihres Vaters Haus, um seinen verwaisten Brudersohn Karl in das Institut zu geben: „ich sehe noch, wie Beethoven sich mit Beweglichkeit hin- und herdrehte, und wie wir auf seine dolmetschende Begleitung, Herrn Bernhard, später Redakteur der Wiener Zeitung, nicht achtend, uns gleich zu Beethovens Ohr wandten; denn schon damals mußte man ihm ganz nahe sein, um sich ihm verständlich zu machen." Brentano lernte also Bernard wahrscheinlich durch Beethoven kennen, und so sind uns die betreffenden Gedichte im Dramaturgischen Beobachter Nachklänge des persönlichen Verkehres der drei Männer mit einander. Und da Sie mir nun einmal freundlich Raum gewähren, so will ich noch dazu sagen, daß Waldmüller dort, wenn auch nicht ganz korrekt, Bettinens Besuch bei Beethoven behandelt und die plötzliche Wiederbelebung seines Genius auf neu erwachte Neigung zu Bettinen zurückführt. Er druckt auch die bekannten drei Briefe Beethovens an sie ab, dann aber noch als Facsimile (S. 232) sein Sonett zu ihrer Verlobung mit Arnim, dessen Original sie Joseph Joachim, damals in Hannover, geschenkt hatte:

An Bettin.

In tiefer Demuth will ich gratulieren,
Tief neigend von dem Haupt den Hut mir heben,
Wenn die Gedanken auch in weiter Ferne schweben,
Muß ich sie doch gebahnte Wege führen:

Will ich auch nicht das Schicksal groß anstieren,
So wird es nimmer dennoch mich erheben;
Verwirkt ist längst mein schaales Erdenleben,
Der Treue Kralle werd ich stets im Busen spüren.

Doch was wein ich, und bin elende,
Froh bist du, und froh sey dein Leben,
Ich dulde bis mir Zukunft herbres sende.

Doch einen Trost sollt mir zum Lohne geben
Der Götter Huld, daß ich dich glücklich sehe,
Und ferne ist mein herbes tiefes Wehe.

Hätten diejenigen, die sich über die drei Briefe Beethovens an Bettina abgemüht haben, dieses Sonett gekannt, so wäre über die Echtheit des zweiten, vom 10. Februar 1811, kein so leicht wiegender Zweifel laut geworden. Diesem Briefe lag das Sonett bei, und die Stelle (nach Zlins Pamphilius 2, 216): „Sie heirathen liebe Freundin, oder es ist schon geschehen, und ich

Digitized by Google

habe Sie nicht einmal zuvor noch sehen können, so ströme denn alles Glück Ihnen und Ihrem Gatten zu, womit die Ehe die Ehelichen segnet ꝛc." — diese Stelle war gleichsam ein Geleitwort für das Sonett. Ich habe ein Wiener Schreiben der Frau Antonie Brentano, geb. von Birkenstock, an Bettina vom 11. März 1811 in Händen gehabt, das voraussetzt, Bettina habe nicht lange zuvor einen Brief von Beethoven, das ist natürlich der vom 10. Februar 1811, empfangen. Ueber ihn selber schreibt sie dort (ungedruckt):

Beethoven ist mir einer der liebsten Menschen geworden, sein Umgang enthüllt seine Vortrefflichkeiten, sein Spiel läßt eine allen andern Empfindungen unähnliche Empfindung empfinden, seine dunkel beschattete Stirn enthält unter hoher Wölbung den Sarkophag der Tonkunst, aus welcher er verklärte Gestalten erweckt, sein ganzes Wesen ist einfach, edel, gutmüthig, und seine Weichherzigkeit würde das zarteste Weib zieren, es spricht für ihn daß ihn wenige kennen, noch weniger verstehen. Er besucht mich oft, beinahe täglich, und spielt dann aus eignen Antrieb, weil es ihm Bedürfniß ist Leiden zu mildern, und er fühlt daß er es mit seinen himmlischen Tönen vermag, in solchen Augenblicken muß ich dich oft lebhaft herbey wünschen liebe Bettine, das solche Macht in den Tönen liegt habe ich noch nicht gewußt wie es mir Beethoven sagt.

Die Echtheit des ersten Briefes an Bettina wird ja jetzt von allen zugegeben. Betreffs des dritten will ich als meine Ueberzeugung aussprechen, daß er — an sich echt — gleich denen Goethes von Bettina erinnerungsgemäß ausgestaltet worden sei.

Es ist ja Brentanos Verhältnis zu Beethoven mehrmals behandelt worden, aber — worin Sie mir beistimmen werden — nicht durchdringend genug, und ohne den Blick stets auf die gesamten Beziehungen der Familie gerichtet zu halten. Der Katalog des Franz Brentano v. Birkenstockschen Nachlasses, Frankfurt a M. 1896, zählt z. B. allein zwölf ungedruckte Briefe Beethovens auf, deren größten Teil bei der Versteigerung das Beethovenhaus in Bonn erstanden hat. Ich zweifle nicht, daß eine dankbare Neubearbeitung dieses Stoffes möglich ist.

Berlin. Reinhold Steig.

Philipp Nathusius Jugendjahre. Nach Briefen und Tagebüchern unter Mitwirkung von D. Martin von Nathusius von Eleonore Fürstin Reuß. Verlag von Wilhelm Hertz. (Bessersche Buchhandlung.) 1896. 3.60 *M.*

Wie das Vorwort besagt, ist das Buch der Fürstin Reuß aus einem schlichten Gedenkblatt herausgewachsen, das die Allgemeine konservative Monatsschrift, die Nachfolgerin und Erbin des 1853 begonnenen Volksblattes für Stadt und Land, den Gründern des letzteren, Philipp und Marie (von) Nathusius, in ihren Spalten pietätvoll zu widmen gedachte. Ohne falsche Erwartungen rege machen zu wollen, erklärt die Verfasserin,

Digitized by Google

sei ihr Buch über Philipp Nathusius wesentlich die Geschichte einer Seele und die Geschichte dessen, was Gott an dieser Seele und durch sie gewirkt habe. Leser, die gern einer solchen stillen Geschichte nachgehen, werden zu genießender Teilnahme eingeladen. Ich habe mich als eingeladen betrachtet und mich willig der Führung dieses Buches überlassen, um auf literarischem Wege die Jugendjahre eines Mannes kennen zu lernen, der seiner Zeit mitten im Widerstreit meist unerfüllbarer und zum Teil in ihren Zielen verderblicher Forderungen den Entschluß fand, in christlichem und konservativen Geiste des Volkes Wohl werkthätig zu fördern. Niemand braucht hier, welcher politischen Parteirichtung er auch zugehöre, mit seiner Anerkennung zurückzuhalten.

Es sind jedoch verschiedene Arten der Betrachtung eines Buches möglich. Ein Buch, dessen sich unsere Zeitschrift annimmt, muß daraufhin angesehen werden, welchen Wert es wohl für die Geschichte der deutschen Literatur haben möge. Der Person des Philipp Nathusius kommt nun allerdings auch eine literarhistorische Bedeutung zu, nicht allein um seiner selbst, als um derentwillen, mit welchen ihn der Gang seines Lebens in Verbindung brachte. Er hat in jungen Jahren eigene Gedichte gemacht und fremde übersetzt. Seine Briefe an Bettina sind, von ihr selbst veröffentlicht, mit dem Bestande ihrer Schriften fest verwachsen. Er war der Gatte einer Frau, deren reiche Schriftstellerei die Lektüre weiter Kreise gewesen ist, und deren Lebensbild er treulich geschrieben hat. Das sind nicht gewöhnliche Schicksale. Sie rechtfertigen eine Betrachtung des vorliegenden Buches im literarhistorischen Sinne.

Die Neigung zu geistiger und poetischer Bethätigung war Philipp Nathusius mehr von mütterlicher Seite als von der seines Vaters mitgegeben worden. Dieser hatte als einfacher, unbegüterter Kaufmann begonnen und sich aus eigner Kraft zu Reichtum, Ansehen und Einfluß emporgearbeitet. In und um Magdeburg richtete er große kaufmännische, industrielle und landwirtschaftliche Betriebe ein, die fast alle einen blühenden Fortgang nahmen. Er ist später Immermann das Vorbild für seinen Fabrikherrn in den Epigonen gewesen. Seine handelspolitische Wirksamkeit in den preußischen Landen reichte, zumal auch in der westphälischen Zeit, nach Kassel hinüber und befreundete ihn mit der Familie des Kriegsrats Engelhard daselbst, dessen Gattin Philippine, geb. Gatterer, als Dichterin einen Namen hatte. Eine ihrer Töchter wurde Gottlob Nathusius' Frau. Sie sind die Eltern Philipp Engelhard Nathusius' (geb. 1815), dessen Vornamen allem Anschein nach von dem vollen Namen der Großmutter hergenommen wurden, wie denn überhaupt die „Großmutter Dichterin" dem jungen Nathusius eine ideale Macht bedeutete, die ihm selber einen größeren Wert und gleichsam das Recht zu eignem Dichten zu verleihen schien. Diese Verwandtschaft gab ihm naturgemäß auch einen Zusammenhang mit denen, die in Kassel,

Digitized by Google

Göttingen und weiterer Zugehörigkeit mit seiner Großmutter bekannt oder befreundet waren.[1])

Philipp Nathusius genoß weder einen regelrechten Schul- noch Universitätsunterricht. Aber unter der Leitung seines Lehrers und Freundes Elster bildete er sich durch umfangreiche Lektüre, namentlich auch der klassischen und romantischen Dichter fort. Goethes Briefwechsel mit einem Kinde entzückte ihn bei seinem Erscheinen. Begeistert schrieb er an Bettinen. Sie antwortete, lernte ihn persönlich kennen und führte von 1835 bis 1841 einen Briefwechsel mit ihm: für Nathusius das große Ereignis seiner Jugendzeit.

Dieser von Bettina unter dem Titel „Ilius Pamphilius und die Ambrosia" veröffentlichte Briefwechsel ist nun doch die bedeutsamste Quelle für die innere Entwickelung des jungen Nathusius bis dahin etwa, wo die Liebe zu Marie Scheele, seiner späteren Frau, in ihm mächtig wurde. Während die Fürstin Reuß vorher still für sich „nach Briefen und Tagebüchern" berichten konnte, muß sie jetzt auf ein breiteres, schon literarisches Gebiet hinübergreifen. Daß die nun folgenden Auszüge dem gedruckten (und nicht etwa handschriftlichen) Briefwechsel Bettinens entstammen, hätte doch vielleicht ausdrücklicher gesagt werden sollen; der Hinweis auf S. 113 reicht nicht aus. Denn die ganze Anlage des Buches wie die, eigentlich nicht zulässige, Vereinigung zweier Stellen des Ilius Pamphilius (1, 199. 202) auf S. 77 könnte wider Willen der Verfasserin zu dem Irrtum Anlaß werden, als seien hier, wie vielfach sonst, Originalpapiere benutzt worden, und das müßte wieder zu einer falschen Beurteilung des von Bettina veröffentlichten Briefwechsels führen. Doch weit erheblicher als diese formelle Erinnerung ist die Frage, wie derselbe inhaltlich von der Fürstin Reuß erfaßt und für ihre Darstellung verwendet worden ist. Die Antwort müßte auch auf unser Urteil über diejenigen Partien des Buches, denen gegenüber eine Kontrolle unmöglich ist, nicht ohne Einfluß bleiben. Wiewohl ich das Geleistete nicht verkenne und dem Umfange nach durch die Oekonomie des Buches vielleicht bemessen sehe, so schwebt mir doch auch die Möglichkeit einer anders beschaffenen Auffassung und Ausnutzung des gedruckten Briefwechsels vor. Freilich gehört dazu gute Zeit und nicht bloß von äußerem Anlaß gebotenes Herantreten an eine Gedankenwelt, von der ja auch des jungen Nathusius' Briefe getragen und gehoben werden. Jeder ist in seiner Korrespondenz abhängig von dem, an welchen er sich richtet. Oft, wo ich über entscheidende Dinge das rechte Wort zu lesen hoffte, stand doch nur eine hergebrachte, nicht eben tiefe Redewendung da. Als Beispiel

1) Wer sich davon überzeugen will, daß poetische Kraft auch in einem anderen Kindeskind fortlebte, der schlage das Büchlein „Aus dem Leben einer Frau. Gesammelte Blätter aus dem Nachlaß von Johanna Oberbeck-Achten. Berlin, 1888" auf; dem frühverstorbenen Sohne dieser verehrungswürdigen Frau hat Rudolf Grimm in seiner Gedichtsammlung „Italien" (1886, S. 218) ein Erinnerungsblatt geschrieben.

Digitized by Google

nehme ich die Ausführungen über Philipp Nathusius' kirchenpolitisches Parteischriftchen „Ulrich von Hutten". Ich habe mir das Büchlein auf den hiesigen Bibliotheken nicht beschaffen können und bin daher auf die Inhaltsangaben bei der Fürstin Reuß (S. 114) und Bettinen angewiesen. Der noch nicht vierundzwanzigjährige Verfasser, der auf seiner italienisch-griechischen Reise tiefe Eindrücke von dem sittlichen Verfall der römischen Kirche und dem undeutschen Wesen des ultramontanen Katholizismus erhalten habe und diese Schäden in den schwärzesten Farben male, hoffe und befürworte eine Verdeutschung des Katholizismus in Deutschland und eine kirchliche Vereinigung des ganzen deutschen Volkes: der Mangel an Verständnis für das tiefere Wesen des Protestantismus und des Christentums überhaupt trete noch deutlich hervor. So das Buch der Fürstin Reuß. Daß aber Bettina über dieses Büchlein „mit einer Empörung schreibe, die fast vermuten lasse, daß sich die Katholikin in ihr rege", beruht doch auf völligem Mißverständnis. Wer Bettina kennt, weiß, daß katholisch oder protestantisch für sie keine Fragestellung war. Ihre Gedanken gingen auf das Wesen der Dinge, nicht auf das, was sie als zufällige Erscheinungen der Dinge betrachtete. Sie glaubte wahrzunehmen, daß Nathusius sich nicht über das Unwesentliche, Kleine zum Großen erhoben habe. Das Schriftchen war eine Enttäuschung für sie. In einer Reihe ähnlicher Erfahrungen liegt es begründet, daß der Briefwechsel zwischen beiden allmählich versiegen mußte, zumal da sich Nathusius in jungen Jahren verheiratete und sich ihr in dem engeren Kreise seines Berufes zu früh festzusetzen schien. In diesem letzteren Punkte hat ihr sein späteres Leben nicht Recht gegeben. Ich sage dies alles weder Nathusius zum Tadel noch Bettinen zum Lobe, sondern ich suche nur den Unterschied herauszubringen. Im allgemeinen aber sind die urkundlichen Mitteilungen im Buche der Fürstin Reuß eine wertvolle, nicht ausgeschöpfte Quelle für das Verständnis des „Ilius Pamphilius", dessen seiner Zeit notwendige Verhüllungen jetzt wieder abgezogen werden müssen. Beide Bücher stehen deshalb in Wechselwirkung zu einander.

Beide bringen auch den Kommentar zu Nathusius' Gedichten. Er ließ zwei Bändchen, je fünfzig Gedichte, 1839 und 1841 drucken und übersetzte wie seine Großmutter Lieder des Pariser Chansonnier Pierre Jean de Beranger. Von Späterem zu schweigen. Den Ertrag des ersten Bändchens bestimmte er 1839 dem Leipziger Central-Verein zur Schadloshaltung der ihrer Stellen entsetzten Göttinger Professoren; Bettinens Eifer für die Brüder Grimm war dabei im Spiele, wie sie ihn auch ausersehen hatte, unter Wilhelm Grimms Leitung die Ausgabe der Schriften Arnims zu besorgen. Nicht ohne Selbstbewußtsein stellte Philipp Nathusius seine Gedichte mit denen Emanuel Geibels auf gleichen Wert (Ilius Pamphilius 1, 293); er hatte ihn in Berlin bei Bettina kennen gelernt und dann in Athen wieder gesehen (vgl. Euphorion 3, 15 und Fürstin

Digitized by Google

Reuß S. 106). Indessen kann den Gedichten Philipp Nathusius' ein originaler Wert nicht zugesprochen werden, und verfehlt scheint mir das Urteil der Allgemeinen deutschen Biographie (23, 285) über sie. Sie bewegen sich eigentlich nur in Nachahmung gegebener Formen, unter denen sich die Goethes, Schillers und des Wunderhorns auf den ersten Blick bemerkbar machen. Z. B. das Lied an den Mond hat zweimal (1839, S. 63 und 1841, S. 116) seine Form herleihen müssen. Es ist begreiflich, daß Bettinen eine derartige Poesie ohne Selbständigkeit und innere Entwickelung nicht genügen konnte. Es finden sich in dem gedruckten Briefwechsel eine Menge Aeußerungen über die ihr einzeln vorgelegten Gedichte. Sie verstand auch — entgegen dem Wunsche des jungen Dichters — seine Bändchen außer Verbindung mit ihrer Person zu halten, nur daß sie nachher zu einer Rezension der Gedichte in den Hallischen Jahrbüchern beigesteuert hat.

Kein verständiger Mensch wird natürlich nach diesen jugendlichen poetischen Versuchen den Wert des Mannes messen wollen. Das unterliegt ja keinem Zweifel: zu einer führenden Rolle auf rein geistigem Gebiete, zu der ihn Bettina zu gewinnen suchte, war er nicht berufen. Seine Wirksamkeit sollte vornehmlich eine politische und soziale sein. Auch diese werden wir hoffentlich, nach S. 282, durch die Fürstin Reuß kennen lernen. Und wie es immer anerkennenswert ist, wenn Familien den Besitz ihrer stillen Papiere der Oeffentlichkeit herzugeben sich entschließen, so verdient auch die Fürstin Reuß unseren Dank, daß sie die Bearbeitung dieser Papiere so erfreulich übernommen hat und fortzuführen entschlossen ist.

Berlin. Reinhold Steig.

Moleschott J., Für meine Freunde. Lebenserinnerungen. Gießen, Roth, 1894.

Durch die Herausgabe der Lebenserinnerungen ihres Vaters hat sich Moleschotts Tochter ein großes Verdienst erworben. Wenn auch der Faden, noch bei weitem ehe er zu Ende gesponnen war, der Hand des greisen Gelehrten entfiel und, was wir nun haben, leider nur ein Torso ist, so gehört das Buch doch zu den liebenswürdigsten Selbstbiographieen, die man lesen kann. Ein echter, tiefangelegter und allseitig durchgebildeter, wahrer Mensch überschaut hier sein Leben und Streben mit der Bescheidenheit und der warmen Begeisterung, wie sie eben nur unveräußerlicher Charakter der Besten im Reiche des Geistes sind. Es macht heutzutage besondere Freude, einen Naturforscher und Arzt so neidlos der Philosophie und der Geisteswissenschaft überhaupt sich tief verpflichtet fühlen zu sehen, so goldene Worte vom unvergänglichen Werte der humanistischen Bildung sprechen zu hören (S. 60). Auf die sonnige, von der reinsten Liebe edelster Eltern getragene Kindheit und Knabenzeit in Herzogenbusch folgt der Besuch des damals hervorragenden Gymnasiums in Kleve: wir begreifen, daß einem Zögling solcher Lehrer

Digitized by Google

eine Universalität des geistigen Lebens und der geistigen Regsamkeit mitgegeben wurde, wie sie der Mann dann ein ganzes langes Leben hindurch bewiesen hat. Die Heidelberger Studienjahre sind durch Henle, Kapp, Gervinus beherrscht. In das holländische Vaterland zurückgekehrt ergreift den jungen Utrechter Arzt trotz ansprechendster und günstigster Lebensverhältnisse eine unbezwingliche Sehnsucht nach Deutschland: „Ich hatte mich zu sehr an den Flügelschlag des deutschen Geistes gewöhnt, mich zu gern in Strömungen deutscher Literatur und deutscher Weltweisheit gebadet" (S. 155). Moleschott habilitiert sich als Dozent der physiologischen Chemie in Heidelberg und verlebt hier glückliche Jahre, reich an befriedigender segensvoller Thätigkeit reich an Freundschaft und Liebe, in einem der schönsten Orte Deutschlands: hier erlebt er die Segnungen edelster Freundschaft durch Hermann Hettner und Ludwig Feuerbach, seinen begeistert gepriesenen Meister und sein Vorbild des Forschens, Denkens und Glaubens; hier gründet er mit einem edeln hochgebildeten Mädchen, Sophie Strecker, der Tochter eines Mainzer Arztes, ein eigenes Haus, worin ihm nur eitel Glück und Segen beschert war. Durch eine staatliche Verwarnung bewogen, seine Lehrthätigkeit in Heidelberg einzustellen, geht er nach Zürich, wohin man ihn nach einigen Monaten unfreiwilliger und doch gern gesehener Muße als ordentlichen Professor berief. In der Schilderung der Züricher Zeit, die kaum über die Anfänge hinausgekommen ist, bricht das Buch ab. Moleschotts Tochter stellt uns in einem Nachwort ein Buch Briefe und Tagebuchnotizen ihres Vaters aus der letzten fast ganz in Italien verbrachten Hälfte seines Lebens in Aussicht: es wäre zu wünschen, daß sie diesen Plan nicht fallen ließe.

Ich erwähne noch, was den Literarhistoriker im besondern in dem Buche interessieren kann. Ergreifend ist die Wirkung der Goetheschen Braut von Korinth auf die lebhafte Phantasie des Klever Schülers geschildert (S. 62); ebenso die Beseligung und Befreiung, die ein in Utrecht gekaufter vollständiger Goethe hervorbrachte (S. 155). Feinsinnige Urteile fallen über Heinse (S. 170), Bettina (S. 104), Herwegh (S. 285), Varnhagen (S. 293). Befreundet war Moleschott in Heidelberg und dann in Zürich mit Gottfried Keller (S. 170. 287), dessen Eigenart vorzügliche Würdigung findet: bei aller Begeisterung für diese „Blume seines Landes" findet Moleschott in den lyrischen Ergüssen seiner Jugend und überhaupt im ersten Wurf der dichterischen Schöpfungen Kellers stärkste Kraft, während im Fortgange des poetischen Prozesses eine Verringerung der künstlerischen Unmittelbarkeit vielfach zu spüren sei; die Notiz auf S. 288, wonach Keller auf eine Anregung Moleschotts hin eine Bemerkung über die historische Wahrheit seiner Erzählung in „Romeo und Julia auf dem Dorfe" in späteren Auflagen unterdrückt habe, stimmt nicht zu Bächtold, Gottfried Kellers Leben 2, 66. Daß Moleschott einer der Wenigen ist, die Georg Forster richtig einschätzen (S. 171. 262), darf ich bei meiner bekannten Vorliebe für ihn nicht besonders

Digitized by Google

betonen. Zwei Briefe Alexander von Humboldts (S. 201. 214) sind in der bekannten Manier seiner Greisenzeit gehalten.

Weimar. Albert Leitzmann.

Kennel A., Ludwig Eichrodt, Ein Dichterleben. Lahr, Schauenburg 1895. 2 M.

Diese Biographie des badischen Humoristen Eichrodt, der 1892 als Oberamtsrichter in Lahr gestorben ist, wird die Freunde des Dichters erfreuen, sie ist aber auch geeignet Eichrodt neue Freunde zu schaffen. Das Buch liest sich gut, und bei aller Verehrung für den Dichter trägt der Verfasser doch nicht zu stark auf. Er stellt Eichrodt in den Rahmen seiner Familie, seines Freundeskreises, seiner Zeit, und er hat Lebensgang und Persönlichkeit anschaulich geschildert. Auf Grund einzelner Aeußerungen des Dichters und an der Hand seiner Dichtungen ist die poetische Entwicklung gegeben. Neben der humoristischen Seite, welche die hervortretendste bleiben muß, betont Kennel mit Eifer, daß Eichrodt auch ernster Lyriker war, und daß dem Dichter diese Seite seiner Poesie besonders lieb gewesen, wenn sie auch weniger anerkannt und weniger bekannt war. So steht auch neben der von Eichrodt herausgegebenen Sammlung humoristischer Gedichte, dem „hortus deliciarum“, eine solche ernster Lyrik, das „Gold“.

Tübingen. K. Bohnenberger.

Biese A., Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker. Berlin. W. Hertz. 1896. 3,60 M.

Dies Buch ist eins von jenen, die man so gern loben möchte und die man doch nicht so recht von Herzen loben kann. Es zeigt so viel gute Eigenschaften: Belesenheit und Herzenswärme, jenes Wohlwollen vor allem, das die seltenste Tugend unserer Kritiker ist, eine ehrliche Bemühung um volles Verständnis, tapferen Freimut im Bekennen auch von unmodernen Meinungen. Aber fast all das sind schließlich leider nur Tugenden des Autors; das Buch aber hat nicht allzuviel, was man rühmen könnte.

Biese setzt mit einer Betrachtung über die Unrast und Nervosität unserer Zeit ein; aber was er vorbringt, wirkt lange nicht so überzeugend wie — sein Beispiel. Wir kennen schon aus früheren Werken des Verfassers diese unruhige Hast, die von einem Gedächtnispunkt zum andern fährt und hier wieder (S. 26) mit ein paar bunten Citaten aus griechischer, lateinischer, italienischer Lyrik mehr ermüdet als belehrt. Nie gönnt Biese sich die Zeit, einen Augenblick in fruchtbarer Betrachtung eines Gegenstandes zu verweilen, einen Gesichtspunkt zu erschöpfen, einen Gedanken auszudenken. Daher denn auch diese wilden Uebergänge oder Sprünge, die uns außer Athem bringen. Um von Ricarda Huch auf Johanna Ambrosius zu gelangen, wird Ada Negri als Kletterbaum dazwischen gestellt: „Solche schwermütige Verzweiflung scheint die begabte Dichterin immer mehr zu den Extremen zu treiben, ihr den inneren Halt zu rauben und den Sozialisten sie zuzuführen. Dies Schicksal teilt sie mit der hochtalentvollen italienischen Genossin, mit Ada Negri. Zu dieser bildet die schlichte deutsche Ostpreußin Johanna Ambrosius ein interessantes Gegenbild“ (S. 220). Sind schon

Digitized by Google

solche Umwege anstrengend, so ist das Zickzack, in dem der Verfasser bei seinen Urteilen über einen einzelnen Dichter hin und herfährt, geradezu geeignet, den Leser „nervös zu machen.“ Man sehe nur, wie er z. B. (S. 100) bei Geibel unaufhörlich vom Lob zum Tadel und zur lobenden Einschränkung des Tadels und zur tadelnden Einschränkung des Lobes hin und her rudert! Gewiß beruht dies Schwanken in letzter Linie auf dem Wunsch, Anerkennung und Bedenken gewissenhaft zuzumessen; wie viel besser hätte Biese das aber erreicht, wenn er vor dem Schreiben genau gewogen hätte, statt nun bald auf die eine, bald auf die andere Schale ein Quentchen zu legen! Und dies eben ist der Grundfehler des Buches: nichts ist gründlich, nichts sorgfältig durchgearbeitet. Daher denn auch die beständigen Widersprüche, wie z. B. Rückert erst (S. 30) zu den Lyrikern gerechnet wird, die nicht so reflektierend und skeptisch sind, und dann (S. 35) gerade als Hauptvertreter der Reflexionsdichtung genannt wird. Freilich ist Biese trotz seinem einleitenden Kapitel „Wie soll ein lyrisches Gedicht genossen werden, und wie entsteht ein lyrisches Gedicht“ über Begriff und zulässiges Maß gerade seines Lieblingswortes „Reflexion“ sich nie klar geworden. Mir scheinen wenigstens Mörikes Verse über die zwei schwarzen Röslein (S. 71) mindestens so viel Reflexion zu enthalten wie die getadelten von Horaz und Lenau (S. 27).

Der gleiche Mangel an sorgfältiger Vorarbeit zeigt sich in kleineren Dingen, wenn etwa (S. 1) für „Ruhe“ seltsamer Weise die angelsächsische statt der indogermanischen, urgermanischen oder althochdeutschen Grundform angegeben wird; wenn Biese (S. 10) citiert „l'art est un coin de nature“, während Zola natürlich (von dem falschen „coin de nature“ abgesehen) von dem einzelnen Kunstwerk spricht; wenn er (S. 228) Nordau zum Gesinnungs-Genossen von Stirner und Paul Rée macht oder wenn er (S. 45) endlose Satzverwicklungen häuft. Er zeigt sich in unbesonnenen Behauptungen, wie der, daß „Deutschland, Deutschland über alles“ und „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald“ dem Heimatslied Walthers „abgelauscht“ seien (S. 23) so gut wie in der dreimaligen Wiederholung der Wendung „gleichsam bis in die Fingerspitzen hinein“ oder in lässig-ungeschicktem Ausdruck wie (S. 248) „er, der meist um zwanzig Jahre ältere.“ Der gleiche Mangel wirkt aber noch viel verderblicher, wenn er den Verfasser hindert, von wichtigen Fachschriften Notiz zu nehmen; wie viel hätte er z. B. aus R. M. Werners „Lyrik und Lyriker“ lernen können, aber er scheint das schon dem Titel nach dem seinen verwandte bedeutende Werk gar nicht zu kennen.

Die Folgen dieses Mangels an gründlicher Durcharbeitung des Stoffes sind vor allem in den schrecklich nichtssagenden Urteilen zu erkennen, die Biese wie Schulzeugnisse austeilt. „Das ist alles natürlich, gesund, heiter und daseinsfrisch“ (S. 136), „in Wahrheit eine Perle episch-dramatischer Lyrik!“ (S. 147). Wen fördern solche wohlgemeinten Ausrufe, die es an

Digitized by Google

jeglicher Schärfe der Charakteristik fehlen lassen? Auch wo Biese solche anstrebt, kommt er über eine Sammlung geläufiger Epitheta (z. B. S. 186. 201. 267) nicht heraus. Wie sollte er auch, da er von allen literarhistorischen Beziehungen so gut wie ganz absieht (bei der Gefolgschaft D. von Liliencrons allein wird darauf ausgiebiger Rücksicht genommen) und Ada Christen (S. 204) bespricht, ohne mit einem Wort ihre Abhängigkeit von Heine zu erwähnen! da er ferner von allen Fragen der äußeren Form, des Verhältnisses zur Musik u. s. w. so gut wie keine auch nur streift! Biese bildet sich immer einseitiger zum Spezialisten des „Naturgefühls" aus und im Grunde ist sein Buch nur ein Verzeichnis von Meinungen über das Verhältnis einiger neuerer Lyriker zur Naturstimmung.

Solchen Mängeln gegenüber kommen die Punkte kaum in Betracht, in denen man sein Urteil anzweifeln muß. Ich glaube, daß Biese die Revolutionslyrik (S. 25 f.) stark unterschätzt, daß er Lenau (S. 28. 59) mit Unrecht aus der Reihe unserer echtesten Lyriker streicht, daß er Hans Hopfen und besonders Hieronymus Lorm (S. 151) nicht das „lyrische Genie" hatte absprechen dürfen, daß er seine heimatlichen Dichter, Theodor Storm und Klaus Groth, allzu lebhaft preist, so gewiß er auch recht hat, Storm (S. 99) über Geibel zu erheben. Ein Mangel an Oekonomie läßt den liebenswürdigen Hans Hoffmann (S. 137 f.) oder gar die ehrwürdige Frau von Olfers (S. 207) sehr viel mehr Raum einnehmen, als etwa Annette von Droste (S. 203 f.) gegönnt wird. Daß dagegen die Neuesten am ausführlichsten besprochen werden, ist in der Ordnung; nur hätte hier der Ton milder sein dürfen. Gegen einige allzu persönliche Worte über D. von Liliencron hat der treffliche Falke (im Magazin für Literatur) schon übereifrig protestiert; auch Henckell könnte sich beklagen, vielleicht sogar Dehmel, obwohl Bieses scharfe Kritik mir bei ihm jedenfalls mehr als Falkes Hymnus berechtigt scheint. Doch das sind Meinungssachen; könnten wir uns über Methode einigen, so verschlügen sie wenig. So aber bleibt uns nur das Bedauern, daß ein so belesener und eifriger Mann seine Bücher so wenig ausreifen läßt — und ebenso auch schon seine Gedanken.

Berlin. Richard M. Meyer.

Engwer Th., Emile Zola als Kunstkritiker. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der III. Städtischen Realschule (Höheren Bürgerschule) zu Berlin. Ostern 1894. R. Gärtners Verlagsbuchhandlung. (Hermann Heyfelder.) 1 M.

In einer Zeit, da die Jungen, die sich Symbolisten, Neokatholiken oder Mystiker nennen, den Koloß Zola, den sie nicht erschüttern können, wenigstens mit korybantischen Sprüngen umtoben — mit frommem Abscheu, zugleich und geheimer Furcht vor dem einstigen Lehrer, erscheint die vorliegende Studie sehr willkommen, in der Engwer mit sauberer Anordnung klar und fesselnd das erste Auftreten Zolas als Kritiker schildert. Die kritischen Ausfälle der Jahre 1865 und 66, mit denen sich Zola wie ein Faustkämpfer auf die Aesthetiker und

Digitized by Google

Künstler der alten Schule, auf ihre Metaphysiker und Moralisten stürzte, sind in der Sammlung „Mes haines“ zusammengefaßt, während der Kampf der neuen Generation um eine neue Kunst in seinem späteren Roman „L'oeuvre“ dichterisch dargestellt worden ist. Mit Recht bemerkt der Verfasser am Eingang: Mes haines bietet uns den ursprünglichen dichterischen Ausdruck des Temperaments, die, man möchte sagen, naiven Bekenntnisse der Persönlichkeit, aus der heraus die packendsten Teile der Rougon-Marquart entstanden.“ Diese temperamentvollen, weitherzigen Ergüsse, in denen nur die konventionelle Lüge und die Gebundenheit der Regel bekämpft werden, sind noch weit entfernt von der ungeheuren Einseitigkeit und Gewaltsamkeit späterer Schriften, wie „Le roman expérimental“, in dem Zola die Kunst den Forderungen der Wissenschaft unterwerfen will: „La méthode scientifique, appliquée à nos études littéraires.“ Die vorliegende Skizze will sich vornehmlich mit Zola als dem Kritiker der bildenden Kunst beschäftigen, weshalb Engwer die Entwicklung der französischen Malerei von David bis Millet und Courbet im Anschluß an Muther und Rosenberg kurz und anschaulich geschildert hat. Die Untersuchung erweitert sich aber zu einer historischen Würdigung des Kritikers Zola im allgemeinen, die uns hier allein interessieren soll, und aus der wir zwei Kapitel herausnehmen, die romantische Erbschaft des großen Naturalisten und sein Verhältnis zu Taines Kunstphilosophie, das bisher noch nicht recht klargelegt worden ist.

Es ist eine weite Kluft zwischen dem Dichter und dem Kritiker Zola, der den Experimentalroman unter Anwendung der „formule scientifique“ fordert und ihn erklärt als „procès-verbal de l'expérience que le romancier répète sous les yeux du public.“ Derselbe aber, der die Natur und den Menschen mittelst des Experiments zu erforschen vorgiebt, der den Mechanismus ihres Wesens aufdecken will, läßt als Dichter die Landschaft mit ihren Bewohnern leben und atmen, seufzen und frohlocken, vor Schmerzen sich winden und vor Wollust erschaudern.“ Wie die Umrisse des Mont-Blanc, von Genf aus gesehen, deutlich die Züge eines Männerkopfes (die sogenannte tête de Napoléon) zeigen, so hat auch die Landschaft bei Zola eine Physiognomie in ungeheuren Konturen, so erhebt sich seine Naturschilderung zu mächtiger Symbolik. Zola selbst in „Une Campagne“ gesteht, daß er noch in der „insurrection romantique“ befangen gewesen, als er in die Bahnen des Naturalismus einlenkte. Engwer verweist auf die bekannten Glanzstücke romantischer Schilderungen in seinen Romanen. Wirksamer noch wäre ein Hinweis auf seine Novellen gewesen, in denen er sich dem Zuge ins altromantische Land rückhaltloser hingiebt. Mit der Novelle „Pour une nuit d'amour“, in der alle Töne von der nacktesten Brutalität des sexuellen Verhältnisses bis zur rührendsten Simplicität jugendlicher Schwärmerei angeschlagen werden, hat er ein Nachtstück von hinreißend romantischer Stimmung geschaffen, das mit den verzerrtesten Grillen E. T. A. Hoffmanns an Phantasterei wetteifert. Die Romantiker hatten das Gebiet der Kunst unendlich erweitert, sie hatten das freie Schaffen des souveränen Ich über die Tradition gestellt, sie hatten die zähe Herrschaft des „guten Geschmacks“ gestürzt. Aber nachdem die Grenzen des Feldes ausgedehnt waren, besann man sich sozusagen auch auf die intensive Bewirtschaftung des Bodens. Die Poesie stieg, wie Brunetière sagt, „von den nebeligen Höhen der Romantik in das Flachland der Wirklichkeit.“ Die Naturalisten machten sich auf, das Nächstliegende, Alltägliche, das Kleine poetisch zu entdecken. Dazu brauchten sie das Mikroskop statt des Fernglases. Sie folgten dem sozialistisch-demokratischen Zuge unseres Zeitalters, indem sie die Bedingungen unseres Daseins untersuchten, die Struktur unseres gesellschaftlichen Baues bloslegten, indem sie über die Schilderung des Einzelnen und der Familie hinausgingen, um die Massen mobil zu machen.

Digitized by Google

Diesem Streben war die Kampfschrift „Mes haines“ gewidmet. Während aber der spätere Theoretiker Zola den Nachdruck auf die Beobachtung, auf das Experiment, auf das „document humain“ legt, verficht er hier noch hauptsächlich die von der Romantik übernommenen Forderungen, die Unbeschränktheit des schaffenden Künstlers, die Befreiung von jeder gesetzgeberischen, einengenden Aesthetik. Schlagend weist Engwer nach, daß er hier noch manche Waffe der romantischen Polemik führt.

Aus dem Schaffen der Künstler zieht Zola folgenden Schluß: „L'artiste se place devant la nature, il la copie en l'interprétant; il est plus ou moins réel selon ses yeux; en un mot il a pour mission de nous rendre les objets tels qu'il les voit, appuyant sur tel détail, créant à nouveau.“ Dieses „tels qu'ils les voit“ sollte den blinden Feinden des Naturalismus immer entgegen gehalten werden, die unabläßig gegen ein nicht vorhandenes „tels qu'ils sont“ wüten. In knapperer Prägung ist diese Definition zum bekannten Schlagwort geworden: „Une oeuvre d'art est un coin de la nature vu à travers un tempérament.“ Objekt und Subjekt stehen sich hier gleichwertig gegenüber. Das souveräne „Ich“ der Romantiker, das mit dem Objekt ironisch spielt, ist abgesetzt; das Temperament schafft nicht willkürlich, es empfängt und reagiert mit Notwendigkeit. Dazu bemerkt Engwer: „Deswegen ist das Wort Temperament gewählt, um zu zeigen, daß beides zum Ausdruck kommt, Körper- und Geistesanlagen, so wie sie von einander abhängen, sich gegenseitig bilden und das, was wir Persönlichkeit nennen, ergeben. Schärfer noch wird dieser Gedanke an anderer Stelle ausgesprochen: „Comme toute chose, l'art est un product humain, une secrétion humaine; c'est notre corps qui sue la beauté de nos oeuvres.“ Dieser dem dichterischen Subjekt unbewußte Prozeß der persönlichen Färbung unterscheidet Zolas Definition von der Taines, mit dem er sich sonst einverstanden glaubt. Diese lautet: „L'oeuvre d'art a pour but de manifester quelque caractère essentiel ou saillant, partant quelque idée importante plus clairement et plus complètement que ne le font les objets réels. Elle y arrive en employant un ensemble de parties liées, dont elle modifie systématiquement les rapports.“ Engwer setzt das Verhältnis dieser beiden Definitionen in ihren Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten aneinander. Zola selbst kann sich mit der Fassung Taines einverstanden erklären, weil der „caractère essentiel“ nicht eigentlich dem Ideal der Dogmatiker entspricht; es ist nicht das „Typisch-schöne“, sondern der hervorspringende Zug „irgend eines über die Natur hinaus gesteigerten, durch das Temperament des Künstlers interpretierten Gegenstandes.“ Das Reale, wie das Individuelle stehen sich ebenfalls gleichwertig gegenüber. Indessen ist Zola in der Feststellung von Uebereinstimmungen gegen den Philosophen recht entgegenkommend gewesen. Denn die systematische Aenderung, die der Dichter mit dem Objekt vornimmt, steht im strengsten Gegensatze zu der unbewußten notwendig geschehenden Reaktion des Temperaments. Die Gegensätzlichkeit der beiden Anschauungen wäre noch schärfer hervorgetreten, wenn Engwer noch eine andere Fassung Taines herangezogen hätte: „dans la nature le caractère n'est que dominant; il s'agit dans l'art de le rendre dominateur.“ Der „caractère dominant“ oder „essentiel“ ist also an den Dingen selbst; der Künstler hat ihn zu entdecken und herauszuarbeiten. Diese Beobachtung hängt mit Taines Theorie von der Natur des Kunstwerks und von der Nachahmung zusammen. Denn nicht die Erscheinung schafft der Künstler nach, sondern die Proportion der Teile im anderen Maßstabe, die „idée principale“ oder wie er ein anderes Mal sagt, „la logique du corps.“ Ganz anders dagegen bei Zola. An seinem „coin de nature“ ist kein herrschender Zug, das „essentiel“

Digitized by Google

ist hier abhängig vom Temperament des Künstlers, oder es ist eigentlich das Temperament selbst. Man könnte die erste Auffassung als die objektivere, die zweite als die subjektivere auffassen. Aber wir haben genug an diesen schulmäßigen Unterscheidungen, die mehr Verwirrung als Klärung stiften. Lohnender wäre es, auf die Eigenart der beiden Kritiker einzugehen, woraus sich wahrscheinlich für uns ergeben würde, daß die eine Definition dem Philosophen und Historiker, die andere dem selbstschaffenden Künstler mit Natürlichkeit zukommt.

Es ist das Verdienst der vorliegenden Schrift, zu derartigen Folgerungen anzuregen, zu denen uns der Verfasser wohl selbst geleitet haben würde, wenn es der Umfang dieser Programmschrift gestattet hätte.

Berlin. Arthur Eloesser.

Erklärung.

Gegen eine Beurteilung, wie sie R. Fürst meinem Buche über die Ritter- und Räuberromane (oben S. 540 ff.) widerfahren läßt, glaubte ich mich schon durch den Zusatz zu dem Titel gesichert zu haben. Weder dieser noch die Entstehung des Buches aus einem populären Vortrag (siehe die Vorbemerkung) konnte eine Arbeit erwarten lassen, wie sie Brahm für das Ritterdrama geleistet hat; aber naturgemäß mußte ich mich mit Brahm vielfach berühren. Außer dem sozialethischen Zwecke, den ich am Schlusse betonte, sollte mein Buch die Forderung Goedekes erfüllen, auf Grund der Literaturzeitungen diejenigen Romane zu analysieren, die als typisch für die Gattung gelten können. Meine Hinweise auf die Allgemeine Deutsche Bibliothek in § 279 des Grundrisses machten erneute Quellenangaben im Einzelnen unnötig, zumal ich in der Vorbemerkung darauf verwies. Da ich in dieser meine Verpflichtung gegen Appell trotz Goedeke ausdrücklich nicht verschwieg, so ersparte ich mir die besondere Beziehung auf ihn, wo ich wirkungsvolle Stellen aus ihm entnahm oder einzelnen seiner Angaben folgte. Wozu also der Nachweis dessen, was ich — übrigens vielfach ganz von selbst — mit Appell gemeinsam habe? Wenn Fürst mit gleichem Eifer hervorgehoben hätte, was mein Buch vor dem Appells voraus hat, wäre seine Besprechung weit umfangreicher geworden, als dem Gegenstande entspricht.

Dresden. Carl Müller.

Entgegnung.

Aus C. Müllers Erklärung kann ich nur entnehmen, daß er die Kenntnis einer beschränkten Anzahl von Autoren für ausreichend zur Darstellung einer Litteraturepoche hält; daß er glaubt, die Urteile eines kritischen Organes des vorigen Jahrhunderts als seine eigenen ausgeben und den größten Teil seines Materiales nebst der ganzen Art der Verarbeitung bis herab zur Gedanken- und Wortfolge einem Vorgänger entnehmen zu dürfen. Ueber diese „Methode“ habe ich mich aber so ausreichend in meiner Recension geäußert, daß ich keinen Anlaß zu einer weiteren Replik finde. Ich habe nirgend verschwiegen, welche Teile in

Digitized by Google

Müllers Buch selbständig gearbeitet sind. Wie ich über die Frage denke, ob Müller vor Appell viel „voraus hat," ergibt sich zur Genüge aus den Schlußworten meiner Besprechung.

Berlin. Rudolf Fürst.

Nachträge und Berichtigungen.

S. 532 nach Zeile 1 von oben ist (nach der letzten Correktur) folgende Zeile ausgefallen: „Warum erlaubt mir mein Schicksal doch nicht, Sie in dieser liebenswürdigen".

S. 544 Z. 14 lies: Gervinus.

S. 643 Auf Wunsch des Verfassers wird hier bemerkt, daß „Heinrich Heines Familienleben" von J. Nassen nicht ℳ 5, sondern nur ℳ 2.30 kostet.

Zu S. 586 und 652. Franz Jostes bemerkt zu Steigs Aufsatz über Frau Pattberg, daß er in seiner Heimat Glandorf (woher auch W. Wackernagel seine Mitteilung hatte) die Verse:

Wat schint de maune hell
Wat reet de dauden snell
Léfken grüwwelt di auk?

selbst gehört habe; man habe sie aber gesprochen (recitiert) nicht gesungen, und habe behauptet, es sei kein Lied, sondern ein „Vöttellsel" (Erzählung). Wat sch—int de maune hell! sei dort ein geläufiger Ausdruck für caecatum non est pictum, bei der Aussprache des sch halte man etwas an.

☛ Die Bibliographie folgt wegen Raummangels im nächsten Hefte. ☚

Im Manuskript abgeschlossen am 1., im Satz am 14. August 1896.

Digitized by Google

Register.[1]

Von Richard Batka in Prag.

Abbt E: 140.
Abecedarium Nordmannicum E: 1.
About Edmond E: 177.
Abraham a St. Clara 353.
Abulfaragius 388. 734.
Ackermann Albrecht 363.
Adelung 541.
Aeschylus 686.
Aesop E: 90.
Aesthetik 117—124.
Ahasver-Sage 462 f.
Alarcon 270—272. 297. 300—303. 308. 310—312. 314 f. 325.
Albero 407.
Alciato (Alciatus) 93 f. 98 ff. 354 bis 360. 465 f. 766.
Alexander S. E. 289. 333.
Ali, Pascha von Janina E: 77. 84. 99. 104 f. 142. 171.
Alphartlied 672.
Altnordische Stoffe in Deutschland E: 1—70.
Alvensleben L. v. E: 170.
Anakreon 37. — E: 164.
Anakreontik 466. — E: 21 f. 169.
Ancherſen E: 52.
Aneau Barthélemy 357.
Andreä 377—380. 728.
Anſelmi E: 166.
Anthologie griechiſche 93. 97 ff. 464 bis 466.
Antipatros 98.
Antiphilos 100.
Apokalypſe 84. 441. 463.
Arcer Salv. 362.
Arendt Jul. Chr. E: 20.
Ariccia 72.
Arioſt 526. — E: 54.
Ariſtophanes 437. 440.
Ariſtoteles 423. 769. — E: 90 f. 157.
Arndt E. M. 434. 758—764. — E: 71. 73. 121 f. 125. 127 ff. 165. 171. 178.
Arngrim Jonſſon E: 4.
Arnim Achim von 13 f. 17. 106. 109 ff. 426—430. — E: 81.
Brief an Böhmer 796.
Arnim Aringard v. 14.
Arnim Bettina von 13—21. 106. 110. 478. — E: 115.
Arnim Giſela v. 21 f.
Arnim Maximiliane v. 14. 21 f.
Arnkiel Trogillus E: 6.
Attendorn Rivius von 23 ff.
Atterbom E: 121.
Auerbach B. 555.
Auersperg Graf 86.
Auffenberg J. von E: 96. 171.
Auguſtin St. 382. 384.
Ayton William E. A. 352.
Ayrer 694.

Baader 77. 92.
Babrios 93.
Bach Anna 374.
Bach Hans 374.
Baggeſen E: 116 f.
Baldamus K. E: 171.

1) Die Bibliographie und die Nachrichten ſind in das Regiſter nicht mit einbezogen, aus den Recenſionen und Referaten iſt nur das Weſentlichſte verzeichnet. E: = Das zweite Ergänzungsheft.

Digitized by Google

Balzac E: 81. 124.
Barth Caspar 357.
Bartholin 470. — E: 2. 6. 23. 47. 52. 57.
Bartholmä J. G. E: 159.
Bartsch E: 169.
Bauernfeld 312. 607. — E: 123.
Baumer J. P. 377.
Baumgarten, Theologe E: 8 f.
Baur Fr. 77.
Bauttner Wolf 467.
Bayern. König Ludwig I. 112. — E: 129. 148 f. 151—158. 163. 165. 174. 177.
Schreiben an Jean Pauls Witwe 112.
König Max I. 112.
Max Emanuel E: 151. 154.
Maximilian II. E: 153.
Bayle 388.
Beaumarchais 47.
Beaumelle Agliviel de la E: 19. 51.
Bechstein L. E: 170.
Beck, Censor 114.
Becker J. 70.
Beer Michael E: 158 f.
Beethoven 797. ff. — E: 97 f. 179.
Behlen, Bischof 732.
Bellamy 290.
Bellay Joachim du 357.
Bellermann J. F. 414.
Bellin Johann 468.
Benedix 274. 324—327.
Benkowitz E: 98.
Bensheim Elisabeth von 363—366.
Benzelstierna E: 44.
Beowulf 672.
Béranger E: 127 f. 162.
Berchet Giov. E: 133. 167.
Berg, Frau von 425.
Beringer Hans 364.
Berkeley 769.
Bernard 797.
Bernstein M. E: 169.
Bernstorff Graf E: 7. 59.
Berotoni 161.
Bertram Anton 708.
Bertuch E: 76.
Besser 109.
Bianconi 531.
Bibel 384. 403 — 406. 689. 769. — E: 94.
Biefve de 439.
Billroth 760.
Bindemann Lotte 760.
Binzer E: 73.
Björnson 289. 293.
Bischoff Caroline 735—738.
Bischoff Heinr. Christoph 736.
Bischoff Rosine Elisabeth 736. 738.
Bismarck 438.
Bismark Hr. v. (18. Jahrhundert) 534.
Bißner Ulrici 375.
Blankensee v. E: 120.
Blaquiere E: 162.
Bloch E: 102.
Blum Karl 289. 332.
Blum K. L. E: 165.
Blum Robert E: 178.
Bobolina E: 128. 136. 161. 167.
Boccaccio 461 f. — E: 98.
Böcklin 439.
Bode 54. 424.
Bodin 373.
Bodmer E: 17. 27. 31. 40. 53.
Boeckh E: 118.
Böhme Jacob 404.
Böhmer Friedrich 795 ff.
Böhmer Karoline 280. 422. 768.
Boie 400. 532. — E: 60.
Boileau 423.
Boisserée Sulpiz E: 107 f.
Bollmann E. v. E: 102.
Bonald E: 73.
Bonaparte s. Napoleon.
Borheck 57.
Bork Chr. 165.
Börne 693. — E: 73. 82. 89. 103. 105. 121 f. 147. 155. 157. 160. 171. 178.
Böttiger K. A. 53—64. 408—421. — E: 83 f. 102. 108. 132 f. 134.
Brief an den Stadtrat von Weimar 59 f.
Brief an den Großherzog Karl August 60 ff.
Bouterwek 422.
Bozzaris Katharina E: 155.
Bozzaris Markos E: 78. 84. 102. 124. 126. 128. 130. 137. 154. 158. 168 f.
Brachmann Luise E: 116 f. 138.
Braunfels 679.
Bredefeld A. E: 19.
Breitenacker Elisabeth 371.

Digitized by Google

Brentano Antonie 799.
Brief an Bettina 799.
Brentano Christian 479.
Brentano Cl. 13. 109 ff. 426—430. 478 f. 791—799. — E: 115. 127.
Briefe an Arnim 795. 797.
Brentano Joseph Anton 387 f.
Brentano, Hofkammerrat in Mainz 378. 380. 387.
Breuning E. 88.
Brinckmann 72. 422—425.
Brion Friederike 46.
Briffot 551 f.
Brönsted E: 100. 114.
Brosius Jacob und Bertha 372.
Brortermann 525 f.
Brucker 388.
Bruckner Nikolaus 705.
Brun Friederike E: 116 f. 138.
Brunn Isaac 709.
Bube Ad. E: 85. 165.
Buchholz Joh. E: 19.
Buchner Auguft 468.
Buchon E: 108 f.
Bueler C. G. 379.
Büeler C. G. 377—380. 385—389. 725—728.
Bueren G. W. E: 166.
Bueffemacher Johann 708.
Bülau Fr. E: 165.
Büler J. F. 379.
Burchard Joh. 458.
Burckhardt Jakob E: 98.
Bürger 434. 526. 561. 735. — E: 135.
Brief an Caroline Bifchoff 736 bis 739.
Burke 423.
Burg 424.
Buttmann E: 118.
Byron 104. 161. — E: 84 ff. 101. 103. 107. 113 f. 116. 119 ff. 126 f. 129 f. 136. 141 ff. 145—148. 150. 159. 162. 167 f. 173. 179. 181.

Caelius Calcagninus 466.
Caefar 422.
Calderon 308.
Cammerer A. P. E: 165.
Campe E: 76.
Canitz E: 38.
Canning George E: 83 f. 148 f. 159.
Carnot Louis E: 138.
Carpov, Rektor 56.
Carftens 438.
Caftlereagh E: 79 ff. 124. 126.
Catull 55.
Cavos C. E: 97.
Cervantes 108. 431 f. 437—439. 675 f. 679 f. 686. — E: 54.
Chamiffo 433. 438. 561. — E: 71 f. 82. 111. 127. 140. 151. 158. 161 bis 164. 174. 178.
Chantimpré Thomas v. 743.
Chateaubriand E: 73. 125.
Chaulieu 724.
Chevy-chase E: 24. 26. 31. 33. 132.
Chézy Helmine v. 478.
Chrift E: 89.
Chriftomanos C. E: 91. 150.
Chriftopulos E: 146.
Cicero 422.
Claudius Mathias E: 90.
Claudius Minos 94. 356.
Clauren (Heun) 438. — E: 118. 169.
Cluver E: 39.
Collé 315.
Conftant 424 f.
Conz K. Ph. E: 93.
Copin Lotte 760.
Cordus Euricius 465.
Corneille 272—274. 300 f. 303—315. 325.
Coffa Emanuel a 357.
Cotta 87 ff. 427. — E: 100. 107.
Courier 768.
Cramer Friedrich E: 78.
Cramer Johann Andreas E: 46.
Creuz Carl Caſimir von 514—518.
Creuzer 478. — E: 107. 141. 175.
Cronegk 310.
Cruſius E: 88. 132.
Curtius Ernft 15. 21. — E: 101 f. 154. 167.
Curtius Jul. E: 166. 178.
Czapek J. M. 543. 548.

Dach Simon 469. 472.
Daewes P. A. E: 165.
Dahn Felix 174. 176. 257 f.
Dähnert J. C. E: 44.
Dalberg Karl von 112. 524 ff.
Briefe an Wieland 524 ff.
Dalberg Freiherr von E: 99 ff.
Dalin Olof E: 44 f.

Digitized by Google

Damian, Frau 380. 385.
Damian Ratsherr 385.
Dan 470.
Dänemark. Friedrich III. 469 f.
Christian IV. 470.
Daniels C. D. E: 168.
Dannecker E: 72.
Dante E: 127.
Dasypodius Konrad 705. 708 f.
Daub 76. 478. — E: 107.
Daudet 296. 331. 335.
Daumer G. Fr. E: 175 f.
Daun-Falkenstein Amalia von 371.
Deel 378.
Dehmel R. J. E: 170.
Deinhardstein E: 145.
Dekker 717 f. 721.
Delavigne E: 97. 123.
Dellon 382.
Denina 37.
Denis 381.
Deppen O. v. E: 100. 165.
Deuern Gottl. v. 166.
Deutschland. Leopold I. E: 88.
Otto I. E: 87.
Devrient Ludwig E: 171.
Dictys 655.
Diderot 109. 422. 769.
Didot E: 133.
Diel (Diehl) 378 f. 730.
Diez 723.
Diodorus Siculus 388.
Docen 430.
Dohna 422.
Domenichi 352.
Döring, Rector.
2 Briefe an Herder 54 f.
Dorismund (= R. J. Dehmel) E: 170.
Draudius 26.
Dräxler-Manfred E: 171.
Dreireim 701—705.
Droste Annette von 393.
Drosos Mausolas E: 181.
Duboc E: 72.
Ducange V. E: 170.
Duncker Joh. H. E: 19.
Dusch 381.
Dumeiz, Dechant 386.

Ebers Georg 335.
Ebner-Eschenbach, Frau von 106.
Eckehart 401. 740.
Eckermann 35. 49. 103 ff. 399. 435. 476.
Eckhard Meister 4.
Eckhart, Germanist E: 6.
Edda E: 4 f. 15 f. 18. 30. 43 f. 47 ff. 52 f. 59 f.
Egil s. Eigil.
Eichendorff 111. — E: 127 f. 139.
Eichrodt L. 805.
Eichstädt, Professor 419 f.
Eickemeyer, General 381.
Eigils Lösegesang E: 51. 54. 57.
Einsiedel Detlev, Graf von 113.
Eipeldauerbriefe E: 72.
Eläon E: 146.
Elsholtz Fr. v. E: 169 f.
Elster (D?) E: 170 f.
Emmerich Anna Katharina 111.
Emmerich Joseph, Kurfürst, s. Mainz.
Ende, Geheimrätin von 113.
Enderla Kaspar 468.
Engels Caspar 709.
England. Königin Sophie Charlotte 736.
Ens Caspar 358.
Epiktet E: 22.
Eppendorf Heinrich von E: 3.
Erasmus von Rotterdam E: 87.
Erichsen E: 43.
Ernesti E: 89.
Espartero E: 124.
Eßlair E: 160.
Euemeros 388 f.
Eulenspiegel 299.
Euripides 423. 465. 668. 686.
Eynard J. G. E: 82. 145. 154.
Eyvind E: 18.

Fabeck, Hauptmann E: 101.
Faber Hermann 288. 335.
Faber Hieronymus 364.
Faber, Professor E: 6.
Fabricius, Offizier E: 101. 139.
Fabritius E: 80.
Falk 62.
Falkenstein s. Daun-Falkenstein.
Fallmerayer E: 114. 136. 150. 153. 176 f.
Fauriel E: 108 f. 112 f. 126. 132 f. 134 ff. 148. 156. 162 f. 167.
Faustbuch 401 f. 744 f.
Faustspiel 710—722.
Federmann Daniel 357 f.

Digitized by Google

Feldhams G. E: 169.
Feldmann Chr. E: 165.
Feldmann L. E: 151.
Fernow 70. 72.
Festi, Komtesse 161.
Fèvre Jean le 355. 359.
Fichte 4. 423. 425. — E: 73.
Figueroa 311.
Fink von Finkenstein, Graf 66 f.
Fischart (Fischärt, Fischer, Fischhart, Fischuart) 23—32. 363—375. 510 ff. 705—710.
Fischer Anna 366—369.
Fischer Barbara 366—369.
Fischer Johann, Wurzkrämer 363 bis 370.
Fischer Johann Sohn = Fischart 366.
Fischer Johann, Professor 369.
Fischer Margaretha 367.
Fischer von Trier = Fischer Johann, Wurzkrämer.
Folckamer Georg 468.
Follenius E: 73.
Folz 694.
Fontane 161. 433.
Foote 272. 311—315.
Forster 438. 551.
Förster Ernst E: 73.
Fortis E: 111.
Fouqué 425. — E: 116. 121. 161. 165. 171.
Frank Peter 549.
Frankreich. Karl X. E: 162.
Franz Joh. E: 159.
Fratz 736.
Freiligrath 433. 768. — E: 122. 139. 166. 173.
Frenzel Karl 291 f. 294. 328.
Freytag G. 312. 561. — E: 174. 177.
Friccius E: 19.
Friedrich, Hauptmann E: 168.
Frischlin E: 47. 92.
Fueßly 532.
Fulck Ruprecht 374.
Fulck Susanna 374.
Funk E: 46.

Gabrias 93.
Gagern Hans von E: 82. 99. 158.
Gallait 438.
Gardie de la E: 2. 18.
Garve 68. 422. 544.
Gätschenberger Stephan 359.
Gaudy E: 162 f.
Gaza, Humanist 160.
Gedike 413.
Geflügelte Worte des 16. Jahrhunderts. Es ist eyn gens glauben 764 f. Du must in den ring 765.
Geibel 13—22. — E: 111. 162. 167. 177.
Brief an Bettina 18—20.
Geistergeschichten 546 f.
Gellert 94. 285. 381—387. 541. — E: 38.
Gengenbach 701.
Gentz 68. 422. — E: 73. 78—81. 84. 92. 124. 126. 146. 149.
Gerhard 166.
Gerlach St. E: 88.
Gerstenberg E: 37—60. 117.
Ode von der Freudigkeit der alten Celten zu sterben. E: 65—68.
Gervinus 404. — E: 80 ff. 99. 101. 178.
Gesner E: 4. 89.
Geßner Salomon 379. 381. 395. — E: 76.
Ghazi Anthimos E: 76.
Gibbon 422.
Giesberg 377. 379. 728.
Giesberger 730.
Gilm Hermann von 161.
Gilsdorf 433.
Glaser Adolf 327 f.
Glaser M. 694.
Glaßbrenner Ad. E: 157.
Gleim 723. 725—730. — E: 23. 25. 27. 31 f. 36. 38. 46. 53. 57. 61. 117. 126. 129. 132.
Gleser (Glesser) Catharina 470.
Glöckler Hans 467.
Gneisenau 759. 763. — E: 101.
Göchhausen (Jöchhausen) Frl. von 421. 424 f.
Goecking 532.
Goethe 13 f. 62. 70. 72. 77. 110. 113. 116. 251—254. 269. 275. 408 f. 411. 413. 419 ff. 424. 428. 430. 432. 435 f. 439 f. 513. 529 f. 533 f. 552. 561. 644. 686. 691. 768. 789 f. — E: 22. 50. 52. 56. 71 f. 76. 79.

Digitized by Google

82. 85. 90. 96—100. 106—118. 132 f. 136 ff. 142 f. 146. 159. 166 f. 175. 178 ff.
Genealogisches 140 ff.
Goetheliteratur 139—156.

Lyrik:

Concerto dramatico 103.
Das Göttliche E: 144.
Der ewige Jude 102 f. 475.
Der Gott und die Bajadere 115.
Der neue Alkinous 439.
Der neue Pausias 106.
Der Wandrer 43 f. — E: 143 f.
Die Geheimnisse 153.
Ganymed E: 144.
Grenzen der Menschheit E: 144.
Klaggesang der edlen Frauen des Asan-Aga E: 111. 136.
Leipziger Liederbuch 103.
Mode-Römerinnen E: 111.
Musen und Grazien in der Mark 439.
Paria 115.
Prometheus 106.
Römische Elegien E: 157.
Uebersetzungen neugriechischer Volkslieder E: 108—113. 131. 135. 140. 176.
Venetianische Epigramme 109 f.
Westöstlicher Divan 108. 686 f. E: 131. 173.

Drama:

Clavigo 46 ff.
Der Bürgergeneral 787.
Des Epimenides Erwachen E: 97.
Die Mitschuldigen 145 f.
Egmont E: 128.
Faust 33—52. 101 f. 103—107. 110 f. 262. 332. 349. 390 bis 407. 433—435. 475 bis 477. 683 f. 688. 691. 719. 739—758. — E: 85 f. 111. 142. 148. 180.
Götter, Helden und Wieland 439.
Götz von Berlichingen 33—52. 103. 107. 148 f. 543. 545. — E: 21.
Iphigenie 107. 275 f. 285. 315. — E: 76.
Nausikaa 45. 275 f.
Paläophron und Neoterpe E: 111.
Pandora 106 f.
Satyros 735.
Tasso 108.
Uebersetzung von Corneilles Lügner 315.
Was wir bringen 423.

Prosa.

Briefe aus der Schweiz 396 bis 399. 561.
Dichtung und Wahrheit 52. 101. 103. 395. 397.
Die Natur 44.
Farbenlehre 102.
Italienische Reise 102. 475 f. 561.
Nach Falkonet und über Falkonet 34.
Wahlverwandtschaften 676.
Werther 38. 42 f. 45. 107. 394. 396. 400. 531. 723.
Wilhelm Meister 38. 41. 105. 107. 327. 687. — E: 94.
Goethe Cornelie siehe Schlosser.
Goethe Ottilie von E: 114.
Goldast 469.
Goldoni 272 f. 301. 303. 309 f. 312. 314. 323. 325.
Goldsmith 395.
Göpp J. J. E: 145.
Gordon E: 150.
Görres 768. — E: 72 f. 77 f. 80. 87. 155. 178.
Goßrau W. E: 171.
Gotter 315. 436.
Gottfried v. Straßburg 266 f. 298 f.
Gottsched 34. 274. 381. — E: 8. 17. 38. 53. 59.
Götz (Göz) Georg 468.
Götz v. Berlichingen 45 f.
Goeze Pastor 723.
Gozzi Gasparo 352.
Grabbe 338. 433. — E: 104.
Grainville 352.
Grazie M. delle 298.
Greif Martin 160.

Digitized by Google

Griechenland. Georg I. E: 138.
Otto I. E: 100. 150 ff. 155—159. 163. 174. 176.
Grienwalt Wolf 365.
Grießbach 71.
Grillenmair Thoma 467.
Grillparzer 249. 266. 283—285. 289 bis 291. 297 f. 321 f. 324. 332. 433. 644. — E: 74. 79. 81. 97 f. 101. 129. 146 f. 149. 157. 172. 178. 180.
Grimm Jakob 3 f. 490—494. — E: 59. 106.
Grimm Melchior von 352.
Grimm Wilhelm E: 59. 106 f. 132.
Grimmelshausen E: 87.
Groß (Groß) K. H. von 70.
Große E. 161. — E: 164 f. 167.
Groschlag Karl von 381. 734.
Groth Klaus 435.
Grün Anastasius 88. — E: 147 f.
Guarini 423.
Gubitz E: 132.
Gudrun E: 1.
Guicciardini Lodovico 358.
Guiccioli E: 84.
Günderode 478—480.
Günther J. Chr. 93.
Gutzkow 109. 286. 432. — E: 81. 125. 177.

Habrecht Isaak und Josias 705. 708 f.
Hagedorn E: 30. 38 ff. 65.
Hager Georg 467.
Hager Hans 467.
Hainbund E: 90.
Hakonlied E: 43. 57.
Halbe Max 265.
Haller Albrecht v. 397—399. 517. 767. — E: 11. 15. 22. 28. 38. 40. 65. 73. 105.
Haller K. L. v. E: 175.
Halem A. v. E: 97.
Halem B. J. F. v. E: 171.
Hamann 38. 115. 541. — E: 49.
Hamerling 641 ff.
Hammer-Purgstall E: 81. 103. 136. 146. 170. 173.
Harald E: 18. 43. 57.
Hardenberg E: 72.
Harring Harro E: 100. 166 f. 168.
Hase C. B. E: 76. 80. 84. 96. 100. 115. 172.
Hassenstein siehe Lobkowitz.
Hauff E: 99. 104 f. 119.
Haug 98.
Haupt M. T. v. E: 168.
Haupt Moriz 3 f.
Haupt, Regierungsrat 732.
Harthausen Werner von E: 106 bis 109. 113. 132 f. 146.
Hebbe Elisa Maria 759.
Hebbel 440. — E: 90. 120. 138. 149.
Heber Johann 375.
Heber Katharina 375.
Heer Michael 705.
Hegel 8 ff. 76 f. 404. — E: 90. 92 ff.
Heiberg Gunnar 292 f. 295. 333.
Heidegger E: 154.
Heiden Susanne von 478.
Heine 103. 160. 286. 293. 323. 433. 561. 643 f. — E: 71 f. 91. 99 ff. 139. 160. 163 f. 179 f.
Heinrich Friedrich E: 144.
Heinrich von Veldeke 676 f.
Heinse W. 377 f. 380 f. 389. 722 f. 725—731. 734. — E: 91 f. 94. 175.
Heinsius 468.
Heinz Konstanze von 69.
Heinze J. M. 54 ff. 59.
Heinze-Berge Henriette E: 98.
Heisterbach Cäsarius von 401. 403 f. 406 f. 740—744.
Held Jeremias 357.
Heliand E: 60.
Hell Th. E: 85. 142. 153. 166.
Heller Robert E: 98.
Helmstatt Joh. Phil. von 24. 27.
Helvig Oberst 759 f. 763.
Helvig-Imhof Frau v. E: 85. 115 ff. 161. 181. siehe auch Imhof.
Hengstenberg E: 125.
Henisch 764.
Heunings E: 119.
Hensel Luise 479 f.
Hensel Maler E: 120 f. 139.
Herbst Rosine Elisabeth 736.
Herd Jakob 377.
Herder 34. 36 f. 39 f. 42. 52—59. 69 f. 96. 99 f. 110. 404. 408—411. 413. 418—420. 428. 475. 532. 537. 541. 691. — E: 90 f. 97. 106. 136. Brief an Karl August 55—58.

Digitized by Google

Herder Caroline 420 f.
Herder Sohn 425.
Herlin Christian 705.
Herloßsohn E: 150. 170.
Herolt 743.
Hertzog Bernhard 371.
Hervors Zauberlied E: 47. 56.
Herwegh 768. — E: 122. 164.
Herzheimer Elisabeth 366.
Herzheimer Jakob 364.
Herzheimer Katharina 364.
Herz Henriette 422.
Herz Markus 68.
Hesiod 684.
Heß Peter E: 154. 179.
Hessen-Homburg. Friedrich V. 478.
Heun siehe Clauren.
Heuß Joh. H. E: 19.
Heydeck C. W. v. E: 154.
Heyne Chr. G. 54 f. 57. 62 f. — E: 89.
Heynig J. G. E: 103.
Heyse Paul 268. 277. 280. 287. 293 f. 324. 333. 359.
Hiadningasage E: 1.
Hildebrand Rudolf 1—7.
Hildebrandt J. A. C. E: 170.
Hillebrand Marie 553.
Hilscher Emanuel E: 85. 148.
Hipponax E: 131.
Hirzel C. M. E: 145.
Hitzig E: 171.
Hofer Andreas E: 129. 159.
Hoffmann E. Th. A. 110. 808. — E: 171 f. 174 f. 179.
Hoffmann Hans E: 166. 171.
Hoffmann von Fallersleben E: 116. 165. 177.
Hogarth 102.
Hohenfels Johann von 371.
Hohenfels Wolfgang Philipp von 371.
Hohenlohe Domherr von E: 73.
Hohnhorst E: 166.
Holberg 434.
Hölderlin 17—19. 478. — E: 90—98. 115. 129. 140 f. 162 f. 166. 174 f. 178. 180 f.
Holstein-Augustenburg. Friedr. Christian 63.
Holtei K. v. 8. — E: 105. 119. 138.
Home 422.
Homer 20 f. 37. 343. 682. 689 f. — E: 18. 56. 74. 93 f. 100. 127. 129. 137. 164. 175.
Hope E: 170.
Hopp 322.
Horaz 51. 423. 687.
Hormayr E: 81. 158.
Hörner F. E: 160.
Horuſtein von 380.
Hotho H. G. 9.
Houdar de la Motte 352. 359. 465.
Hoven J. van 710.
Huber („Das heimliche Gericht") 544.
Huber, Profeſſor 531.
Hübner Paul 322.
Huelen E: 19.
Hufeland E: 99. 178.
Hugo Victor 460. — E: 173 f. 179.
Humboldt A. v. 67. 432. 438 — 440.
Humboldt Gabriele von 69.
Humboldt Karoline von (Li) 66 — 71.
Humboldt Theodor von 70—72.
Humboldt Wilhelm von 64—73. 422. 551.
Briefe an Schiller 65—69. 70 ff.
Canzone an Schiller 73.
Humboldt Wilhelm von (deſſen Sohn) 72.
Humboldt, Alexanders und Wilhelms Mutter 65.
Hume 422.
Hunger 94. 100. 355 ff. 764 f.
Huß 765.
Hutten Ulrich von E: 91.
Hyginus 667.

Ibrahim Pascha E: 83. 155. 180.
Ibſen 266. 277 f. 282. 286. 290—292. 294. 296. 333.
„Ich liebte nur Ismenen" 110.
Ignatius Magiſtor 93. 466.
Iken E: 113. 146.
Ilgen E: 111.
Imelinſche Familienchronik 368.
Imhoff Amalie von 759—764.
Imhoff Luiſe von 759. 761.
Imhoff Marianne von 759. 761.
Immermann 17 f. 109 f. 267. 274. 282 f. 288. 290. 297. 323. 327. 431—441. — E: 79. 81. 136. 143. 180.
Ipitis E: 99.
Iſaac Heinrich 160.
Iſenbiehl 381.

Digitized by Google

Jacobi Fr. H. 67.
Jacobi J. G. 530.
Jaffé 335.
Jahn A. 322.
Jahn F. L. E: 73. 122.
Jakobs Fr. 96. — E: 100.
Jariges F. K. von 359.
Jerusalem 45. 377.
Joannides E: 159.
Jobin Anna 374.
Jobin Bernhart 23 ff. 32. 363. 368. 372. 374. 706 ff.
Jobin Daniel 374.
Jobin David 374.
Jobin Esther 374.
Jobin Lucretia 374.
Jobin Tobias 374.
Jöcher E: 8.
Jöchhausen = Göchhausen.
Johnson 422.
Jordan Wilhelm E: 177.
Jouy E: 83.
Julianos 466.
Jünger E. Th. 548.
Junius E: 4.

Kaisersberg Geiler von 743.
Kalkreuth von E: 120. 139.
Kaltenbäck 87.
Kanaris E: 78. 84. 126. 128 ff. 141. 158. 174.
Kant 68 f. 276 f. 279 ff. 283 f. 288. 315. 325.
Kapodistrias E: 76. 114. 145. 152. 174.
Kapp 552.
Kappe E: 8.
Karadžić E: 134. 136.
Kästner Fr. 56 ff.
Katakazi Fürst 15.
Kathen Charlotte v. 759.
Kaulbach W. 116. — E: 174.
Keibel E. C. H. E: 165.
Keller Barthl 367.
Keller Gottfried 768. — E: 145.
Kerner Justinus 86. 88. 91 f. 426 bis 430. 768. E: 104. 140.
Keyßler E: 6—8. 59.
Kiämpeviser E: 50 f. 57. 60.
Kind F. E: 113.
Kinderspiele E: 102.
Kinkel Gottfried E: 177.
Kirchhoffer Georg 363. 368.
Klarwasser K. E: 168.
Klein Ernst 113—116. — E: 103. 171.
Klein Jakob 365.
Kleist Chr. E. von 97 f. 465. — E: 53.
Kleist Heinrich von 292. 645. 653 bis 669. 675. 681. 684 ff. 692. 768. — E: 119. 180.
Kleist Baron von 534. 536.
Klemens XIV., Papst 381.
Klenze Leo von E: 72. 153. 155. 157.
Klettenberg, Fräulein von 46.
Kleyle Fritz 75.
Klinger 318. 347. 460 f.
Klopstock 34. 36. 516 f. 525. — E: 23. 28. 30 f. 46 f. 51. 60 f. 124 f. 131. 144.
Klotz Chr. A. E: 36 f. 53.
Knebel 413.
Kobell Franz v. E: 159.
Kolfurter Franz 468.
Koebler J. D. E: 6.
Kölle Fr. v. 426 f.
König G. M. E: 89.
König Rother E: 87.
Kopisch E: 166.
Kopitar E: 107 f. 118. 132. 134.
Köppen J. H. J. 736.
Korais E: 76. 145. 152.
Körner J. G. 62. 65 f.
Körner Theodor 118. 481. — E: 85. 118. 125. 129. 130. 136 f. 141. 150. 159. 165. 168. 178 f. 181.
Kotzebue 269. 274. 277—279. 283. 290. 295. 317—322. 324. 423. 438. 440. — E: 72 f. 76. 97. 160.
Koumas E: 100.
Krahe G. J. E: 159. 168.
Krantz Albert E: 3.
Kratzeisen E: 159.
Kriese J. E. E: 167.
Krüdener, Frau von E: 78 f.
Krug E: 76. 99.
Krug von Nidda E: 104. 165.
Krüger H. E: 19.
Kugler 768.
Kuhfuß J. H. E: 19.
Kühle E: 143.
Kuhn Fr. 359.
Kunth, Geheimrat 69.
Kyrman Barbara, verm. Fischer 367. 370 f.

Digitized by Google

Lachmann 3. 688 f.
Lactantius 388.
La Guilletière E: 132.
La Martinière 98.
Lamprecht, Pfaffe E: 1.
Landau E: 98.
Lang K. H. von E: 161.
Lang W. E: 102.
Lange E: 22.
Langer 37.
La Roche Fritz v. 380. 729.
La Roche Max v. 377. 382. 384—386. 532. 727 f.
La Roche Marx v. 530. 730.
La Roche Sophie 380. 384. 528—540. 728 ff. E: 92.
Laßberg Josef von E: 77.
Laube H. 110. 435. 438.
Laurens Henri Joseph du (Le compère Matthieu) 730.
Lautsch Fr. E: 166.
Lavater 39 f. 116.
Leblanc 382.
Lebzeltern von E: 105.
Leibniz 4. 43. 422. — E: 5.
Lemaire Jean 356.
Lemercier E: 133.
Lenau Emilie 79. 441.
Lenau Nikolaus 110. — E: 179.
Savonarola 74—92. 441—464.
Lenhard 372.
Lente Theodor 470.
Lenz 39.
Briefe an Frau v. La Roche 526—540.
Lenz, Rektor 61. 418.
Leon E: 124.
Leonhart Anna 736.
Leonhart Auguste (Molly) 735 ff.
Leonhart Dorette (Bürgers erste Frau) 735—738.
Brief an Caroline Bischoff 736.
Leonidas 93.
Lesage 432.
Lessen F. A. E: 170.
Lessing 36. 54. 94—98. 103. 108. 360. 423. 434. 441. 464—466. 561. 625. 686. — E: 21. 33 f. 37. 53. 55. 89 f. 119. 132.
Emilia Galotti 317.
Hamburgische Dramaturgie 139.
Laokoon 422.
Minna v. Barnhelm 317. — E: 100.
Lewald Aug. E: 160.
Libenau Hans Kristof von 468.
Liber V. E: 166.
Lichtenberg 102. 109. 432.
Liebenstein Herr von 389. 722 f. 725. 727—729.
Lieber Fr. E: 101.
Ligarius Clara 364.
Ligarius Georg 364.
Ligarius Katharina 364.
Ligarius Sebastian 364.
Lindau Paul 335 — E: 169.
Lindemann Thomas 473.
Link G. F. 378 f. 730.
Liscow 101.
Literaturgeschichte 124—127. 242 f.
Liutprand, Bischof E: 87.
Livius 55.
Löber 377.
Loeben von 415.
Loblowitz Bohuslav von Hassenstein E: 88.
Logau 358. 465.
Lohberger Magdalena 367.
Lohenstein E: 28.
Lommel E: 159.
Longfellow E: 144.
Lope de Vega 305—307. 310 f.
Lothar R., 296. 331—333.
Louvel E: 80.
Löwe Carl E: 174.
Löwenthal Marx v. 85. 88 f.
Löwenthal Sophie v. 74 ff. 78. 80 ff. 85—92.
Lubinus Eilhardus 99 f.
Lübke H. E: 111. 135. 163. 166 f.
Lubliner 335.
Lucanus E: 24. 31.
Luchet P. L. Marquis de 524.
Lucian 96. 769. — E: 47.
Lucidarius 743 f.
Lüdemann E: 162. 175.
Ludwig Otto 683. 767.
Lunzi E: 114.
Luther Martin 79. 458. — E: 9. 87. 104.
Luther, Mediciner in Erfurt 377.
Lynar Fürst Otto Hermann zu E: 168.
Lyrik, Moderne 806 f.

Digitized by Google

Machiavelli 44. 731.
Mack Georg 467.
Mackenthun Familie 736.
Macpherson E: 60.
Macrobius E: 55.
Mahlmann 440.
Mainz. Kurfürst Emmerich Joseph 378. 381 f. 386. 733 f.
Kurfürst Karl Friedrich 733.
Maistre de E: 73.
Malern (Maler) Caspar 365.
Maleville Cl. de 465.
Mallet E: 12. 37. 43—47. 52. 56. 58.
Malones 423.
Malsburg K. von der 15. 19.
Maltitz A. v. E: 85. 160.
Mandelsloh E: 102.
Mander Carel van 470.
Manzoni E: 167.
Marggraff E: 166.
Marheineke 76.
Marlowe 716—721.
Marsollier 382.
Martensen H. L. 74—81. 83 ff. 87. 89 ff. 92. 441 f. 458. 461. 464.
Martial 98. 465.
Maßmann E: 72 f. 157. 159.
Mathieu H. F. L. 736.
Matthaei Carl 116.
Brief an Lavater 116.
Matthison 378. — E: 116. 141.
Mausolas Drosos E: 181.
Mauvillon 723. — E: 102.
Mavrokordatos E: 77.
Mavromichalis E: 159.
Mavrudis E: 146.
Mayer Karl 88. 91.
Mebold E: 103.
Mecklenburg. Prinz von 72.
Mecklenburg-Strelitz. Prinz Carl von 736.
Medwall Henry 299.
Mehemed Ali E: 82.
Meier Fr. K. 442 ff.
Meisel A. H. E: 101.
Meisl E: 98.
Meistergesang Nürnberger 467 f.
Meisterlied „Wie man Juden und Cristen uszelt“ 360 f.
Meißner G. A. 541.
Melanchthon E: 87.
Meleagros 97. 465.
Melingo Perikles von E: 150.
Mendelssohn Moses 101.
Mentzer Hans s. Johann Fischer.
Mentzer, Pseudonym Fischarts 369 f.
Menz E: 8.
Menzel Wolfgang E: 120. 158 f.
Mercier 315. — E: 88.
Merck 47.
Merimée E: 136.
Messerschmid Jörg 374.
Metastasio 531.
Metellus F. E: 168.
Methodisches 685—692.
Metrisches 692—705.
Metternich E: 73 f. 78. 146. 157—159 162. 174.
Meville 535.
Meyer Fr. L. W. 65 f. 70. 72.
Meyer G. E: 111. 135. 152. 176.
Meyer Joh. Friedr. von 525 f.
Meyer Dr. E: 145.
Miaulis E: 78. 84. 156. 158.
Michaelis 65. 386. — E: 92.
Miladinow E: 136.
Milton 423. 516.
Mimigardia 480.
Mina E: 124.
Moleschott 803 ff.
Molière 303.
Molinar 71.
Montaigne E: 55.
Montanus 382.
Montecuculi E: 89.
Moore Th. E: 109.
Morhof D. G. E: 4. 6. 50.
Morier E: 170.
Mörike 561. — E: 140 f.
Moritz K. Ph. 52.
Moscherosch E: 47.
Mosen Jul. 165. 170.
Moser 107. — E: 140.
Möser E: 53.
Motherby Johanna 761.
Mozart 431.
Mügge Th. E: 170.
Müller Adam E: 73. 78. 80 f. 92.
Müller C. W. E: 167.
Müller Ch. E: 170.
Müller Gottfried E: 102.
Müller Johannes v. 378. 423. 733 f.
Müller Johann Gottwerth 432.
Müller J. H. E: 20.

Digitized by Google

Müller, Kanzler von E: 107. 114.
Müller Karl Otfried E: 104. 178.
Müller von Itzehoe 436. 439.
Müller, Maler 676.
Müller Wilhelm 481. — E: 73. 81. 89. 108 ff. 112 f. 115. 117—140. 144. 146 f. 156. 159. 161—167. 171—181.
Müller-Arnoldſcher Prozeß 67.
Müllner 11. — E: 142.
Münner Hans 467.
Münch E: 102. 132. 146.
Munck Freiherr O. M. 759.
Munck Freifrau Eliſa Maria 759 ff. 764.
Münzesheim Baron 730.
Muſäus 57.

Naevius 423.
Napoleon I. 16. 44. 281. 759. 762. — E: 71. 75. 79. 81. 123. 177.
Nardi Jacopo 444.
Nathuſius Philipp 14 ff. 799—883.
Natzmer E: 106. 108. 132.
Neander E: 99.
Necker 424.
Neelſen 377—380.
Nees von Eſenbeck E: 109. 134.
Nehrlich 426 f.
Nerli 444.
Neſtius Maria 761.
Neſtroy 440.
Neuber, Schauſpieler 719. 721.
Neuber Salomon 694.
Nibelungenlied 688. 677 f. — E: 1.
Nicolai 66. 279. 293. 423. 544. — E: 54.
Nicolini E: 96.
Nider 743.
Niebuhr 767 f. — E: 99. 101. 158. 176. 178.
Niendorf Emma von 478 f.
Nietſche 767.
Nordau M. 282. 286—289. 294. 328.
Normann-Ehrenfels Graf E: 101. 126. 139.
Notker Labeo E: 91.
Notker der Stammler 401.
Novalis 427. — E: 119. 127.
Nuwenfels B. 364.
Nyddruck Zola von 375.
Oberkirch, Baron 534.
Oberpleis Gerhard von 403.
Oehlenſchläger 425.
Oehninger P. 553 f.
Oekolampadius 765.
Oeſer A. F. 39.
Oeſer Friederike 103.
Oler Diebolt 364.
Oper 530 f.
Opitz 95—98. 468 f. 766. — E: 38.
Orelli J. K. v. E: 145.
Oriola, Gräfin 21.
Orlów Feodor E: 75.
Oſſian E: 32. 50. 60.
Oeſterreich. Kaiſerin Eliſabeth E: 151.
Franz II. E: 97.
Joſef II. E: 75. 104. 148 f.
Kaiſerin Maria Thereſia 525.
Oſterreiter Michel 467.
Ovid 387. 667. — E: 18.
Ow Joſ. v. E: 150.

Pacuvius 423.
Palladas 96.
Pandin Beaugard 359.
Papadopulos E: 76. 94.
Pappenheim Albrecht Graf von E: 159.
Paracelſus Theophraſtus 396.
Parthey G. E: 114.
Paſſavant Dr. 89.
Paſſionsſpiel in Höritz 632.
Paſſow E: 109.
Pauli 268. 299 f. 351 f.
Paulli Simon 470.
Pavillon Eſtienne 352.
Percy E: 47. 50. 55 f.
Perrhäwos E: 158.
Perrin 535.
Petöfi E: 85.
Petrarca 73. 351 f. 423. — E: 98.
Petri F. E: 165.
Petronius 725. 731.
Pfaff 378. 728.
Pfau L. E: 93.
Pfeffel 358 f. 531.
Pfitzer Gregor 365.
Pfizer Guſtav E: 85. 90. 141.
Phädrus E: 90.
Philhellenismus in Deutſchland E: 71 bis 181.
Philippos 465.

Digitized by Google

Philotas E. C. E: 170.
Picard 322.
Pichler Karoline E: 147 f.
Pilotz E: 174.
Pindar 37. — E: 32. 54 f.
Pittſchaft E: 105 f. 144.
Pircheimer E: 160.
Platen 17. — E: 131. 146. 173. 179 f.
Plümicke 66.
Platner 63.
Plato 37. 83. 404. 441. 463. 727. 769. — E: 2. 94. 157. 164.
Plautus 55. 423. 533.
Plutarch 466.
Poe E: 144.
Poggio E: 98.
Poißl v. E: 97. 159.
Polt Joſef 548.
Pontoppidan 538.
Poſtel Chr. H. E: 28.
Pouqueville E: 103. 162.
Pradt de E: 76.
Preußen. Friedrich der Große 44. 101. — E: 27. 79.
Friedrich Wilhelm II. 466.
Friedrich Wilhelm III. E: 99.
Königin Luiſe 10. 72.
Probſt 694.
Prochaska E: 129.
Prokeſch-Oſten Graf Anton von E: 83. 104. 141. 146. 150. 153.
Properz 654.
Pſychologie 495.
Pſychologiſche Literaturbetrachtung 686 bis 692.
Pückler-Muskau 432. 434. 437. 439 f. — E: 152.
Pyra E: 22. 28. 40 ff.
Pythagoras E: 13 f.

Quintilian E: 90.
Quintus Smyrnaeus 654.

Rabelais 103.
Rabener 274. 381.
Ragnar Lodbrog E: 18. 24 f. 29—37. 39. 43. 56. 61—64.
Raimund 279. 322.
Ramler 358.
Rangabé E: 138.
Rango F. L. v. E: 100.
Ranke L. v. 8—13. — E: 146.
Rappoltſtein Graf Eberhard von 371.
Rappoltſtein Graf Egenolf von 371.
Raßmann Friedrich 480.
Raumer Friedr. von E: 176.
Raupach 432. — E: 90. 142. 168.
Recke Eliſe von der E: 100.
Reflexiones ex optimismo 382.
Regner ſiehe Ragnar.
Reich Moritz E: 150.
Reichardt 65. 68.
Reichenbach E: 19.
Reimar von Zweter 360. 469.
Reimer, Buchhändler 115.
Reinbeck Eliſe 75.
Reinhard Graf 549—552. — E: 82. 114.
Reinhardt („Der Kreuzzug nach Griechenland") E: 169.
Reinhardt Friederike E: 171.
Reinhart, Maler 72.
Reland Hadrian E: 6 f.
Rellſtab E: 161. 165. 170.
Remigius Nikolaus 373 f.
Renan E: 133.
Reſenius E: 2. 4 ff. 30.
Reſewitz E: 46.
Reuchlin 404. — E: 87.
Reuling Ludwig Wilhelm 322.
Reuter Chriſtian 110 f. 432. 513. 541.
Reuter Fritz E: 73. 80.
Reventlau Detlev von E: 10.
Rhangawis A. R. E: 138.
Rhigas Konſtantin E: 76. 133 f. 146. 154. 173.
Rhode Detlev E: 6.
Richard Sophie E: 145.
Richardſon 529. 531.
Richter Jean Paul Friedrich 112—116. 422. — E: 96. 116 f. 121. 178.
Richter, deſſen Witwe.
2 Briefe an König Friedrich Auguſt von Sachſen 112 f. 114—116.
Brief an Miniſter von Einſiedel 113.
Richter L. E: 166.
Richthofen Julie Baronin von E: 171.
Riedel F. Juſtus 377. 379. 386.
Riego Rafael E: 124 f. 131 f. 163.
Riehl W. H. 433.
Riemer 72. 315. 435. — E: 107 f.

Digitized by Google

Rijsdorp Jakob van 710—722.
Rio Max E: 166.
Ritschl E: 99.
Ritter- und Räuberroman 540 bis 549. 810 f.
Rivinus A. 98 f.
Rivius v. Attendorn 23 ff.
Rizo-Neroulos E: 113. 146. 173.
Robert Ludwig und Friedricke 647.
Robertin Robert 469.
Ronner A. 331.
Ronsard 95.
Roscoe 80 f. 441. 444 f. 458 f. 464.
Rose J. E: 44 f.
Rösel E: 22.
Rosen E: 136.
Rost 726.
Rote M. Fr. 24.
Rottmann E: 155.
Rousseau 106. 531. 534. 536. 729. — E: 12. 55. 85. 94.
Rubens 655.
Rucellai 444.
Rückert 434. 481. 768. — E: 72. 129. 131. 163 f. 173. 178.
Rudbeck E: 2. 4 ff.
Rudelbach 58 f. 442—464.
Rudolf von Ems 675.
Rumohr 14.
Rußland. Alexander I. E: 78 117.
Katharina II. 75. 88.
Nikolaus I. E: 83. 173.
Rytzelin Agatha 364.

Saar Ferdinand v. 287. 328.
Sachs Hans 160. 266. 268 f. 290. 299 f. 351—362. 467. 692—705. — E: 3.
Sachsen. Kurfürst von 415 f.
König Friedrich August 112.
Sachsen-Weimar. Anna Amalia 56 f. 274. 323.
Karl August 55—64. 411 bis 418. 784.
Verfügung in Schulsachen 58.
Wilhelm Ernst 56.
Sack, Baron E: 118.
Sack, Hofprediger 101.
Sagen 783.
Ahasversage 462 f.
Lenorensage 135. 811.
Melusinensage 245.
Teufelssagen 740 ff. 785.
Salieri 315.
Salzmann 37. 39.
Sämund Sigfusson E: 5.
Sand E: 80.
Sanders Daniel E: 109. 134. 176.
Sander Joh. Daniel 422.
Sannazar E: 98.
Saphir M. G. 10. — E: 150. 166.
Sardou 325.
Sasse G. Fr. E: 19.
Sathas Const. E: 176.
Savigny 15.
Savonarola 443—457.
Saxo Grammaticus E: 3 f. 9. 54.
Schack Graf von 648. — E: 98. 166 f.
Schadäus 706. 708 ff.
Schädeler 736.
Schaden Adolph von E: 160 f. 171.
Schall E: 119.
Schaller E: 159. 166
Scharnhorst 480 f. — E: 129 f. 137.
Scharnhorst Sohn E: 101.
Schedius E: 7. 39.
Schefer Leopold E: 118. 146. 159. 174 f.
Scheffel 100. 561. — E: 176.
Scheffer E: 4.
Scheffer Graf E: 10.
Scheidt, Caspar 370.
Scheller G., Professor 57.
Schelling 77. — E: 92 ff. 96. 175.
Schenk E. von E: 153. 160.
Schenkendorf 480. — E: 118. 125. 127. 130. 137.
Scherer Georg E: 87 f.
Scherz E: 6.
Schickaneder 431.
Schill E: 79. 129.
Schiller 4. 62. 64—73. 105. 108 f. 111. 156 ff. 161. 280 f. 293. 321. 330 f. 413. 429. 440. 561. 639. — E: 21. 90. 92 f. 98. 115 ff. 127. 141. 143. 165. 173 f. 179.

Lyrik.

Das Lied von der Glocke 286. — E: 105.
Das verschleierte Bild zu Sais 280.

Digitized by Google

Der Taucher 280 f.
Die Bürgschaft 109.
Die Götter Griechenlands E: 90. 93. 156.
Die Künstler 687. — E: 93.
Ideal und Leben 109.
Mädchens Klage 109.
Reiterlied E: 165.

Drama.

Die Jungfrau von Orleans 422. — E: 169.
Die Räuber 66. 541. — E: 91. 95 f. 102.
Don Carlos 280. 326. 683 f. — E: 144.
Fiesco 464. — E: 94.
Maria Stuart E: 144.
Wallenstein 11. 65. 67. 683.— E: 180.
Wilhelm Tell E: 97. 178.

Prosa.

Der Geisterseher 544. 547.
Der Verbrecher aus verlorner Ehre 541. 547 f.
Ueber naive und sentimentalische Dichtung 66.
Schiller Charlotte v. (Lolo) 67—70. — E: 105.
Schiller Ernst v. 67.
Schilling A. v. E: 85. 161.
Schilter E: 6.
Schirmer 98.
Schlegel J. H. E: 46.
Schlegel A. W. 280. 315. 422—425. — E: 148.
Schlegel Fr. v. 11. 68. 108 ff. 279 bis 283. 286. 288. 315. 413. 422 bis 425. 625. 767.
Schlegel J. E. E: 28.
Schleiermacher F. D. 76. 286. 422 f. 463. 767. — E: 122. 125.
Schleiermacher Nanna 763.
Schlosser 69. 422.
Schlosser Cornelie (Goethes Schwester) 533.
Schlotterbeck 432.
Schlözer E: 90.
Schlüter 466.
Schmettau Woldemar Friedrich Graf von (oder dessen Vater) 389. 722 bis 726. 731.
Schmidt J. Chr. E: 23—27. 30. 33. 39 57.
Uebersetzung des Ragnarliedes E: 61 f.
Schmidt Klamer 378. 381. — E: 166.
Schmidt M. H. A. E: 166.
Schmidt Niclaus 370.
Schmidt von Lübeck E: 121.
Schmieden Marcus 470.
Schmuck Fr. W. 709.
Schneckenburger E: 177.
Schneider Jakob, Meistersinger 467.
Schönaich 465. — E: 28 f.
Schopenhauer 266. 277. 288. 296. 327. 404. 561. — E: 108.
Schoppe Amalie E: 169.
Schottelius E: 4.
Schröder Friedrich Ludwig 63.
Schrödter Adolf 439.
Schubart E: 91. 94. 124. 140.
Schubert Franz E: 139.
Schubert G. H. v. E: 170.
Schulkomödie 553.
Schulze 379.
Schumann C. F. E: 165.
Schumann Robert E: 163.
Schurz Karl 76. 85 ff. 92.
Schurz Kathi 87.
Schütze Gottfried E: 7—22. 24. 29 f. 32. 37—43. 45—50. 52. 54—57.
Schwab Ch. Th. E: 141.
Schwab G. 88. — E: 93. 117. 120. 138 f. 140 f. 162 f. 167.
Schwabe von der Heide 468 f.
Schwabe, Conrector 54. 56. 417 ff.
Schwanthaler E: 155.
Schwarz Josef, Professor 376 — 389. 722 f. 726—735.
Schwarz Marianne 380.
Schwartzkopff 352 f.
Schweden. Gustav E: 9.
Gustav IV. 762.
Karl XIII. 762.
Schwencker Michel 365.
Scott W. 324. — E: 170.
Sealsfield 561.
Seckendorf Leo 426 f. 430.
Sebestadt Graf Hannibal 470.
Seneca 517. — E: 21 f. 90.

Digitized by Google

Senn Johann 161.
Septimus P. E: 32.
Seraphino Aquilano 356.
Servet Michael 102.
Seifrit 674 f.
Seybold Fr. E: 145.
Seyfart Juſtus E: 105. 168.
Shakeſpeare 34. 40 f. 46. 49. 108. 265. 422. 433. 477. 561. 683. — E: 54.
Shelley E: 95.
Sidney E: 55.
Sigl E: 105.
Sileſius Arcouatus 465.
Simolin A. Freiherr von E: 139.
Simrock 768.
Sina E: 99.
Sinclair Iſaac von 478.
Sleidanus Johannes 375.
Smets W. E: 167.
Sneedorf E: 51.
Snorri Sturluſon E: 5. 24. 51.
Solomos E: 133 f. 147.
Sondershauſen Karl E: 114 f.
Sophokles 266. 275. — E: 54. 90. 93. 157. 164.
Spalding 101.
Spanien. Ferdinand VII. E: 125.
Spinoza 4. 40. 51. 74. 77.
Spieß C. H. 315 ff. 543 f.
Sprache, Deutſche 769—784.
Stackelberg v. E: 102. 114.
Stade Dietrich von E: 6.
Staël Madame de 424 f. — E: 125.
Stägemann E: 78. 106. 131.
Stahl E: 125.
Stamler Adrian 467.
Stanhope E: 145.
Steele 272. 308—310. 312.
Steevens 423.
Steigentesch J. J. F., Rektor 381. 386 f.
Stein Freiherr vom 552. — E: 72 f. 82.
Stein Charlotte von 34. 102.
Stephanus 95 f. 357.
Sternau Edmund E: 178.
Sterne 276 f. 281.
Steub Ludwig E: 153. 160.
Stichreim 693—700.
Stieglitz Charlotte E: 173.
Stieglitz Heinrich E: 127. 144. 146. 161. 164 ff. 173 f. 176. 179.
Stimmer Tobias 705. 709.
Stockhauſen 381.
Stoffgeſchichtliches: Baumkirchner 556. Geheimbünde 546 f.
Stolberg Gebrüder 530.
Stolberg Fr. L. 69.
Stolterfoth Adelheid v. E: 165.
Stourdza E: 73.
Strahlheim C. E: 168.
Straparola 352.
Straß K. F. H. E: 100.
Strauß D. F. 77. 91. 437. — E: 92. 120. 123.
Strodtmann J. Chr. E: 19. 59.
Studentenſprache 766—782.
Studnitz v. E: 120.
Sturz H. P. E: 46. 59 f.
Sigurth und Brynhild, eine nordiſche Geſchichte E: 68 ff.
Sulzer, Profeſſor 101.
Sutor Andreas 361.
Swedenborg 433.
Swift 431 f. 438 f. — E: 47.

Tacitus 422. — E: 39.
Taine 692. 809 f. — E: 177.
Talvj E: 107. 113. 118. 134. 137.
Taſchenbuch Minigardia 480.
Tauchnitz Verlag E: 100.
Teller 101.
Temple E: 23. — 26. 61.
Tennyſon E: 144.
Terenz 684.
Teſtament, Altes 299 f.
Theognis 684.
Theokrit 37. 66.
Theophano E: 85. 87.
Thierſch F. E: 96. 99 f. 131. 151 ff. 157. 159. 177 f.
Thiſtlewood E: 80.
Thomas von Aquino 77.
Thomas „Der ſokratiſche Schuſter" 101.
Thormod E: 6. 37.
Thuilius Jo. 766.
Thümmel M. A. v. 518—521. 726.
Tieck Dorothea 437.
Tieck Ludwig 8. 12. 106. 108. 110. 281 f. 288. 322. 343. 431 f. 436 f. 439. — E: 91. 105. 117. 131. 118.
Tiedge E: 116 f.
Tilly J. B. 65.
Tiroler Literaturbericht 159 ff.
Tobiſch J. K. E: 150.

Digitized by Google

Toland John E: 19.
Toft 319.
Tofth Elisabeth 367.
Tofth Melchior 367.
Tofth Peter 367.
Totengespräche E: 47. 79.
Trautschold E: 166.
Trendelenburg 404.
Trier. Kurfürst Franz Georg 733.
Triller 34. 96.
Tritonius Petrus 160.
Tromlitz von E: 170 f.
Tryphon E: 91.
Tscherning 766.
Tschink 547.
Tucher Sebald 361.
Türkei. Sultan Mahmud II. E: 105. 156. 177.
Twain Mark E: 177.
Tyrannis Christiana 382.
Tyrtäus E: 36 f.
Tzschirner E: 73. 80. 100.

Uechtritz Fr. v. 8—13.
Uhland 429 f. 768. — E: 72. 93. 131. 140 f. 178.
Uhlich A. G. 512 ff.
Ukert F. A. E: 96. 111. 132.
Ulrich J. A. H., Hofrat 419 f.
Ulrich von Zazikhoven 675.
Umlauft P. E: 169.
Unzer 723.
Uz 43. — E: 22 f.

Vairasse 388.
Vaperau E: 133.
Varnhagen von Ense Rahel 9. 12. 422.
Varnhagen von Ense August 8 f. 478. 797. — E: 78. 99. 106.
Vauvenargues 108. 111.
Veit Dorothea 422 f.
Vellejus A. E: 32.
Beneziano Antonio 362.
„Veni creator“ 404.
Verchi 444.
Verelius E: 4. 6.
Vergil 382. 666. — E: 18. 90.
Verhouff Stephan 710.
Vespermann E: 105.
Villari Pasquale 443 f.
Villèle E: 162.
Villoison E: 80.
Vintler Hans v. 161.
Vischer Fr. E: 92 f.
Vischer Georg 366.
Vischer Johann siehe Fischer.
Vischer Peter E: 160.
Vißcardt Veit 370.
Vitry Jacob von 740.
Voigt G., Minister 408 f. 411 f. 414 416. 419 f.
Voitter 467.
Volkslied 127—137. 160. 426—430.
Volkslieder, Dänische E: 50 f.
Volkslieder, Neugriechische E: 106 bis 113. 132 ff. 178.
Volkslieder, Historische E: 77 ff. 83 f. 87. 151. 156 f.
Volsungasage E: 60.
Voltaire 98. 103. 382. 423. 437. — E: 47. 88. 97. 127.
Vom Schretel und dem Wasserbären E: 1.
Voß Gräfin 425.
Voß Chr. H. 429 f. — E: 96. 100. 116.
Voß Jul. v. 433 f. — E: 90. 161. 170 f.
Voutier E: 161.
Vuk Stephanović E: 133. 166.
Vulpius 544. — E: 169.

Wachtendonk Minister von 382.
Wackernagel 768.
Wächter Leonhard 541.
Wagemann Dr. von E: 144.
Wagner H. L. 315.
Wagner Richard 494. — E: 49. 154.
Waiblinger E: 93. 100. 141 ff. 156. 164 f. 168 f.
Waldner Henriette von 534.
Walther J. F. E: 166.
Walther von der Vogelweide 159.
Warbeck Veit 509 f.
Warsberg Alexander von E: 150.
Wartenburg Justinus = Kerner 430.
Wartensleben Gräfin 536. 731.
Warton 423.
Weis 382. 387.
Weise Chr. E: 3 f.
Weiser Niclaus 364.
Weiße Chr. Felix 315. — E: 32—37. Uebersetzung des Ragnarliedes E: 62 ff.

Digitized by Google

Weisser Fr. Chr. 429.
Wetherlin E: 140.
Wendt Amadeus E: 175.
Wenzel G. J. 546.
Werner Adam Friedrich 469—475.
Werner Zacharias 790 f. — E: 131.
Wernicke 358. 465.
Werthes 378.
Wessenberg J. H. v. E: 73. 166.
Westonia Elis. Jo. 98.
Weyden E. E: 166.
Wetzel K. F. G. E: 96.
Widman 404.
Wieland 51. 62. 109 f. 111. 137 f. 277. 285. 317. 376—389. 413. 431 f. 439 ff. 522—526. 529 f. 532 f. 535—540. 722—732. 734 f.— E: 27—31. 39. 76. 91. 94. 140.
Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens 387 ff. 734 f.
Der goldene Spiegel 734.
Don Silvio di Rosalva 432. 437 f.
Geron der Adeliche 526.
Musarion 376. 378. 387.
Oberon 734.
Wildenbruch 335.
Wilhelm, Abt in Lüttich 406 f.
Willamow J. G. E: 92.
Winckelmann 39. 107. 422. — E: 93.
Winsbecke 469.
Wischhardt siehe Fischart 369.
Witte Karl E: 132.
Witze, Epilogische 765 f.
Witzleben von E: 170.
Wochenschriften, Moralische 274.
Wolckenstein David 705. 708 f.
Wolf F. A. E: 96. 118.
Wolf E. W. 379.
Wolfe 161.
Wolff Christian 274. — E: 14. 17.
Wolff Jul. 561.
Wolff, Student aus Olmütz 377. 379 f. 728.
Wolfram von Eschenbach 154 f.
Wolkenstein Oswald von E: 87.
Woller Michael 367.
Wolzogen (Wohlzogen) Karoline von 69—72.
Worm Ole E: 2. 4. 6. 17. 24 ff. 29. 32 ff. 37. 47. 51. 56 ff. 61 bis 64.
Wülfer Joh. E: 88 f. 96. 104. 151. 179.
Würger G. Chr. E: 19 f.
Württemberg Alexander Graf von 85.
Wygand E. F. C. E: 106.
Wyß J. R. E: 145.

Xanthos E: 100.
Xenophon 37.
X Y Z (Anonymus) 318.

Yorik 63.
Young 516.
Ypsilanti Alexander E: 77. 84. 99. 128 f. 137 f. 147. 161.

Zabata Cristoforo 352.
Zahn 435.
Zambelios E: 90.
Zasius 765.
Zedlitz E: 118. 136. 147 ff. 158.
Zelter 34. 49.
Zesen Ph. von 468 f.
Zetzner Lazarus 375.
Zeune E: 100.
Zimmermann J. C. G. E: 159.
Zimmermann J. G. 101.
Zinkgref 370. 766.
Zola 807—810.
Zschokke 544. — E: 104.

Druck von Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth.

Digitized by Google

Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Dritter Band

Viertes Heft

Immer höher muß ich steigen,
Immer weiter muß ich schaun.

Vierteljährlich erscheint ein Heft im Umfang von etwa 13 Bogen.
Preis des Jahrgangs M. 16.—

Bamberg
C. C. Buchner Verlag
Rudolf Koch
1896

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Kleists „Penthesilea“ und die psychologische Richtung in der modernen literarhistorischen Forschung. Von J. Niejahr in Halle a. S. . 653

Stichreim und Dreireim bei Hans Sachs. I. Von J. Minor in Wien 692

Fischart-Studien. II. Die Beschreibung des Astronomischen Uhrwerks. Von Adolf Hauffen in Prag 705

Zur Geschichte des Volksschauspiels vom Doktor Faust. I. Von Wilhelm Creizenach in Krakau 710

Wielands Erfurter Schüler vor der Inquisition. Mitteilungen über Heinse und seine Freunde. (Schluß.) Von Bernhard Seuffert in Graz 722

Bürger über Dorette und Molly. Mitgeteilt von Karl Nuthorn in Bissendorf bei Hannover 735

Die Einführung des Mephistopheles in Goethes Faust. (Schluß.) Von Franz Josef in Freiburg (Schweiz) 739

Ernst Moritz Arndts Psychidion. Von Heinrich Meisner in Berlin . . 758

Miscellen.

Zwei geflügelte Worte des 16. Jahrhunderts. Von Max Rubensohn in Berlin 764

Drei epilogische Witze. Von Max Rubensohn 765

Recensionen und Referate.

Hirzel, Der Dialog (R. M. Meyer) 767

Weise, Unsere Muttersprache (Friedrich Weidling in Gera) 773

Wunderlich, Unsere Umgangssprache (Friedrich Weidling) 773

Studentensprache und Studentenlied in Halle (Hermann Wunderlich in Heidelberg) 776

Meier J., Hallische Studentensprache (Hermann Wunderlich) . . . 776

Kluge, Deutsche Studentensprache (Hermann Wunderlich) 776

Schmitz, Die Mösch-Mundart in den Kreisen Geldern ꝛc. (A. Hauffen) 782

Norddeutsche Sagensammlungen 783

1. Gander, Niederlausitzer Volkssagen.

2. Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig.

3. Weichelt, Hannoversche Geschichten und Sagen.

Holder, Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung (K. Bohnenberger in Tübingen) 784

Osborn, Die Teufelsliteratur des 16. Jahrhunderts (Georg Ellinger in Berlin) 785

Goethes Werke. 30. Teil. Aufsätze über bildende Kunst und Theater. Herausgegeben von A. G. Meyer und G. Witkowski (R. M. Meyer) 789

Poppenberg, Zacharias Werner (Josef Ettlinger in Berlin) . . . 790

Cardauns, Die Märchen Clemens Brentanos (R. Steig) 791

Eleonore Fürstin Reuß, Philipp Nathusius' Jugendjahre (R. Steig) 799

Moleschott, Für meine Freunde (Albert Leitmann) 803

Kennel, Ludwig Eichrodt (K. Bohnenberger) 805

Biese, Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker (R. M. Meyer) . 805

Engwer, Emile Zola als Kunstkritiker (Arthur Eloesser) 807

Erklärung. Von Carl Müller in Dresden 810

Entgegnung. Von Rudolf Fürst in Berlin 810

Nachträge und Verbesserungen 811

Register. Von Richard Batka in Prag 812

Die Bibliographie folgt im nächsten Hefte.

Briefe, Manuskripte und Bücherseudungen sind zu richten an den Herausgeber Professor Dr. August Sauer in Prag, Smichow 586.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 9015 02446 3450

Filmed by Preservation

1993

DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD

by Google

Digitized by Google